Kursbuch 44

Unsere Unterwelt

Milieus: Frankfurt, St. Pauli, Fulda . . .
Professionen und Karrieren: Eierdiebe,
Loddel, Zocker, Dealer, Bosse
Auf dem Strich / über dem Strich
Die Logik der Kriminalisierung: Zur
Dialektik von Konformität und Kriminalität
Die Oberwelt als Unterwelt
Knast: Lumpen im Schließfach
Jenseits der Kriminalstatistik

Kursbuch/Rotbuch Verlag 8 Mark

Kursbuch
Herausgegeben von Karl Markus Michel und Harald Wieser
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

44 Unsere Unterwelt Juni 1976

Lutz, Klaus, Volker, Monika, Wir da unten, die da oben. Berichte aus der Frankfurter Unterwelt 1
Ralf Thenior, Die schnelle Mark auf St. Pauli. Notizen aus dem Vergnügungsviertel 20
Werner Mathes, Unterwelt en miniature 27
Kurt der Eierdieb. Protokoll Hans Häußler 38
Andreas Heuer, Zock in Deutschland 53
Homo-Strich. Zwei Interviews von Jochen Schickedanz 64
Jenny Liebreich, Ein bißchen über dem Strich 76
Knut Engelhardt, Die Logik der Kriminalisierung. Bemerkungen zur Dialektik von Konformität und Kriminalität 86
Harald Wieser, Oberwelt als Unterwelt 122
Wolfgang Gabel, Der Boß 149
Peter-Paul Zahl, Die Zerstörung der Mitmenschlichkeit: Lumpen im Schließfach 163
Falco Werkentin, Jenseits der Kriminalstatistik. Überlegungen zur zunehmenden Gefährdung unserer inneren Sicherheit 177
Anmerkungen der Redaktion 192

76-729

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am: .....

05
Kur

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 6, im Einzelverkauf DM 8 (Heft 21 bis 38 DM 5 bzw. DM 7). Anschrift der Redaktion: Kursbuch/Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Harald Wieser. © 1976 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Lutz, Klaus, Volker, Monika
Wir da unten, die da oben

Berichte aus der Frankfurter Unterwelt

Interviews: Monica Weber-Nau

»Damals, als es noch Galgen gab,
da, nicht wahr, gab es
ein Oben.« *Paul Celan*

»Unter allen westdeutschen Großstädten hat Frankfurt die höchste Kriminalitätsrate. Die Stadt ist Treffpunkt für zwielichtige Figuren aus aller Welt: Rauschgifthändler, Zuhälter, Einbrecher. Nirgendwo sonst sind die Gangs so straff organisiert, rechnen Gangster so brutal miteinander ab - manchmal ›gibt es auch eine Hinrichtung‹.« *Der Spiegel*, 19. Januar 1976

Lutz

Erzähl doch mal, wie sich die Scene, in der du bist oder warst, von der übrigen Gesellschaft unterscheidet. Wie lebt man, wie geht man miteinander um?

Das kommt drauf an, mit was für Knackis du so zusammen bist. Ich würd sage, die meisten kleinen Eierdiebe, die leben in ner Familie un machen von da aus so in der Gegend rum, oder wenn se so sin wie ich, dann sin se ausgeflippt. Ja un die etwas größere Knackis, die ham dann son Apartment, dann ham se ne Freundin, die anschaffen geht, naja, ich würd sage, der Unterschied is ganz kraß. Ich denk, ma kann das direkt so vergleiche: Du kannst auch net einfach so ins Möwenpick gehn un mit nem Generaldirektor oder so was en Steak fresse. Das geht net. Genauso läuft das auch net, bei sonem Oberknacki irgendwas mache, da lacht der nur, da sagt der: »Was solln das? Das is wohl en Witz!« Naja, un die kleinen Knackis, die sin unheimlich geil drauf, an den Großen ranzukommen, den Großen ranzukriegen, den großen Knacki. Der will was abservieren un die merken garnich dabei, wie se gefickt werde, schräg von hinte. Genau wie wenn de arbeiten gehst, da wirste ausgenomme, wirst gefickt. Nur daß eben bei den Knackis der Flip is, da is es illegal, un das is halt das einzigartige Risiko. Un auf gut Deutsch, wir brauchen also Knackis, Verbrecher, damit wir schön brav un unschuldig sin, ne? Die Leut, die hier rumlaufe, sin all kriminell, die sin nur noch net erwischt worde.

Du meinst also, es gibt keine Unterschiede?

Nee, du siehst doch gar keinem an, ob ern Knacki is oder net, riecht doch keiner danach, hat doch keiner en Judenstern an, wo draufsteht Knacki. . .

Du bist mit einer Reihe von Leuten zusammengekommen, erzähl doch mal ein bißchen über sie.
Das sin welche, die ham irgendwann ma resigniert - im Beruf - un dann gehn se halt nachts auf Tournee, so wie ich halt damals.
Wenn man so ab und zu mal ein Ding dreht, kommt man dann automatisch in die Kreise?
Klar, ma sitzt da rum un kommt dann automatisch rein. In den Kneipen, die bis nachts um 4 Uhr aufham, da stehn dann ja auch die net so astreinen Typen rum. Die Gefahr, wieder da reinzurutschen, is ziemlich groß, vor allem wenn ma son Typ is wie ich.
Was fürn Typ bist du denn?
Früher war das der Fall gewesen, daß ich mich gern zu etwas überreden ließ. Das brauchten net mal irgendwelche Straftaten zu sein. Das fing so ganz früh an, mit Äppelklauen, un ging dann Stufe für Stufe.
Hast du immer alleine gearbeitet?
Teils, teils.
Die Kreise, in denen du dich bewegt hast, ist das eine Gemeinschaft, so nach außen hin, oder betrügt man sich da auch gegenseitig?
Da bescheißt einer den andern.
Wie ist es z. B. mit heißer Ware, wie wird man die los?
Tja, wie wird man die los? Wir hatten eigentlich kein Interesse an heißer Ware, wir wollten eigentlich Bargeld.
Ihr habt also von vornherein Geld geklaut?
Logisch.
Mich würde aber trotzdem interessieren, wie man z. B. ein geklautes Auto los wird!
Da hab ich keine Ahnung, ich weiß es nich, ich hab nie eins geklaut.
Hast du gehört, wie andere ihre Ware losgeworden sind?
Das weiß ich nich, ich bin von Vielen einer der Kleinsten.
Wie sieht man so als einer der Kleinsten von Vielen die da oben?
Ich weiß ziemlich genau, daß ich net in der Lage bin, son großes Ding auszukundschaften; selbst wenn mir der Zufall dabei helfen würd, da wüßt ich net, was ich machen würde.
Ist das nur bei dir so, oder geht es anderen ähnlich?
Ich hab mich mit einigen darüber unterhalten, das is so, daß die nachts davon träumen, aber sie kommen nie dahin. Denen fehlt ganz einfach das Zeug. . .
Dient man sich bei euch nicht nach oben?
Nee, das is nich die Regel.
Steht man sich gegenseitig im Weg, hindert man sich am Vorwärtskommen?

Kann ich mir vorstellen.
Hilft man sich gegenseitig? Nehmen wir an, einer muß untertauchen.
Man hilft ihm vielleicht, aber nich umsonst. Einem Jugendfreund vielleicht, aber das sin Ausnahmen.
Sind das auch Ausnahmen in den oberen Reihen? Mir fällt da z. B. Lugmeier ein.
Möglicherweise hat der nur gut vorgeplant.
Aber trotzdem braucht man Leute, die einem behilflich sind.
Die muß man dann bezahlen, un dann brauchts auch den persönlichen Kontakt, man nimmt net jemand x-beliebiges.
Man hilft auch dann nicht umsonst, wenn man denkt, daß man selbst in die Lage kommen könnte?
Nee, sicher net.
Gibts da noch andere Regeln?
Man hilft net jedem.
Auch dann nicht, wenn die entsprechende Person gut zahlen kann?
Das spielt keine Rolle.
Und wie ist das bei kleinen Gangstern, den sogenannten Eierdieben?
Die fliegen weg. Wenn se net irgendwo en Freund sitzen ham, sin se weg. Zumindest bekommen se hier in Frankfurt kein Bein mehr auf den Boden.
Als Bestrafung, oder weil sie »heiß« sind, wie man sagt?
Weil niemand durch die gefährdet werden will. . .

Volker

Ich bin nach Frankfurt gekommen un hab da den Heinz kennengelernt. Das war en Typ, der dieselbe Stammkneipe hatte wie ich, das war son Pilzstübbche, wo sich alles Mögliche getroffen hat, un von da aus sind wir dann immer auch losgezoge zum Zocken. Da warn wir halt viel in der Stadt gewese, so in Zockerkneipen. Ham alles mögliche gespielt, Baccara, primär eigentlich Poker. Da wars manchmal so, daß wir an einem Abend manchmal mein Monatsgehalt verspielt ham, manchmal auch ganz schön gewonnen ham, auf jeden Fall von der Hand inen Mund gelebt ham. Ja und der Heinz hatte dann zuerst keine Böcke mehr, was zu arbeiten, und hat sich dann unter der Kreissäg en Finger un en Daumen abgeschnitte, un damit war er Invalide.
Was habt ihr dann gemacht, außer gezockt?
Inen Kneipen rumgehängt un überlegt, wie wir zu Geld kommen. Ja un dann hab ich auch aufgehört zu arbeiten, zuerst indirekt über Krankmeldungen, da hab ich mit rumgetrixt, das ging dann ja auch nur ne Zeitlang. Un dann ham wir Autos verdealt.

Wo waren die Autos her?
Zum Teil legal gekauft, die ham wir dann en bißchen verändert un weiterverkauft. Oder mit Teilen gehandelt, wo auch garnet klar war, woher die kamen, aber die warn halt da un sind verkauft worden.
Kennt ihr immer eure Kontakte?
Das fragt keiner. Wer was braucht, der kauft es un fragt net lang nach, woher das Zeug kommt, das kann man sich denken, oder net?
Ich denk mirs nun mal nicht und frag danach.
Für dich gilt das gleiche wie für jeden andern auch, das is en ungeschriebenes Gesetz, daß de da nich fragst. Die Leut würden reihenweise auffliegen, wenn jeder alles wüßt. In dem Moment, wo de schon viel fragst, is auch klar, daß de für die Schmier arbeitest.
Du hast eine ganze Menge Leute kennengelernt, die sich ihr Geld durch irgendwelche Gaunereien verdienen. Ist das den Leuten so klar?
Jaja, das wissen die alle schon, dementsprechend verhalten sie sich ja auch.
Wie denn?
Ja, die wissen halt ganz genau, was sie dürfe oder net dürfe. Irgendwas, was die net dürfe, das machen die halt möglichst dann, wenn keiner was mitkriegt.
Trotzdem wißt ihr voneinander, daß solche Sachen laufen. Wie vertretet ihr das denn untereinander?
Das is ne Selbstverständlichkeit einfach irgendwo, da de ja von irgendwas lebe mußt.
Normalerweise arbeitet man ja, um zu leben.
Ja schon, aber wer arbeitet, der gilt eigentlich schon als en bißchen blöd.
Wie ist eure Vorstellung von der übrigen Welt?
Da macht man sich überhaupt kei Vorstellung, auch kei Gedanke, das eigene Leben reicht eigentlich schon. Das is ja net so einfach.
Hat man das Gefühl, man bewegt sich außerhalb der Gesellschaft, oder empfindet man die Sachen, die man macht, als ganz normalen Beruf?
Nee, das is sicher net als ganz normaler Beruf zu erkennen, aber du lebst halt davon, un im Grund genommen is es doch völlig gleichgültig, ob de da für jemand den Hansel machst oder woanders den Hansel machst.
Also werden die Leute, die in Fabriken oder in Kaufhäusern und sonstwo arbeiten, nicht für blöd gehalten?
Klar sin se blöd.
Du hast doch aber eben gesagt, die andern machen genau das gleiche.
Ja gut, die sin halt auch blöd. Das sieht man schon daran, wie die mit sich umgehn.
Erzähl da mal was drüber.
Die hauen sich gegenseitig auf die Schnauze, wenn se von irgend jemand aufgebaut worden sin, un dann suchen se sich halt den Nächstbesten raus,

der ihnen übern Weg läuft, um an dem ihre Wut loszuwerden. Oder machen das an irgendeiner Frau fest. Da kommt halt ma einer un sagt: »Hier, deine Nase gefällt mir nicht« - naja, dann krachts halt ma wieder, is ganz normal.

Als normale Umgangsform würd ich das aber nicht bezeichnen.

Doch, das is ganz normal. Da will jeder der Beste, jeder der Stärkste und jeder der Reichste sein, un jeder is halt der King.

Das stimmt real aber doch nicht?

Die machen sich das aber vor, das ist die Welt, in der se lebe.

Ihr meint also, es geht euch so gut, daß ihr garnicht höher braucht?

Klar, jeder meint, er wär der King! Es gibt andererseits schon so Unterteilungen. Klar is ja z. B. für die Zocker, daß en Loddel irgendwie en Scheißtyp is, weil die das von sich aus net könnte, obwohl die ganzen Loddels ja auch zocken, aber die sind halt erstemal Loddels un kriegen daher ihre Kohlen.

Also, ihr akzeptiert nicht, daß sie von anderen Leuten leben?

Ja, die brauchen direkt jemand. Un umgekehrt is es wieder so, daß die wieder sagen: »Die Eierdiebe is es letzte, die leben nur von der Hand inen Mund un sind Arschlöcher.«

Es gibt also die kleinen Eierdiebe und dann kommt die nächste Gruppe. Wer ist das?

Das sind die größeren Dealer, die das Zeug von Eierdieben kaufen un an Eierdiebe wieder verkaufen.

Das heißt, mehrere kleine Eierdiebe halten so einen mittleren Dealer aus?

Ja.

Und die sogenannten dicken Fische - sind die den Eierdieben bekannt?

Ja, aber meistens auch nur inoffiziell irgendwo.

Was hat man zu denen für eine Einstellung?

Du, die Jungs sind einfach heiß, weil - die sind halt für jeden Eierdieb gefährlich un jeder versucht halt, sich die vom Hals zu halten, un es kommt auch wirklich selten vor, daß so einer aufs Kreuz gelegt wird, weil er irgendwas übertrieben hat. Im großen und ganzen sind die ja en paar Nummern zu groß fürn Eierdieb.

Würde man so als Eierdieb ganz gern da oben sein wollen, dort wo die Großen sind?

Das is unterschiedlich, glaub ich. Da gibts welche, die sich direkt an die verkaufen, die sich dann in ihre Leibgarde reinmanövrieren; un andere wollen halt nix mit denen zu tun haben, die wollen halt ihr Leben leben, kaufen und verkaufen, *von* denen, *für* die oder *an* die.

Unterhält man sich über diese Leute, redet man über die?

Nee.

Nie? Wird auf keinen Fall drüber geredet?

Nee, höchstens dann, wenn de einen kennst, von dem de weißt, der sagt nix, der ist zu. Dann redet man ma drüber, aber auch nur dann, wenn was gemacht werden muß.

Bei den Leuten, die arbeiten gehen, da gibt es den Chef, also den, der es geschafft hat und von dem die Leute sagen: das ist richtig, daß der oben sitzt, er hats verdient. Ist das bei euch auch so?

Nee, der sitzt teilweise auf nem ganz heißen Ofen, der is halt, weil er so viele Kontakte hat, unheimlich gefährlich für die, mit denen er arbeitet und die ihn auch kennen.

Passiert so einem Großen schon mal was?

Es kommt selten vor, daß die mal wegfliegen, und wenn, dann sieht un hört man nix mehr von ihm.

Über den würde die Polizei aber nie etwas erfahren?

Das kann net über die Schmier laufen, das sin ganz persönliche Sachen, daß er entweder abhauen muß oder net mehr abhauen kann.

Ich frage jetzt noch mal, weil mir das noch nicht ganz klar ist: Kleine Eierdiebe wollen also nicht nach oben?

Nee, ich glaub, die unten sind, die wissen, daß se doch net hoch komme, weil sie auch von denen oben keine Chance gelassen kriegen.

Nur weil sie von den Großen keine Chance bekommen, oder weil sie von vornherein nicht hoch wollen?

Weil se zuviel Angst haben, um hoch zu wollen, weil se zuwenig wissen, um son Job zu machen.

Wie sind denn deiner Meinung nach die anderen an ihr Wissen gekommen?

Die sind halt damit groß geworden, un die Jungs sind halt richtig abgebrüht, die sind fix und fertig.

Sind das Kleine, die hochgekommen sind, oder sind das welche, die von Anfang an dabei waren?

Das sind Kleine, die hochgekommen sind, über welche, die oben waren, wo se sich ins gemachte Nest gesetzt haben, aus Sympathie oder aus irgendwelchen geschäftlichen Gründen. Da läufts halt wie überall, die kommen und gehen. Die Großen von vor zehn Jahren, die stehen heut an der Wasserhütt.

Es gibt also keine offiziellen Kontakte zu den Oberen, nur zu Mittelsmännern, und die heuern quasi die Leute an?

Ja, so kann man es auch sagen. Weißte, die brauchen net lang zu suchen, die wissen genau, wer was macht, da hat jedes Schloß sein Schlüssel.

Die Oberen sind also auch diejenigen, die die Beziehungen der Kleinen untereinander bestimmen?

Also, ich will mit den Leuten nichts zu tun haben. Da bist schneller übern Jordan gegange, als de denkst, da gibste unter Umständen so schnell das Besteck ab, wie de selber net für möglich gehalte hättst.

Hast du das erlebt?

Ja.
Wird das öffentlich bekannt?
Nee, die sin dann meistens weg. Ma weiß halt schon von dem, was vorher gelaufe is. Was läuft, das merkste den Leuten schon an, wenn de se das letzte Mal siehst, die wissen alle ganz genau, was los is.

Monika

Kriminalität is ja nit, daß man ma klaut, das macht ja jeder 12-Jährige. Früher, als ich noch kein Geld hatt, hab ich auch geklaut. Der eine machts, weil er was braucht, der andere, um der Clique zu imponiere, in der er is, die andern maches ja auch.
Erzähl mal, wie du an die Leute rangekommen bist.
Damals, als mein Mutter das Taxigeschäft hatt, ich hab en paarmal Funk gemacht und da kommste zwangsläufig mit den Leuten in Berührung. Dann sin wir abends zusammen manchmal einen trinken gefahren inen Reichshof. Als arbeitender Mensch kommste dir dann echt blöd vor, denn mit Arbeit bringstes nie zu was, da kannste spare, spare, spare und es kommt doch nix dabei raus. Ich hab die Leut, die nix schaffe, früher immer bewundert, echt, die verstehn zu lebe. Guck doch, die brauche net arbeite zu gehn, schlafe bis 1 Uhr, 2 Uhr, un dann fahrn se mal fort und gucke, wo se Geld herkriege. Raus springt dabei immer was. Und wenn se Geld hatten, dann ham ses meistens mit uns zusammen auf en Kopp geschlage, dann warn wir groß essen un alles Mögliche. Die waren immer alle sehr großzügig, wenn se Geld hatten. Sie ham uns auch schon mal beklaut, aber das steht auf nem andern Blatt.
Du hast eben gesagt, du hast die Leute früher bewundert. Ist das heute nicht mehr so?
Naja, ich bin auch en bißchen älter geworden, ich hab gesehe, was dabei rauskomme kann. Irgendwann wird man dann doch ma geschnappt, es bleibt ja net immer.
Wie verhalten sich die Leute denn untereinander?
Also ich hab immer festgestellt, mit denen konnste jeden Flax machen, ob das nachts um 3 Uhr war oder morgens um 4 Uhr - für uns gabs im Prinzip gar kei Zeit, wir brauchte die net. Wenn einer müd war, hat er sich irgendwo hingelegt un geschlafe. Un ich will sage, die Leute unternander verstehn sich riesig. Nur als Frau, da biste garnix, du bist nur was fürs Bett. Fängst Liebi an, wirste abgestoße. Bist ewig das kleine Dummchen. Das fängt beim Korn an un hört im Bett auf.
Was machst du dagegen?
Da kannste nix dagegen tun, weil die Typen, die sin halt so.

Wie kommt es aber, daß du so eine anerkannte Stelle bei ihnen einnimmst?
Ich hab halt immer mein Mund gehalte und nur die Ohren aufgesperrt, die wissen ganz genau, daß ich nix erzähl. . .
Erzähl noch was von diesen Typen. Wie ist das z. B. mit den Aufstiegsmöglichkeiten, kann man was werden?
Also die, die ich so kenn, das sin so Leut, die mache Versicherungsbetrügereien oder nehme en Kredit auf un mache so Kreditreitereien, oder Wechselreitereien, un das sin Sache, da biste en kleiner Ganove, da kommste zu nix. Un an die Großen kommste erst recht net dran. Vor drei Jahren hab ich mal son Große gekannt, un so wie der sich benomme hat, da konnste meinen, es wär en ganz seriöser Abteilungsleiter, so wie der gesproche hat. Die, die ich kenne, die käme da nie so hoch, weil die erstens net den Grips dazu ham und zweitens, wenn se dann irgendwas gemacht hatte un nachts dann gekomme sin, da habbe se erst dagesesse im Wohnzimmer und gewispelt und geredet, in so ner Art Geheimsprache, un später mußten ses groß und breit überall erzähle. Ich mein, wenn en wirklich Großer was mache würd, der würd den Mund halten, von dem hörste nie was.
Glaubst du denn, daß die Sachen gelaufen sind, von denen da erzählt wurde?
Für die wirklich große Sache, da fehlt denen das Kapital un die Leut. Aber son paar Sachen sin in meiner Gegenwart schon gelaufe. Grundstücksgeschäfte, un dann ham se mal en Lastwage mit Farbfernseher geklaut, die ham se dann verkauft, ohne se am Schluß zu liefern. Da ham die ganz schön abgesahnt, aber reich wern se net davon.
Was sind in deren Augen die großen Gangster für Typen?
Für die sin das so echt die großen Macker, un dann sitzen se abends da un wälzen die Gesetze un überlege un grübeln, wie dies geschafft ham und warum dies geschafft ham.
Wie verstehn die sich denn untereinander?
Jeder fühlt sich als was Besseres, jeder versucht den andern mit seinen Taten zu übertreffen. Der eine hat z. B. Farbfernseher geklaut, da sagt der andere: »Ach, das is noch garnix, da wo ich eingeknackt bin, das war viel besser!« Untereinander sind immer so vielleicht vier oder fünf Leute, die sich wirklich vertragen, die andern versuchen se übers Ohr zu hauen. Un das bleibt ja net so unter denen, so gewisse Damen, die ham dann gleich mit zu leiden. Da sagt die eine, »guck, die hier gehört zu dem un dem Loddel«, un bums kriegt die eins aufs Aug gehaue. Das zieht seine Kreise.
Kennst du jemand persönlich, der hoch gekommen ist?
Ich kenn einen, der hats versucht, der is net hochgekomme. Wie z. B. hier im Bahnhofsviertel, da sin zwei schon zuviel, der is halt von oben gedrückt worde. So vor eineinhalb Jahren, da sin hier ins Viertel die Türke einmarschiert, da hats sofort Schlägereie und Schießereie gegebe.

Die Türken, die hier wohnen, oder die, die hier Geschäfte machen?
Die Geschäfte machen un die hier wohnen, die haben ja alle miteinander zu tun, denn die Türken verstehn sich ja als eine große Familie.
Haben die hiesigen Leute mit denen Kontakt, schließen die untereinander Geschäfte ab?
Also, du wirst keinen Deutschen sehn, der mit denen Geschäfte macht, denn die Türken gelten als hinterlistig. Un wenn se auftreten, dann treten se nur in ner Gruppe auf, genau wie Italiener, Spanier un besonders die Sizilianer, die sin hier besonders verrucht. Kein Deutscher würde mit denen ein Geschäft machen, die ham nämlich Angst, daß se en Messer von hinten im Kreuz ham.
Hast du das schon erlebt?
Ich hab das erlebt, vor vier Jahren, un für mich persönlich wars höchst interessant, dabei zu sein. Da kam son Türk aus der Eckkneip da auf der Kaiserstraß, so ner Imbisstubb. Un wir warn sechs Leut. Der eine von uns sagt auf einmal: »Dem Ausländer sei Nas gefällt mir net.« Natürlich die andern drei sofort: »Ja dann unternimm doch was.« Da is er auf den Mann losgegange, der war vieleicht 42, 43 Jahr, son Türk kann ma sowieso net richtig schätze, un hat en zusammegeschlage. Damit noch net genug, hat ern an de Laternepfahl gebunde mit nem Gürtel drumrum, ihm die Hos runtergezoge und hat en gewisses Teil von ihm, hat ihm da en Feuerzeug drunter gehalte un dann mit Tomatenketschap beschmiert.
Das war ein Deutscher, der das gemacht hat?
Ja, das warn Deutscher, der sitzt auch heut dafür im Knast.
Dann widerspricht die Geschichte aber dem Gerücht, die Ausländer würden mit Messern rumstechen. Das spricht eigentlich mehr fürs Gegenteil.
Nee, ich hab dann später gehört, der Türk hätte in ner anderen Kneipe heiße Ware verkauft, so heiß, daß sich en paar andere die Finger dran verbrannt hätte. Im Café de Paris sin dann auch en paar verhaftet worde, weil er sie verpfiffe hätt, un da hat der andere den an de Mast gebunde.
Gibt es Regeln, an die man sich in diesen Kreisen halten muß, außer der, keinen an die Polizei zu verpfeifen?
Keine heiße Ware an Freunde verkaufen, keinen Freund bescheißen. Aber das macht keiner, die bescheißen sich untereinander am allermeisten.
Wie machen denn deiner Meinung nach die Großen ihre Geschäfte?
Zwischen denen und den Kleinen besteht so ne Art Arbeitgeber-Arbeitnehmerverhältnis.
Erklär das mal genauer!
Ich krieg, wenn ich arbeiten geh, am Monatsende mein Gehalt, und die kriegen halt ihre Prozente. So mein ich das. In die großen Geschäfte kann sowieso keiner mehr einsteigen. Das einzige, mit was de heut noch Geld machen kannst, is Rauschgift, un da sitzen die Großen auch schon drin, da

kannste heut höchstens noch als kleiner Dealer anfangen. Da kriegste dann deine Spritze, meistens sind die Typen ja schon süchtig, das kennt ma ja vom Fernsehn. Die Filme sind ganz realistisch, sagen wir ma 60 %, Tatort z. B.

LUTZ

Du hast son bißchen rumgedealt. Unterscheidet sich die Scene von der anderen?
Beim Dealen, da komme eigenartige Dinger raus. Die kleinen Dealer, die sin irgendwo Kinder, un die sin zum Teil auch süchtig, un die nächste Schicht, die Mittleren, die sin dann schon so, naja, wie soll ich sage, die habe ihre Wohnung, verstehste, un gehn auf Schulen, die mache das nur nebenher, und verdiene das Doppelte un Dreifache wie der kleine Dealer, der nur rumfixt. Un dann die nächste Stufe, das is, wie ich das so kennengelernt hab, das sin dann wieder Dealer, die immer noch nich ganz oben sin, die, sagen wir mal, mengenmäßig abrufbereit für 100.000 DM Heroin rumliegen ham. Das kommt ja auch irgendwo her, un die Leut kenn ich net, soweit bin ich net reingegange. Un das is interessant in der Scene, da kommt genau die Gesellschaft so raus. Also meiner Ansicht nach is en Dealer eigentlich gar kein so schlimmer Mensch. Gut, es is pervers, die Leut kaputt zu mache auf die Art und Weise, aber es is eigentlich en ganz ehrlicher Kapitalismus, wenn de's so willst. Also ich denk z. B. an die Pharmaindustrie, Roche, Bayer usw., die ganzen Scheiß-Pillendreher da, die also wirklich nur Mist produzieren, was wirklich den Leuten net hilft, damit aber Geld machen - gut, die verkaufen den Dreck legal, sicher. Aber jetzt gehts weiter, die verkaufen das, die gut Hausfrau frißt also ihre Mandrac, ihr Methadon, wo se so richtig von abfackt, un geht zum Teufel. Der Arzt is jetzt dafür da, daß die net ganz abfackt. Wenn der Arzt jetzt feststellt, aha, die klappert ab, dann sagt der: »Oh, das setzen wir ma ab, machen was anderes.« Dann kommt en anderer Kack dran. Mittlerweile hat er schon ganz schön verdient an den Pillen, un die Mutti is noch ganz arbeitsfähig, das ist die Aufgabe vom Arzt. Un in der Scene is es halt so, da kommt en Fixer an, der sagt: »Hier, haste en Dope?« Sagste: »Jawoll, hab ich.« »Was kost das ganze?« Sagste: »1 g 100 DM.» In Wirklichkeit is es nur ½ g, un auch nur 20 % Heroin, aber das is ja egal. Un du machst en Profit von, naja, den Kram gekauft, en abgewogenes Gramm mit 80 % für 60 Gulden, naja, da kannste dir dann ausrechne, was de verdienst. Tja un dann sagt der, »kann ich ma probiere«, un du sagst »nee, kaufe«. Hat er Geld, kauft ers, soll er sich die Hucke vollfixe, wie er will, soll er verrecke dran, is dir alles egal. Un hat er kei Geld, soll er sehn, wo er halt herkriegt. Das is also ganz

unverschleiert, das is zwar ziemlich brutal, aber en verdammt ehrlicher Kapitalismus. Knallhart. Das hälts System am Laufen. Auch unseres, wie bei dem Arzt.

Wie funktionieren die Kontakte der kleinen Dealer nach oben?

Ma kann sagen, wie wenn de malochen gehst, da is auch irgendwo der Abteilungsleiter, aber noch höher, da reißts ab. Ich mein, du kannst natürlich sagen, wenn de bei Höchst arbeitest, dann is der Hansen der Chef, aber bei der Dealerei, da siehste un hörste nix.

Orientieren sich die Kleinen nach oben?

Ja.

Hast du welche erlebt, die nach oben gekommen sind?

Ja.

Du meinst also, es geht?

Natürlich geht das.

Mit was wird man denn heutzutage noch groß?

Du mußt skrupellos sein, brutal, das is ganz einfach. Wenn de das kannst, wenn de die andern richtig aufs Kreuz legen kannst, dann wirste auch en oberer Knacki. Du kannst nur durch Brutalität und ungeheure Rücksichtslosigkeit en Mordsjob in der Industrie kriege, un so geht das auch beim Knacki. Du mußt schneller, cleverer und brutaler sein als die andern, das is Bedingung, das is normal.

Ist die Scene der kleinen Eierdiebe auch so offen brutal?

Nee, würde ich net sage. Aber weißte, mit de Eierdiebe, naja, das is alles noch ehrlich un handfest. Na gut, da kriegste ma die Fresse vollgehauen, aber da wirste wenigstens nich so ganz link eingemacht. Aber beim Dealen wirste sofort abserviert, wenn de Mist machst, un das is bei der Eierdieberei nich der Fall.

Was kann man beim Dealen fürn Mist machen?

Man kann z. B. den Eindruck erwecken, man is von der Polizei, un den Eindruck so erwecken, daß das net ganz cool is. Entweder du mußt den Eindruck machen, du wärst wirklich bei der Bullerei, dann kannste in Ruh arbeiten, verdienen die Kohlen. Oder du mußt en Kumpel sein, also auch en Dealer, die Leut übers Ohr hauen, aber kräftig, Fixer verarschen, die echt auf dem Fix da abgehn, das geht auch. Aber so Mischdinger - sofort kriegste die Löffel platt gehaue, daß de net mehr gradstehn kannst.

Wie arbeitet man denn mit der Polizei zusammen?

Die Schmier is z. B. geil auf jemanden. Die leben ja von der Observation, die rennen Tag un Nacht rum un observieren. Wenn da keiner was erzählen würd, täten die im Kreis laufen, die bekämen nix raus. Also jetzt ham se einen aufem Kieker, dann greifen se sich einen ab, der hat vielleicht 10 g in der Tasche, das reicht für 3 bis 4 Jahre. Gut. Dann fragen se den: »Hier Freund, kennste den?« Da sagt der erstmal stur nee. Na da wird der erstmal

in den Keller geschickt. Nach drei Stunden kommt einer und fragt: »Du kennst den net?« Der sagt wieder nein, dann machts bauf, un dann hat er erstmal son Auge oder er kriegt en Tritt ins Ei, auch gut, nochmal ein bißchen in die Nieren. Dann geht der wieder weg un der andere legt sich erstmals aufs Ohr. Nach drei Stunden kommt wieder einer, mittlerweile hat der sich wieder en bißchen erholt. Dann heißts wieder: »Hier, du kennst den doch? Paß auf, Junge, wenn das net hinhaut, dann gibts noch ein paar auf die Löffel un dann wanderste inen Knast.« Da überlegt der andere schon, der Freund. Naja, un dann sagt der Bulle: »Der Dope, der is jetzt weg, wiedergeben kann ich dir den net, aber mach mal en schönen Abflug! Und dann meldste dich immer um die un die Uhrzeit«, un wenn ers nicht tut, geht er ab. Es kommt schon mal vor, daß auch einer hingeht und erzählt, um einem eine reinzuwischen, aber da sin se vorsichtig, es is nämlich schon vorgekomme, daß se mit fünf, sechs Mann ankame un dann war nix.

Kann es vorkommen, daß der Typ, der von der Polizei benutzt wird, zu dem Dealer hingeht un ihm was erzählt?

Das klappt net, da hat der viel zuviel Angst, außerdem würd der andere das auch net glaube. Wenn die mitenander kooperieren würden, würd die Schmier überhaupt nich mehr durchblicke.

Wenn ein Dealer verhaftet wird und abhaut, kann er dann auf die Hilfe der anderen zählen?

Braucht er net, der hat genug Geld, für 20 000 DM kriegste en neues Gesicht, für 10 000 DM en astreinen Paß, un dann noch ma 10 000 DM, un dann machste en bißchen Urlaub.

Gut, nehmen wir mal an, du hast die 40 000 DM nich, was machste dann?

Dann gehste inen Knast.

Un was machste, wenn de so quasi auf der Flucht bist?

Gehst en bißchen ins Ausland. Hab ich doch gemacht. Ich hat net viel Geld dabei un bin trotzdem über die Runden gekommen.

Aber es würde dir keiner helfen, aus der Scheiße rauszukommen?

Ja doch, es gibt Leut, die bieten dir das an. Aber das is immer son Scheiß, die wollen ja was dafür ham.

Was denn?

Daß de für die wieder arbeitest un für die dann Scheiße machst. Un dein Risiko wächst und wächst, bis de dann irgendwann den großen Hammer von oben kriegst.

Wie kommt man eigentlich in so ne Scene rein?

Ich weiß net, was de meinst, wie soll ma da reinkommen?

Bekommt man z. B. in Kneipen Kontakt, wird da geredet?

Klar, da wird geprotzt, die Potenz, das is da bei jedem, aber nur bis zum gewissen Level, dann hörts wieder auf, ich mein, das is ja echt gefährlich.

Was glaubst du, was außer Geld die Leute groß macht?
Nur mit Brutalität.
Mit Wissen, Kontakten, Beziehungen nicht doch eher?
Eigentlich weniger. Ich mein, ich kann jetzt nur von der Dealerei reden, die andere Scene kenn ich net so. Bei der Dealerei, da kommts drauf an, daß de unheimlich flexibel bist. Von heut auf morgen mußte in der Lage sein, Termine wahrzunehmen, daß de zwei Tag rund um die Uhr rumflippst, un voll da sein, wenns geht. Un dann klappt das auch. Un en Hauptgrund, warum das bei den meisten net geht, das sin Krishnas un Hippies un Flips, die liegen all nur aufem Sack rum un pennen, un das läßt sich net vereinbaren mit dem Geschäft. Un wenn de's wirklich als Geschäft auffaßt und danach handelst, dann sin erstens wichtig die Informationen un zweitens wo de dir deine Sachen zuholst.
Woher kommen die Informationen?
Klar, die sucht man sich zusammen. Da gibste hier mal einem en Piece, quatschst ma mit dem, ziehst mal einen mit durch, aber net zu viel, damit de noch was mitkriegst, und dann haste hier un da mal en bißchen was gehört, un wenn de so ein bis anderthalb Jahre in der Scene bist, dann weißte schon, wo was läuft, un dann kannste einsteigen ohne großes Risiko. Un je mehr du in der Scene drin bist, desto mehr setzte um, zwar mit weniger Profit, aber da bringts der Umsatz.
Wieso verringert sich mit Erhöhung des Umsatzes plötzlich dein Profit?
Du kaufst 100 g Heroin ein un verkaufst zu 2 Portionen à 50 g. Dann verdienste weniger, als wenn de 10 x 10 g abgibst. Aber dein Risiko wird kleiner. Un bei großen Umsätzen kannste ja net 10-g-weise rumdealen, aber da macht die Menge den Umsatz. Du mußt dich dann nur immer mehr zurückziehen aus der Scene, die Leute dürfen dann irgendwann nich mehr wissen, wer du bist.
Sind die Leute, die dann für dich arbeiten, in der Regel süchtig?
Nee, das sin nur die ganz kleinen Dealer, vorm Endverbraucher.
Die Sachen sind oft gemischt, macht man das als kleiner Dealer dann selbst oder machen das andere?
Das machen alle. Un wenn de net ganz blöd bist, kannste das auch selbst. An jeder Uni kannste die Rezepte besorgen un das Zeug für 20 DM kaufen. Naja, machste en bißchen Ascorbinsäure rein, is auch gesund, sin Vitamine.
In dem Geschäft gibts vermutlich nur Männer?
Nee, mindestens ein Drittel Frauen.
Und die sind auch gleichberechtigt?
Die haben en ganz eigenartigen Status. Mordsfrauen. Sonst sin Frauen ja eher fürs Bett un sin dumm, aber da ham se dann en echten Ruf. Die kommen auch echt hoch, weil die zäher sind un keine Hippies. Nur bauen se da oben dann den Scheiß, daß se Frauen, die abhängig sind von der

Spritze, aufen Wackel schicken, meistens für ne Spritze. Die gehen dann net aufen Strich, weil se wollen, sondern weil se müssen.
Das ist bei den Frauen mit Zuhältern doch genauso.
Heut doch kaum noch. Die andern ticken garnet, daß se genauso dealen können, und gehn weiter aufen Strich. Un dann kommt der Kreislauf: anschaffen, drei Freier gemacht, dann kommt en Schüßchen, dann kotzt se ma, frißt was, macht die nächsten sechs Freier, das is alles.
Ich hab ma im Gießener Knast einen kennengelernt, der hat en Koffer Rasierklingen geklaut; als er wieder raus kam, hab ich ihn später hier getroffe, Mordsauto, Mordsanzug. Der hat en Verhältnis mit ner Alten, die hat ab un zu annonciert über die FR und die FNP und ein Haufen Geld verdient . . .

Monika

Frauen werden doch ganz stark unterdrückt in diesen Kreisen?
Das is ne Frage der Mentalität, net alle prügeln ihre Frauen. Hier in der Seilerstraß, da gibts das Gerichtsstübbche. Ich hab da verschiedene Zuhälter kennengelernt, gut kennengelernt. Ich greif jetzt ma zwei Typen raus. Der eine war z. B. sehr salopp gekleidet, der hat en riesigen Wagen gehabt, un der war sehr kinderlieb. Da kam ne Frau rein, die war 25, 26 Jahr vielleicht, mit ihrem dreijährigen Sohn. Der hat da mit seinem Lolli in der Hand in der Kneipe gestande, un da drückt der doch dem Kind 500 DM in die Hand. Das hat der öfters gemacht, wenn er en guten Tag gehabt hat. Aber sei Frau, die hat er dafür aus ihrem Bett rausgeprügelt, wenn ihm was an ihr gestunke hat. Ich hab scho erlebt, daß er se »ohne« aus der Wohnung geprügelt hat un se froh sein konnt, daß se noch auf de Brustwarze rauskrappele konnt. Un der andere hat ganz bürgerlich gelebt. Da hat er sie von der Arbeit sozusage abgeholt, sie is anschaffe gegange, un dann sin se zusamme heim, ham noch was getrunke zusamme un sin dann ins Bett.
Heißt das jetzt, daß es die Regel ist, daß Frauen gut behandelt werden, oder umgekehrt?
Ich kenn die Leut jetzt schon lang, un bei mir ham se sowas wie Prügel oder so noch nie gebracht, die wisse halt, bei wem ses mache könne oder net.
Wie verhalten sich die Männer untereinander?
Da gibts eine ungeheure Rivalität, aber net nur geschäftlich, sondern auch wegen den Frauen. Wenn da ein Loddel die Frau von nem andern ma schief anguckt, dann krempelt der andere sofort die Arme hoch und läuft Amok.
Warum?
Ganz einfach, es gibt hier in Frankfurt nur noch wenige Frauen, die sich auf die Straß stelle. Du kannst heut als Frau besser dein Geld verdienen, es gibt

ja Telefon und dann haste deine eigene Wohnung. Deshalb sind die Männer so dahinter her. Wirft mal so eine nen schiefen Blick, dann kriegt se gleich eins rein.

Hast du von Frauen gehört, die sich das nicht mehr gefallen ließen und weggelaufen sind?

Ja, da war ich auch vor drei Jahren dabeigewesen. In Frankfurt im Playboy, da ham wir zusammengesesse, der eine hat glaub ich Champagner ausgegebe, und da kam einer reingestürzt un hat gesagt: »Das Scheißweib (oder so ähnlich hat er sich ausgedrückt) is abgehaue.« Der B. natürlich sofort aufgesprunge, un wir all in die Autos rein. Ich war da auch dabei, ich muß ja überall mein Riechkolbe drinne ham. Unte bei dem Autostrich hat dann so ne Tussy zu uns gesagt, die wär mit nem Freier nach Darmstadt. Auf jeden Fall, wir sin all nach Darmstadt gerauscht, un in Darmstadts Unterwelt, oder besser gesagt Halbunterwelt, ham die dann gemunkelt, die is da und da. Wir dahin, mit nem BMW, nem Porsche und nem Mercedes. Die in dem Lokal ham sich garnet so schnell umgucke könne, wir wir in dem Lokal drin gewesen sin, alles zu Kleinholz geschlage ham, die Alte geschnappt, der Kofferraum vom BMW is aufgefloge, un dann mußt die da rein. Tür zu, also Kofferraumdeckel zu, wir ins Auto und wieder nach Frankfurt. Vorm Playboy ham wir dann wieder gehalte. Da hab ich erst zu dem gesagt: »Ja was passiert denn jetzt mit der?« Weil ich wollt ja net in was reingezoge werde, wo ich nachher net wußt, wie das ausgeht. Der hat zu mir gesagt: »Du wirst dich schon umgucke, was mit der passiert.« Jedenfalls, der Kofferraum is aufgemacht worde, die hat noch keinen Satz gesagt, da hat der die an de Haarn rausgezoge, un dann mußt sie auf alle Viern in den Playboy rein. Wenn se net wollt, hat er ihr von hinten en Tritt versetzt. Wir ham uns wieder hingesetzt, un er hat en Aschenbecher ausgeleert, Wasser reingekippt, un dann hat sie das Wasser aus dem Aschenbecher aufm Boden schleppele müsse. Un wie die Tränen geflosse sin un sie sich angefange hat zu weigern, da hat er ihr ins Gesicht getrete. Das is das, was ner Nutte passiert, wenn se ihrem Zuhälter zu entkomme versucht. Zwei Tag später, nachdem er sie eingesperrt hatt, im Keller bei Wasser und Brot, da hat er sie gnädig wieder in die Wohnung gelasse. Sie is nachher nie wieder abgehaue un liefert bis heut jeden Abend 700 Mark ab.

Sind solche Sachen die Regel?

Nee, das würd ich net sage. Ich mein, en Zuhälter schlägt sei Nutt net so, daß se net mehr für ihn arbeite kann. Die kriegt eine vorn Hals, damit se weiß, was los is, aber trotzdem noch Geld verdiene kann . . .

Es sieht so aus, als wenn es nur Männer in dem Gewerbe gäbe. Wie steht es mit Frauen?
Die tauchen meistens net auf, da hat jeder halt seine Frau, die er versucht, da rauszuhalten in jeder Beziehung. Die Frauen, soweit ich se kenn, sin meistens ganz normale Frauen, die arbeiten gehn, um dadurch ihrem Typ noch son Sicherheitsraum zu erhalten, wo der halt hingehn kann, wenn nix mehr geht.
Wie lebt ihr eigentlich, in Familien oder alleine?
Das is unterschiedlich. Soweit die Leut Kinner ham, oder ähnliche Zufallsprodukte in der Art, sin die im Heim. Manche flippen natürlich noch so dazwischen rum. Wenn se dann so 15, 16 Jahr sin, kommen se automatisch da rein. Manche mußte abwimmeln, so ganz junge. Sonst guckste halt, wer fertig genug is, wem de das zutraust un so.
Alle werden nicht aufgenommen?
Nee.
Aber jeder kann selbstverständlich für sich alleine arbeiten?
Klar.
Es gibt auf der einen Seite die Gruppe und auf der anderen Seite Einzelgänger?
So ne richtige Gruppe gibts ja net. Ma is ja nur in den Kneipen zusammen, und darüber geredet wird auch net, entweder du merkst es oder du merkst es net.
Bleiben die einzelnen Gruppen ganz unter sich?
Die bleiben total unter sich. Die haben nichts miteinander zu schaffen. Die einen haben ihre Kneipen und die anderen haben auch ihre Kneipen. Das is alles fein sauber vonander getrennt.
Woran merkt man denn, wer dazu gehört?
Durchs Verhalten.
Wie verhält sich denn einer, dem mans anmerkt?
Das merkste, wenn de daneben stehst, das merkste einfach, ich merk das.
Merkst du, ob es ein Eierdieb ist, ein Mittlerer oder ein Großer?
Ja, das merkste auch, aber ich mein, meistens sinds ja Eierdiebe, da kommt höchstens mal ein gefallener Mittlerer rein, un der is dann nur aufm Durchgangsbahnhof.
Wohin?
Ja, der kann noch net landen. Wenn man fällt, dann fällt man durch bis aufen Boden, bis auf die Erd.
Da gibts auch keinen, der den dann auffangen würde?
Nee, das hat ja seinen Grund, daß er fällt, und keiner setzt sich da in die Nesseln. Oder es is grad en persönliches Interesse daran, daß einer weiß, er

kann den gebrauchen, weil er was drehen will, un weil er halt weiß, der hat grad soviel Wut im Wanst, damit er auch mitmacht.
Wenn einer so tief gefallen ist, als was landet der denn? Als Penner, oder geht er wieder arbeiten?
Das is unterschiedlich. Die einen gehn wieder arbeiten, die nächsten geben sich die Kugel, en dritter hat vielleicht Möglichkeiten, im Ausland was zu machen.
Sag mir noch mal was über die Einstellung der Kleinen zu den Großen: hält man die für große Schweine, oder findet man es ganz natürlich, daß die oben sitzen?
Da is also zweierlei, die Leute müssen da sein für uns, weil wir sie irgendwo einfach brauche, um halt so Sachen absetzen zu können. Die ham ne bestimmte Funktion, und letztlich leben se von der Funktion auch. Aber wenn mans richtig nimmt, oder so wie ichs seh, is es schlichtweg so, daß die uns, also die Eierdiebe, mehr brauchen als wir die, im Grund genomme. Aber die ham nach überall hin die Beziehungen un können halt absetzen un mache, was se wolle. Die kaufen sich, wen se wolle, so oder so.
Die Großen kaufen sich, wen sie wollen. Auch die Polizei?
Ja.
Staatsanwälte und Richter auch?
Soweit das möglich ist, ja.
Deshalb sind die Kleinen unbedingt abhängig von den Großen?
Ja, weil die wirklich das Risiko tragen, in jeder Beziehung. Obs darum geht, was loszuwerden oder zu beschaffe, die trage auf jeden Fall das Risiko. Wenn die Großen wollen, daß einer wegfliegt, weil er dene net mehr paßt, dann fliegt er weg, so oder so. Die kaufen sich entweder einen, der dafür sorgt, daß der kein Stich mehr macht, oder sie maches über die Schmier.
Die Großen braucht man auf der einen Seite, man ist abhängig, und das macht Angst. Auf der anderen Seite sind die aber auch ein Bild dafür, daß mans schaffen kann, und deshalb findet man sie gut. Stimmt das so?
Nee, im Grund genomme sind die lästiger wie ne Scheißhausfliege.
Eine Scheißhausfliege hat aber keine Funktion, außer daß sie Krankheiten überträgt.
Ja, un die sin halt ohne Unterbrechung mit all ihren Krähen, die um sie rum sind, da - machen die den Leuten Angst.
Wünscht man sich als Eierdieb da nicht, auch so ein Großer zu sein?
Das is ganz unterschiedlich. Beim einen entsteht der Wunsch, die Jungs umzulegen, beim andern, der will sich ranpirschen an die, um in die Leibgarde zu kommen, andere wieder warten, bis die es Besteck abgeben, um an den Platz zu kommen.
Wie ist das bei dir?
Ich hab im Grund genommen die Schnauze voll von der ganzen Scheiße.

Wenn du die Möglichkeit hättest, son Großen auffliegen zu lassen, würdest du es tun?
Nee.
Warum nicht?
Weil da zuviel dranhängt. Wenn einer Schwierigkeiten kriegt, dann fliegen zuviele mit ihm weg. Das sin Jungs, die verkaufen ihre Mutter, wenns sein muß. Un mit denen gingen dann zuviel Leut hobs, um dies wirklich schad wäre.
Du hast erzählt, die Großen sind abhängig von den Eierdieben. Wäre es dann nicht ein Leichtes, einen zu boykottieren?
Was heißt denn boykottieren?
Daß er keine Informationen mehr bekommt, daß er keine Ware mehr bekommt, schlicht daß man nicht mehr für ihn arbeitet.
Das is überhaupt nicht drin. Erstens hat er sowieso mal seine Treue-Elite, un überhaupt, das geht net. Entweder ma macht en alle, oder ma läßt en weitermachen.
Alle-machen tut man so einen nur, wenn er jemand fertig gemacht hat?
Ja, und zwar wos den andern net gefällt, daß der in die Kiste gesprungen ist.
Aber das passiert nicht, weil man sich z. B. ausgenutzt vorkommt?
Nee, da macht jeder sein Geschäft.
Und jeder findet den Platz, auf dem er sitzt, richtig?
Ja, sicher.
Daß da jemand viel Geld hat und eigentlich kaum noch was dafür tut, finden alle richtig?
Die hätten das alle gern und hoffen natürlich auch irgendwo darauf, daß der ihnen irgendwo, weil se son guter Junge sind, irgendwann mal en Angebot macht, »hier, jetzt wirste mal meine rechte Hand«.
Könnte man sich vorstellen, daß die Kleinen sich zusammenschließen und in Zukunft ihre Geschäfte alleine machen?
Nee, die sin fertig, verstehste.
Nein.
Naja, die saufen sich entweder die Hucke voll, oder machen sich sonst irgendwie kaputt . . .
Wenn ihr miteinander redet, über was unterhaltet ihr euch dann?
Über alles Mögliche. Autos, Zocken, die Schmier, Frauen.
Redet ihr auch z. B. über Politik?
Nee, eigentlich net. Ab und zu bringt ma einer en Spruch übern Strauß, aber das is auch alles.
Geht ihr wählen bei Bundestagswahlen oder Landtagswahlen?
Was solln wir denn da?

Unterscheidet sich euer Leben nun grundsätzlich von dem der andern?
Eigentlich net.
Wie sieht man denn so die Leute, die arbeiten gehen?
Darüber wird überhaupt net geredet, un wenn, dann nur abfällig. Da hab ich dann aber son Neid aus der Sache rausgehört, wenn so abfällig darüber geredet wurde. Ein gewisser Neid war da immer vorhanden, aber das Durchhaltevermögen war einfach net da.
Und trotzdem hat man das Gefühl, man macht was Besseres?
Nee, eigentlich auch net.
Liegt es möglicherweise daran, daß man bestimmen kann, wann man arbeitet, und ob man arbeitet?
Ja, wenn man nachts auf Tournee geht, dann is ma halt sein eigener Herr, das is ja irgendwie wichtig. Un möglicherweise macht ma ja mal ne größere Sache.
Wieviel ist denn ne größere Sache?
20 000 DM.
Wenn du 20 000 DM hättest, was würdest du damit tun?
Ich hatte mal en Freund, die ersten Gedanken bei dem waren: »20 000 DM ham und dann ab nach Spanien in die südlichen Länder un en halbes Jahr da leben.« Na klar, en halbes Jahr lebt er halt da, die ersten Tage in Saus un Braus, und dann lebt er mit 500 bis 1000 DM die restliche Zeit da unten. Ich könnt mir vorstellen, daß der in die Kneipe geht, reinkommt un den ganzen Laden freihält, dann aber nich nur eine Runde schmeißt, sondern mehrere. Naja, dann hat er halt ma en dolles Ding gedreht, das war ma en Gag.
Also nach dem Motto »haste was, biste was«?
Ja, das is wichtig: Anerkennung.

Ralf Thenior
Die schnelle Mark auf St. Pauli

Notizen aus dem Vergnügungsviertel

Sie haben sich vor dem Regen in der U-Bahnstation verkrochen. Zwei sitzen auf der Bank, zwischen sich eine Dose mit Hering in Tomatensoße, der dritte schwankt auf unsicheren Beinen vor ihnen. Alle drei halten einen angelutschten Halben in der Hand und haben sich schon ordentlich die Brust gegeben. Eine U-Bahn fährt ein. Die drei nehmen keine Notiz von den aus- und einsteigenden Leuten.
»Walter«, sagt der eine und wischt sich die Tomatensoße vom Mantelkragen, »da nützt dir der gelbe Gürtel doch nix«. Walter schluckt finster an seinem Halben. »Nee, da nützt dir der gelbe Gürtel nix«, sagt der andere auf der Bank und fuhrwerkt mit seinem Taschenmesser in der Dose rum, »wenn der n großen Hund hat, nützt er dir nix«. Walter zieht den Halben hoch und schwankt nach vorn. »Egal«, sagt er mit gröhliger Alkoholtücke in der Stimme, »dem reiß ich die Vorderbeine auseinander, denn isser kaputt . . .«

Information für unsere Besucher: Einheitspreis DM 10,– mit dem Kauf eines unserer angebotenen Artikel (Magazin) für DM 5,50 sind Sie berechtigt, gegen einen Aufpreis von DM 4,50 unsere Vorstellung zu besuchen. Wer gut schießt oder Glück hat, gewinnt HIER am vollautomatischen Schützenstand DM 15,–, DM 3,– oder DM 1,50 in bar, Einsatz nur 50 Pfennig, Glücksamulett 8 Mark, Non Stop Life Show Bier 3 Mark, Hahnenkammpräser (Art. 335) DM 5,80, Lachsäcke 12 Mark, Erotikschlüpfer ab DM 9,50, Hängepailletten 1000 Stück 35 Mark, Perlen 100 gr. 8 Mark, Flasche Whisky 60 Mark, Kartoffelpuffer 3 Stück DM 1,80, Artistenbekleidung alle Preise, angebotene Nachahmungen sind nur minderwertige Kopien, Bananen mit Ei und Honig in Öl gebacken DM 2,80, Orgasmuscreme DM 2,85, Nicktiere DM 3,20, 1 Tasse Hühnerbouillon 70 Pfennig, Strumpfhose mit offenem Schritt DM 14,80, Gin Fizz 20 Mark, 1 Stoß je nach Hautbeschaffenheit und jeweiligen Extras ab 5 Mark aufwärts, Feinschmeckergedeck (Mini Flasche orig. Scotch Whisky mit Orange, Cola oder Soda und Salzgebäck oder Nüssen) 30 Mark, 1 Gramm schwarzer Afghan DM 6,50, Gummi Metallic Herrenslip 69 Mark, Ausnüchterung in der Zentralambulanz Karolinenstraße 200 Mark, 1 Spiel 1 Mark, Eintritt frei.

Männer mit dicken Brieftaschen, Männer mit Lohntüten in der Hose, Männer mit zwei Scheinen in der Brusttasche, Männer mit dünnen Brieftaschen, Männer mit Platzwunden, »I've been in troubles, can you lend me some money till Monday«, Männer mit Familie, Männer mit Anstand, Männer mit harten Handflächen vom Rostklopfen, vom Kesselreinigen, vom Säckeschleppen, Männer mit gepflegten Fingernägeln, Männer mit weichen Händen von Karteiarbeit, Männer mit keifenden Frauen, Männer mit Verpflichtungen, ruinierte Männer, Männer mit Eigenheim, Auto und allem, kranke Männer, schlanke, dunkle Männer, deren dünne Jacken und offene Hemden Pinienduft in die kalte Nacht holen sollen, Männer mit glasigen Augen und Tirolerhüten auf dem Kopf, ausgebrannte Männer, gierige Männer, verzweifelte Männer schieben sich den breiten Bürgersteig entlang an den Frauen vorbei, Frauen in schulterfreien, hauchdünnen Shorties beim Telefonieren, nackte Frauen mit Seidentüchern zwischen den Schenkeln, Frauen mit neckischer Zunge im Mundwinkel, nackte Frauen auf Motorrädern, Frauen in Schleiern mit lockenden Armen, Frauen in Gummi, Frauen in Leder, Frauen mit perlenbehängten Brüsten, Frauen von hinten mit heruntergezogenem Slip, Frauen in Straß unter Federboas, nackte, kniende Frauen, Frauen mit explodierenden Silikonbrüsten, Frauen mit Peitschen in Fischernetzen, Frauen mit nacktem Hintern, den Puter in die Röhre schiebend, Unterseiten der Oberschenkel von Frauen in Embryonallage auf dem Sofa, Frauen mit Fesselschnüren um die Brüste, Frauen mit Sicht- und Grifflöchern in Pullover und Slip, nackt an die Wand gestellte Frauen, auf Laken gepreßte Frauen, mit Schlangen tanzende Frauen, auf dem Rücken liegende Frauen, Finger im Mund, ein Bein angewinkelt, eins in die Höhe gestreckt, Frauen mit geöffneten Beinen auf weichen Felldecken, auf der Seite liegende Frauen mit feuchtem Haar zwischen den Schenkeln, Frauen mit gespreizten Fingern vor Schamlippen, Bilder von Frauen, Fotografien in Schaukästen neben urinstinkenden Hauseingängen und Toreinfahrten, Frauen in Öl gemalt, in zuckendem Neon über den Türen, aus deren Vorhangspalten das Gelächter und Gestöhne vom Band dröhnt.
Einige Männer gehen in Spielhallen, um Enten zu schießen oder in der Wüste Sinai Krieg zu führen, zehn Panzerabschüsse ein Freispiel, andere versacken im feuchten Gelaber der unzähligen Kneipen, dritte machen sich bis zur Pleite scharf in den Sex-Shops und Kneipenkinos, wieder andere lauern auf die große Serie im Roulette, die wenigsten haben genügend Geld dabei.

Am Tresen labern zwei Männer mit Falten im Gesicht und in den Hosenbeinen mit einer, die ihren Lippenstift weit über die Lippen hinausgezogen hat, und einer dicken Gastarbeiterin, die gut deutsch spricht. In der Ecke

hockt ein Mann mit weicher Cordmütze und pustet seinem Zwergpudel die Thüringer kalt. Die Nägel des Hundes sind fast so lang wie Herrchens, sie kratzen über den Linoleumboden, als beide abgehen. Draußen vor der Scheibe balanciert ein Kellner in weißer Jacke ein Tablett mit in Silberpapier verpackten Tellern durch verstreut auf dem Bürgersteig schwebende rote Augen. In dem Behälter mit schwarzem Fett, in dem bläßliche Chansonettentitten schwimmen, spiegelt sich die unregelmäßig zuckende Neonbeleuchtung.
Wer die Wirtin kränkt, wird gehängt.
»Das nächste Mal komm ich als Mann auf die Welt, und denn gibts aber Retourkutsche, du, gestern morgen um neun kloppt das bei mir, die Bullen, ob ich nicht wüßt, wo der Norbert ist, verschwunden, ja, der arbeitet doch beim Brotausfahren, war er aber nich mehr hingegangen, jedenfalls nächstet Mal will ick och son Loch zwischen de Beene haben, was willst du als Mann denn als Frau geboren werden, hast doch alles, tschüß, die is süß nä, was wollte die denn mit dem alten Kinderwagen, wollt sie den Kindern schenken, die freun sich drüber, wieso, hat die denn soviele, nee, die arbeitet doch im Kindergarten, ick freu mich über alles, aber wenn bei mir eene mitn Kinderwagen ankommt, denn freu ick mich nich, was willst du denn, du kriegst doch garkein mehr hoch, Mann, willst mal sehn, nee, jedenfalls so toll wies meistens der Mann treibt, treibts die Frau nich, das wolln wir doch mal festhalten, quatsch doch nich du Seibelfreier . . .«
Zwei flippige Nutten kommen reingeschossen, beide siebzehn, höchstens achtzehn, beiden ist noch auf die Entfernung der letzte Stehfick in irgendeiner dunklen, vollgepißten Einfahrt anzuriechen. Die Dünne hat sich mit dem Tintenkuli ein L auf den Rücken des Zeigefingers geschrieben, ein O auf den Mittelfinger, ein V auf den Ringfinger und ein E auf den kleinen. Sie raucht. Die Dicke packt ihr Täschchen auf den Tisch, bestellt sich einen halben Hahn und kuckt sich die Leute an.
»Los, Alter, gib n bißchen Majonäse zu!«
Die Magere läßt sich inzwischen ein Bier und eine eiskalte Cola in die Gläser plantschen.
Die Dicke fängt genüßlich an, sich den Hahn reinzuschieben. Die Magere kommt zurück an den Tisch, stellt der Dicken das Bier hin, drückt nervös ihre Zigarette im Ascher aus, knallt sich die halbe Cola rein und zündet sich eine neue Zigarette an.
»Versteh ich nich, daß du so essen kannst. Ich bin immer fertig, wenn die Bullen hinter mir her sind. Ich bring nix runter.«
Sie rennt zur Tür, guckt raus, kommt wieder zurück, drückt ihre Zigarette aus. »Mach zu, Mensch!« »Gleich«, sagt die Dicke, während sie auf vollen Backen an den Fritten mit Majonäse kaut.
Dann sind sie draußen.

Der Sexshop-Mann spult müde den Film auf seinem kleinen Projektor um. Extase in Leder. Schwanzfieber. Lecky und die feuchte Torte. Der Mann mit dem goldenen P. Das Liebesabitur.
Ein Gesicht mit scharfem Oberlippenbärtchen schiebt sich durch den rosaweißen Plastikstreifenvorhang, er schiebt sich ganz durch, Anzug, der sitzt als hätte er seine Arbeitsklamotten drübergetragen, er geht raus und hängt sich seinen Schlips gerade.

Blau ist das Meer, wie hoch kann der Himmel sein. Der Unrasierte im grauen, speckigen Mantel zündet sich eine »Golddollar« an und stößt seinen Nachbarn in die Seite. »Weißt, was die ehrlichste Flagge der Welt is, die ehrlichste Flagge der Welt?«
Der andere mit der Schippermütze und der Gummimopedhose trinkt von seinem Halben. Seine Aktentasche, die er mit einem Lederriemen um die Schulter trägt, zeigt Beulen vom Apfelsineninhalt.
»Na, weißt du nich, wa?«
»Nee.«
»Die Totenkopfflagge, mein Lieber, die Piratenflagge is das. Da weißt du wenigstens gleich, wo du dran bist, wenn du die am Horizont auftauchen siehst. Es geht um die Beute, mein Lieber, das is überall so, Entspannung, da lachen ja die Hühner . . .«
Der andere nickt und schluckt von seinem Bier.
»Neulich hab ich sogar n Leserbrief gelesen, du, Ostberlins Saat ist am aufgehen, der schrieb, unsere föderalistische Bundesrepublik soll zu einem Anonümum gemacht werden, stell dir das mal vor, Mensch, und im *Neuen Deutschland* hat BRD sogar schon einmal mit Gänsefüßchen gestanden.«
»Was?«
»Ja, hab ich in der Bildzeitung gelesen.«
»Die Schweine.«
Der Klotz hinten in der Ecke mit den breiten Schultern im Troyer guckt verächtlich in die Runde, Ringer gewesen und mit sechzig packt er die Eierkohlensäcke immer noch wie ne Tüte Pflaumen auf den Wagen.
Früher ist er natürlich auch im Puff gewesen, klar, aber das ging nicht lange gut, irgendwann hatte ihm die Puffmutter mal einen Blauen in die Hand gedrückt und gesagt, komm, geh einen trinken, du machst mir die ganzen Mädchen kaputt, so ein Organ, hatte er immer noch, aber er war einfach zu stark für die Frauen, einen vollgepackten Reisekoffer hätte er an seinen Steifen hängen können, einmal hätte er sogar eine Telefonschnur über seinem Glied zerrissen, also Weiber is nich, sagte er, Prost.

An der Fensterscheibe der Bierschwemme vergilbt ein geschundener Ruhm auf Rotationspapier. Ich war die Geliebte des Massenmörders. Er wollte

abartigen Sex. Vorher betäubte er mich. Danach gab's rote Rosen. Sorgfältig ausgeschnitten und mit Tesa angeklebt. Auf dem Foto sitzt sie hinter dem Plastiktisch, der für die Aufnahme abgewischt worden ist, im Pullover, schwarzer Woolworth-Perücke, für die Kamera noch einmal zusammengeschminkt, neben sich auf der Bank liegend einen Mann, dessen Gesicht von ihrem Arm verdeckt wird. Sie streckt der Kamera seine Hand entgegen, die blutig zu sein scheint.

Zwei Oldtimer aus dem Underground, Mittdreißiger mit etwas gelichteten Haaren, schwere, lange Ledermäntel, lassen sich müde auf die Sitzbank nieder und gucken mit Augen, die alles gesehen haben, einmal durch den Raum. Einer holt sich seinen ›Samson‹ raus und dreht sich eine, der andere puhlt mit einem Streichholz in den Zähnen. Nachdem sie das erste Bier eingepfiffen haben, fängt der Samsonraucher an, die story zu erzählen, wie er neulich einen beschissenen Tag hatte, Gesichter alle zum Kotzen, keine Kohlen, und der andere, den er dann getroffen hätte, war auch alle, sie wären dann spazieren gegangen und der andere hätte seine letzten Einssiebzig in die Alster geschmissen, scheiße, hatte ja doch alles keinen Zweck mehr, und er wollte schon wieder nach Hause ins Bett, aber der andere hätte noch Böcke gehabt, wohin zu gehen, vielleicht auch, weil er sich ausgerechnet hatte, dort irgendeinen Bekannten zu treffen, den er hätte anhauen können. Er hätte sich dann doch noch überreden lassen und wäre mitgegangen, aber es war nichts, sie hingen nur rum und kriegten nicht mal ein Bier irgendwo raus. Es wäre tierisch gewesen. Aber wie er schon aufgeben wollte und doch noch nach Hause, da hätte auf einmal ein lila Rolls Royce vor der Tür gehalten, man hätte das durch die Scheibe sehen können, ein Chauffeur sei ausgestiegen, hätte die Tür aufgerissen und eine tierisch gutaussehende Alte wäre ausgestiegen. Schon als sie aus dem Wagen gestiegen sei, wäre der enge Rock hochgerutscht, teurer Zwirn, bis zur Unterwäsche, alles Seide, und sie sei von allen Augen gevögelt worden, als sie reinkam. Sie hätte sich gar nicht erst einen Weg durch die Typen zu bahnen brauchen, und dann hätte er gedacht, er würde spinnen, als sie auf ihn zugekommen sei, er hätte schon sein Sonntagsgrinsen aufs Gesicht gezaubert, da hätte sie sich neben seinen Kumpel gestellt, ihm die Hand auf den Oberschenkel gelegt und gesagt, er hätte gedacht, er hörte nicht richtig, hast n bißchen Zeit für mich, und ehe er sich versehen hätte, hätte der andere schon über die Schulter gesagt, ich komm wieder, und sei mit ihr abgerauscht im Wagen mit Chauffeur und nach zwei Stunden wäre er wiedergekommen und hätte einen halben Riesen dabeigehabt.

Männer in gelben Plastikumhängen tragen druckfrische Rotationsparanoia durch die Nacht. Dementis, Dementis!

Ein Opfer dieser Lektüre sitzt in seinem schwarzen Zimmer an seinem schwarzen Sarg bei saurem Hering und einer Flasche Holsten vor überquellendem Aschenbecher, liest ein Marvel-Comic und spürt, während Spiderman sein zerstörerisches Netz um den Gegner legt, wie ihm langsam die Schneidezähne wachsen. Erschreckt von seinem eigenen Schatten, der im Kerzenlicht an der Decke zuckt, wartet er, mit Angst vor dem Klopfen, daß jemand kommt.

Die beiden Zuhälter treten in die Wohnung des Dealers und gucken sich neugierig um. Der mit den Krokodillederstiefeln auf Plateausohlen gibt der im Türrahmen hängenden Schaukel einen Schubs und sagt, »Mann, das geht aber ab hier!«
Sie setzen sich nebeneinander auf die Ledersitzgarnitur.
»Laß uns doch erstmal einen durchziehen.«
Ein silbernes Etui mit fertigen Graszigaretten geht rum.
Ein Kumpel ist gerade geschnappt worden.
»Der hat doch immer einen Scheiß am Hals«, sagt der Unauffälligere, »Glasbrunnen«, er hält sich die gespreizten Finger vors Gesicht. «Er wollte nur eben mit dem Wagen um die Ecke Milchholen, und hatte kurz n Plastikbeutel mit Gras auf den Vordersitz geworfen, um ihn bei einem Kumpel reinzulangen. Da ham ihn die Bullen gekrallt.«
»Übermorgen hat er Geburtstag«, sagt der andere, »da backen wir ihm einen Kuchen, schön viel Schwarzen rein, damit er auch was zu lachen hat im Knast.«
»Ich kenn ein, der läßt sich sein Hasch jetzt als geschnitzte Madonnen kommen, ja, machen die da alles klar da unten, der Stoff wird gepreßt und dann wird von Handwerkern ne Madonna draus geschnitzt, sind die ja gut drin, und angemalt und ab mitm Flugzeug. Ich kenn ein, der hat so eine im Wagen hängen, als Maskottchen, und wenn er mal weit draußen is, gutes Wetter, denn wird n Arm amputiert. Stell dir ma vor, Fahrzeugkontrolle, ein Bulle fragt, was ham sie denn mit ihrer Madonna gemacht, die is mir beim Fensterputzen von der Leiter gefallen.«
Der andere hat inzwischen eine handgeschnitzte Faust aus der Tasche gezogen.
»Was hast du denn da?«
»Ne Hand.«
»Laß ma sehn.«
»Schnitz ich immer, wenn ich Böcke hab. Manchmal mal ich die auch noch weiß an.«
»Geil.«
»Neulich auch kein Bock mehr gehabt, sind wir mitn paar Mann zum Angeln gefahrn. Die Knechte ham vielleicht geglotzt, als wir da ankamen,

gleich bis ans Wasser ran mitm Wagen, die Ruten zum Fenster raus, Rückenlehne, Kopfhörer auf und denn voll erstma ein ausgehört und geangelt.«

Ihr grüner Snowcoat bewegt sich wie eine Wasserpflanze in den Strömungen auf dem Bürgersteig. Der ausgestreckte Arm mit dem Zettel zieht ein kurzes Stück mit Vorübergehenden mit, hinter ihnen her, sinkt herunter, ein neues Ziel taucht auf, der Arm hebt sich, bewegt sich darauf zu. Eine Botschaft für Sie. Es ist sehr wichtig. Sie würden mir eine große Freude machen, wenn sie es mitnehmen und lesen. Sind Sie ein Bergmensch? Vielleicht wissen Sie es ja selber noch nicht. Jesus hat vielen die Augen geöffnet. Aber Jesus ließ die Masse zurück. Die Stimme der Masse ist so laut im Tal, daß Du die Stimme Gottes nicht hören kannst, der Arm fällt herunter, ihre großen, leuchtenden Augen suchen ein neues Ziel.

Neben dem blaurosa Glimmer der Box steht ein Hagerer in Reithosen und Stiefeln, nikotingelbe graue Haare, er hat ›Alte Kameraden‹ gedrückt und schlägt mit einer Ledergerte den Takt an seinen Stiefelschaft. Vielfache Spiegelung in der mit Silbermosaik besetzten Kugel, die sich langsam unter der Decke dreht. Der Japaner mit der dunklen Brille am Tresen hält sein kleines Bier mit einem schwarzen Wildlederhandschuh. An der Wand eine silberne Kühlergrillminiatur auf Bambus. »Nehmen Sie die Zeitung weg oder setzen Sie sich da rüber, der Chef hat das nich gern, wenn am Tresen gelesen wird.« Die Barfrau, deren changierender, schwarzer Pullover mit eingewirkten Silberfäden vor dem Flaschenregal hin- und herschwebt, benutzt ihre Stimme als Peitsche, gibt gleich wieder Zucker, läßt sich duzen.
Der Clinch auf dem Barhocker, die Knie warm aneinander, der wandernde Arm, ihr Mund, er sagt, Deine Lippen, cherry, durch den verschlierenden Korn an seinem Glas glitzert der Stern über ihrem Dekolleté, die langen roten Nägel, Striemen auf seiner Wange, Sheriff, ihre Hände spielen mit dem Feuerzeug am Tresen, er sagt, Dein Haar, Seide, sie trägt Hosen, do you speak English, komm, laß uns noch einen trinken, Jerry, das rote Lächeln ihres Mundes, der sich feucht öffnet, Cherie?, was ist?, ja, sie führt den Sherry an die Lippen, der BH-Verschluß unter dem Stoff, ein Barhoker-Thron, King Jerry der Spender, kalte Augen in den Facetten der sich langsam drehenden Glaskugel.

Werner Mathes
Unterwelt en miniature

Fulda, als Kleinstadt bezeichnet, weil es (mit eingemeindeten Ortschaften) nur etwas über 60 000 Einwohner zählt, liegt auf der Achse Frankfurt/Kassel (die jeweilige Entfernung nach Fulda beträgt 100 Kilometer), nennt einen Dom und etwa 120 Kneipen ihr eigen, beherbergt einen Bischof und eine Justizvollzugsanstalt und verfügt über eine eigene kleine Unterwelt (die Oberwelt braucht sie).

1. Stadtstreicher, Penner, Kiosksteher

Wegen der günstigen geografischen Lage und wohl auch in der Erwartung, daß die katholischen Behörden christliche Nächstenliebe üben, wird die Stadt von Landstreichern und Vagabunden gern als Zwischenstation benutzt. Man hat deshalb eine Verpflegungsstelle, die »Vinzenz-Küche« eingerichtet, die von Nonnen des Fuldaer Mutterhauses unterhalten wird. Hier gedeiht jedoch keine Kriminalität im landläufigen Sinn: allenfalls Mundraub, Trunkenheits- und Schlägerei-Delikte gehen auf das Konto der Streicher-Szene. Gelegentliche Übernachtungen in fremden Gartenhütten oder Geräteschuppen, ebenfalls kaum als kriminell zu bezeichnen, sind ein weiteres, häufig auftretendes »Vergehen« dieser Gruppe, die durchschnittlich 25 Personen umfaßt. Öffentlich wird diese Szene ganz zwangsläufig: aufgrund fehlender Quartiere und Unterkünfte trinkt man seine »Bomben« (Zweiliterflaschen mit billigstem Rot- oder Weißwein) auf dem größten Platz der Stadt vor dem Kaufhaus mit dem stärksten Publikumsverkehr. Hier treten auch die Randfiguren der Gruppe ins Rampenlicht: arbeitslose Jugendliche und stellungslose Schnelldienst-Arbeiter. Das Problem der Arbeitslosigkeit nimmt hier die krasseste Form an: Jugendliche ohne Arbeit werden leicht trunksüchtig, die Langeweile macht aggressiv und so verhalten sie sich bald wie die Stadtstreicher. Kontakte nach »oben« sind nicht mehr gefragt. Der 19jährige Hartmut G. beispielsweise hat Angst, noch einmal in den Arbeitsprozeß einzusteigen, weil er seiner Meinung nach den Anforderungen nicht mehr gewachsen ist: sowohl im Arbeits- als auch im zwischenmenschlichen Bereich. Sein starker Alkoholgenuß (»tagsüber zwei Bomben, das is ganz normal, dann Schnaps und abends Bier, geschnorrt, die

Menge ist immer unterschiedlich«) hat ihn auch in seiner geistigen Entwicklung zurückgeworfen, er ist anspruchslos geworden. Auf die Frage nach seiner weiteren Perspektive antwortet er mit einem Schulterzucken: »Entweder Kahn oder irgend'n großes Ding.« Hartmut G. sitzt zur Zeit ein; er vergewaltigte eine 15jährige Schülerin.

Innerhalb der Streicher-Szene gibt es indes wieder Untergruppen: Kiosk-Steher (vorwiegend in der Unterstadt, sie biedern sich bei Bürgern an, um eine Flasche Bier zu schnorren) und Kneipengänger (ebenfalls in der Unterstadt, bevorzugt werden Türkenlokale und heruntergekommene Gaststätten, in denen meist auch ältere Dirnen um Freier werben), Gelegenheitsarbeiter, die einen besonderen Ehrenkodex haben (»Ich schnorre nie, ich bin doch kein Penner!«) und die notorischen Nichtstuer, die meist zur jüngeren Garde zählen und sich vornehmlich in Jugendlokalen ihr Bier spendieren lassen. Die letztgenannte Gruppe hat die aufgeweichtesten Konturen und verfügt über eine starke Flexibilität: für einige Scheine besorgt man Zubringerdienste bei illegalen Geschäften, die in den sogenannten »militanten Kneipen« (meist von Mitgliedern der Unterklasse besucht, die mittels Pokerspiel und kleinerer illegaler Aktionen den Traum der Oberklasse träumen) vorbereitet werden. Ein junger Zigeuner spielt hier ab und zu Gitarre und verscherbelt nebenbei Waffen im kneipeneigenen Klo.

Diese sozial auf einer der untersten Stufen stehende Gruppe sonnt sich gern in dem Mythos, ganz dicke Fische aufzubringen. Tatsächlich aber vermeidet man hier möglichst illegale Aktionen, man agiert nicht kriminell, sondern prahlt, erzählt dem Kollegen hinter vorgehaltener Hand von guten Geschäften, die jedoch meist erfunden sind.

Es kam im letzten Sommer des öfteren vor, daß sich junge Streicher damit brüsteten, Sprengstoff zu besitzen, um damit Anschläge zu verüben. Angesprochen wurden meist Studenten oder Schüler, die in der Szene als militant bekannt waren. Angeblich mußte der Sprengstoff in B. abgeholt werden, dafür benötigte der Streicher Fahrgeld, die »Bomben« wurden ohnehin von den beschwatzten Schülern bzw. Studenten spendiert. Konkret: der Streicher verschwand mit dem Fahrgeld und tauchte nicht wieder auf. Auf die Schüler/Studenten machten solche Gespräche natürlich Eindruck. Der heruntergekommene Streicher, so dachten viele, habe ohnehin wenig zu verlieren, man traute dem einen oder anderen Sprengstoff-Anschläge in der Tat zu. Natürlich waren die radikalen Dialoge, oft auch bierselige Monologe, auf dem Universitätsplatz nur Tricks, mit denen der Alkohol verdient wurde.

Diese Minoritätengruppe besteht nur aus wenigen Stammitgliedern, aber der Kern erfährt täglich wechselnden Zulauf. Das erklärt sich aus der Aura von Faszination, die den Außenseiter in der Kleinstadt umgibt. Wenn zum

Beispiel ein Schüler sein Elternhaus provozieren will, setzt er sich einen Tag lang auf die »Gammel-Mauer« des Universitätsplatzes und kann mit Sicherheit damit rechnen, daß sein »Mitmachen« den Eltern von Bekannten zugetragen wird. Besonders im Sommer erreicht dieses Randseitertum ein personelles Ausmaß, das bei den Bürgern Unsicherheit und Angst zeitigt. Trotzdem: Schlägereien finden nur innerhalb der Gruppe statt, der Normalbürger wird allenfalls um kleinere Groschenbeträge angegangen.
Die Stammgruppe der Streicher ist streng hierarchisch strukturiert, was einem Outsider kaum auffällt. Bereits die Sitzordnung beim Mittagessen in der »Vinzenz-Küche« läßt auf eine geordnete personelle Struktur der Gruppe schließen. Die Hierarchie richtet sich einmal nach der Größe der Faust, zum anderen nach dem Alter.

2. Schläger

Schläger operieren in Fulda zwar überall, doch konzentriert sich ihr Einsatzgebiet vor allem auf die »militanten Kneipen« (»militant«, weil hier oft und gern geprügelt wird) in der Unterstadt, in den Vororten und Randgemeinden oder auf die Diskotheken in den umliegenden Dörfern. Es überwiegen zufällige, lockere und diffuse Gesellungsformen, die begangenen Straftaten reichen nicht über Sachbeschädigung und Körperverletzung hinaus. Diebstähle und Einbrüche werden meist zu zweit oder höchstens zu dritt begangen. Schwerere Delikte (Raub u. ä.) verübt der Schläger allein. Was die Statistiken der Metropolen als »jugendspezifische Delikte« an erster Stelle verzeichnen, Gewaltunzucht und Notzucht nämlich, findet man in der Kleinstadt nur sehr selten. Das mag damit zusammenhängen, daß die einzelnen Cliquen bekannt sind, daß es Querverbindungen gibt durch Mädchen, die die Gruppen wechseln, und daß dadurch der weibliche Anhang bekannt und damit auch geschützt ist.
Die meisten der jungen Delinquenten wohnen in den Randzonen der Stadt: in Vororten, Siedlungen, häufig auch in den Dörfern, wo die Tanzveranstaltungen an den Wochenenden stattfinden. Die Arbeitsplätze befinden sich jedoch in der Stadt selbst, wo auch ein Großteil der Freizeit verbracht wird: in den »militanten Kneipen« der Unterstadt und der Vororte. Selten kommt es jedoch zu gemeinschaftlich verübten Körperverletzungen. Ein ungeschriebener Ehrenkodex, nach dem der Angreifer allein bis zur Entscheidung kämpft, verhindert, daß der Kampf brutal und unfair wird.
Jeder Vorort und jedes Dorf hat seine lose Jugendclique, die sich aus Mitgliedern der Fußballvereine und der Freiwilligen Feuerwehr rekrutiert. An der Spitze dieser kleinen und zufälligen Gruppen steht fast immer ein leistungsstarker Sportler, der allgemein Ansehen genießt. Die Gewalttätig-

keiten dieser Gruppen werden von den Bürgern der jeweiligen Ortschaften geduldet, »weil das auch früher schon so war«. Außerdem ist man stolz auf die meist berufstätigen Jugendlichen, die zudem noch für die Gemeinde auf dem Fußballplatz kämpfen. Langhaarige werden hingegen ohne Anlaß kriminalisiert (»Haschbrüder«). Diese Gruppe tendiert stark zur Stadt und dort zu den studentischen Gruppen.

Interessant ist der Unterschied zwischen Stadt- und Landpersönlichkeit innerhalb dieser übergeordneten Gruppe: Während sich der Stadtjugendliche selbständig bewegt, selbst in den Dorf-Diskotheken, tritt die Landjugend nur in Rudeln auf. Der Grund: Das ländliche Elternhaus überträgt seine überwiegend positiven Erwartungen an die Stadt, die jedoch nie konkret erfüllt wurden, auf das Kind oder den Jugendlichen. Der in der ländlichen Umgebung aufgewachsene Jugendliche wiederum wird aufgrund des angeblichen (allseitigen) Vorsprungs der Stadtbewohner gegenüber der städtischen Bevölkerung aggressiv. Hinzu kommt die Anonymität dieser Jugendlichen, die sich in der Stadt abseits der gewohnten Instanzen sozialer Kontrollen wähnen. Vandalismus und Rowdytum, in Fuldas Stadtgebiet begangen, gehören deshalb zu den Delikten der Landjugend. Berührungspunkte zwischen den beiden Gruppen gibt es fast ausnahmslos in Gaststätten, Bars und Diskotheken, dort, »wo man hingeht«.

In Fulda bieten sich dafür drei Lokale an. Das »Chalet«, ein ehemaliges Kino, in dem heute die größte Diskothek des Ortes untergebracht ist, bildet die Anlaufstelle für junge Arbeiter und Angestellte. Dieses Lokal, aufwendig nach den neuesten Trends eingerichtet, wird allabendlich zum Treffpunkt der modebewußten Jugend Fuldas. Hier verkehren auch Jugendliche aus den ländlichen Bezirken des Kreises, sofern sie ihre Freizeit nicht in den Dorf-Diskotheken verbringen. Die Getränke sind teuer, die Atmosphäre erinnert an das Flair der Schickeria-Diskotheken der Großstädte. Im »Chalet« dominiert der, der ein flottes und teures Auto besitzt und sich nach der aktuellsten Mode kleidet. Anders sieht die Situation in der »Windmühle« aus, die überwiegend von Studenten und Schülern besucht wird. Hier achtet man weniger auf den materiellen Status als auf das intellektuelle Gehabe des Gastes. Trotzdem wäre es falsch, die »Windmühle« als Studentenlokal zu bezeichnen. Eine Kombination aus beiden Kneipen bildet das »Pony«, eine Disko-Bar mit Nachtkonzession. Hier treffen, häufig erst nachts, Vertreter der beiden Gruppen zusammen. Hier kommt es dann auch zu Rempeleien und Schlägereien, die meistens von den Mitgliedern der »Chalet«-Gruppe provoziert werden. Dabei geht es fast immer um Frauen, und nicht selten kommt es vor, daß blindwütig zugeschlagen wird: der Provokateur fühlt sich in der Regel minderwertig und gleicht dieses Manko durch die Faust aus . . .

3. Sensationskriminalität

Der bislang sensationellste Kriminalfall in der Geschichte Fuldas trug sich im Frühjahr 1974 zu, als der damals 21jährige Jürgen W., von der Boulevard-Presse als Kunstmaler bezeichnet, dem in Fuldas Michaelskirche aufgebahrten Leichnam des Bischofs Adolf Bolte die Beinkleider aufschnitt und den Bischofsstab entwendete. Die Presse trug dazu bei, daß dieses Delikt als »Bischofsschändung« bundesweit Interesse fand. Vermutungen, W. habe sich an dem toten Bischof vergehen wollen, erwiesen sich als grundlos und falsch. Über die Motivation zu dieser Tat erzählt der 29jährige Dieter R., ehemaliger Sozialhelfer:

»Wir waren an jenem Abend bei uns in der Wohnung, hatten bereits einiges getrunken, als wir ein Bild in einer Illustrierten entdeckten. Dieses Foto zeigte einen amerikanischen Soldaten, der den Kopf eines getöteten Vietnamesen stolz auf einer Bambusstange herzeigte. Im Gespräch wurden dann die Rollen vertauscht: Wir waren der GI, wir trugen den Kopf des Bischofs auf einer Stange. Jürgen war ziemlich angetan von dieser Idee. Danach war er derart berauscht, daß er in die Michaelskirche einstieg und das Bildsymbol zu realisieren versuchte.«

Diese Straftat fand das ungeteilte Interesse der Fuldaer Bevölkerung. Ohne Zweifel reagierten die meisten zunächst mit Abscheu und Entrüstung. Doch bald mischte sich sogar Stolz unter die Entrüstung: Diesem Menschen, den die *Bild*-Zeitung auf ihrer ersten Seite abbildete, war man selber schon begegnet!
Diese kleinstädtische Mentalität – die Fixierung auf eine wodurch auch immer berühmte Person – schlägt sich auch in der lokalen Presseberichterstattung nieder: Der Bürger X ist bedeutungslos, wenn nicht gleichzeitig bekannt ist, daß X in der und der Beziehung zum Bürgermeister Y oder zum Fraktionsvorsitzenden Z steht. Solche Zusammenhänge werden von der Lokalpresse mit Vorliebe dazu benutzt, Personen oder Gruppen, vor allem Randgruppen, zu stigmatisieren.

4. Ausländische Arbeiter

In Fulda wohnen und arbeiten etwa 5000 ausländische Arbeiter, das stärkste Kontingent stellen die Türken, die in der Unterstadt zwei eigene Kneipen und einige Läden besitzen. Auch andere Ausländergruppen haben spezielle Gaststätten, in denen sie sich aufhalten. Meist werden diese Lokale von den Einheimischen gemieden, weil man Angst vor unerwarteten Reaktionen hat. Dieser Aspekt gewinnt dadurch noch an Bedeutung, daß einige Straßenzüge in der Unterstadt zur Ghettobildung neigen. Historische Restaurants werden plötzlich von Ausländern übernommen, in einigen großen Mietshäusern wohnen nur noch Türken und Studenten. Das beunruhigt.

Goethe Institut e.V. Bibliothek

1974 verdächtigte man einen jungen Türken, er habe ein junges Mädchen in der Diskothek eines Dorfes bei Fulda angesprochen, dann aus der Tanzhalle gelockt, in einem nahen Neubau umgebracht und in einem Sandhaufen verscharrt. Da der Türke dem Schauspieler Wyngard ähnlich sah, nannte ihn die Lokalpresse Jason King.
Damals veröffentlichten beide Zeitungen (die *Fuldaer Volkszeitung* existierte zu diesem Zeitpunkt noch) den vollen Namen und sogar Polizeifotos des Verdächtigen. Diese Praktik der Berichterstattung, verdächtige Personen bereits als Täter abzubilden, stieß bei einigen Redakteuren auf Entrüstung. Schon nach einigen Tagen mußte der junge Türke aus der Untersuchungshaft entlassen werde, da der gegen ihn gehegte Verdacht nicht mehr aufrechterhalten werden konnte. Die Fotos des Beschuldigten hatten die Zeitungen von der Fuldaer Kriminalpolizei erhalten. In anderen Fällen hüllt sich die Kriminalpolizei in Schweigen, weil angeblich noch Ermittlungen laufen. Die laufen dann aber meist gegen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens oder andere Angehörige der Mittel- und Oberschicht.

5. Amerikanische Soldaten

Seit 1973 sind in Fulda nur noch amerikanische Berufssoldaten stationiert. Damit ist die Kriminalitätsrate erwartungsgemäß gesunken. Trotzdem verwehren die meisten Fuldaer Wirte ihre Gaststätten den amerikanischen Soldaten. Auch an den Diskotheken hängen »Off Limits«-Schilder. Dieses Verbot ist ein Relikt aus der Zeit vor 1973, als die jungen Amerikaner noch gezwungen waren, in Fuldas »Downs Barracks« zu leben. Schon damals stellten die Amerikaner einen Großteil der Drogenszene. Auch heute noch besteht dieses Problem. Allerdings liegt es mehr im Dunkelfeld, weil heute mit weitaus härteren Drogen gehandelt wird als früher. Dadurch wird man automatisch vorsichtiger.
Schlägereien werden auch heute noch von GI's provoziert. Allerdings seltener, und wenn, dann an Festtagen. Die Erfahrungen, die viele Wirte während dieser Tage machten, führten dazu, daß generell an diesen Festtagen Ausländer in den meisten Kneipen der Stadt unerwünscht sind. Diese Schlägereien wurden nicht vorsätzlich provoziert, sie entstanden spontan: Die jungen US-Soldaten tranken sich in Gruppen die Isolation, die über Weihnachten ganz konkret erfahren wird, aus dem Kopf und wurden gegenüber den Deutschen rabiat.
In den Weihnachtstagen 1972 prügelte und randalierte ein 18jähriger GI in verschiedenen Gasthäusern so lange, bis ihn die berüchtigte Military Police aufgriff und auf offener Straße brutal zusammenschlug. Der 18jährige sollte in wenigen Tagen nach Vietnam abreisen . . .

1971 wurde in den US-Kasernen ein Farbiger erdrosselt, den Mord brachte man in Zusammenhang mit dem Ku-Klux-Clan, der angeblich in Fulda über eine eigene aktionsfähige Gruppe verfügte. Die Existenz des Clans wurde nie offiziell bestätigt, jedoch immer wieder vermutet. Die deutschen Polizeibehörden verhielten sich äußert passiv, obwohl damals auch der farbige Deutsche Dieter R. auf offener Straße von weißen Amerikanern verprügelt worden war. R. schrieb sich die Autonummer des Täterwagens auf und ging zur Polizei. Hier erfuhr er, daß die von ihm angegebene Autonummer in ganz Europa nicht existiere. Tage später erkannte R. den Täterwagen mit der von ihm beschriebenen Nummer im Stadtgebiet wieder . . .
Die Lokalpresse verhält sich gegenüber den in Fulda stationierten US-Truppen äußerst zurückhaltend. Zwei simple Gründe, die für die Kleinstadt jedoch symptomatisch sind, erklären diese Vorsicht: Der Verleger der damaligen *Fuldaer Volkszeitung* war Ehrenmitglied einer amerikanischen Armee-Organisation, die *Fuldaer Zeitung* hat die CDU-Politik des Fuldaer Stadtschlosses im Auge, das immer wieder Freundschaftswochen und Volksfeste organisiert, um die Verbundenheit der USA mit der BRD zu demonstrieren. Ein Volontär der *Volkszeitung* wurde einmal fristlos entlassen, weil er in trunkenem Zustand die Namen zweier US-Befehlshaber in seinem Artikel verwechselt hatte.

6. Dealer und Zuhälter

Fuldas Drogen-Subkultur begann sich zur Zeit der Studentenunruhen 1968/69 zu entwickeln, als hauptsächlich Studenten Haschisch aus den Universitätsstädten mit in die Provinz brachten. Auch die in Fulda stationierten amerikanischen Soldaten suchten zunehmend die Bekanntschaft mit deutschen Shit-Rauchern. Der Fuldaer Schloßgarten (in der Drogenszene wurde er nach großstädtischer Manier »Park« genannt) war damals ein beliebter Treffpunkt. (Heute ist er das nicht mehr, weil die Stadt zwei Flurhüter mit Hunden engagiert hat, um die Anlagen zu »schützen«.) Bald bildete sich eine gewisse Privilegierten-Hierarchie, die man an der Länge der Haare des jeweiligen Typs ablesen konnte. Langsam entwickelte sich eine Gruppe, deren Vertreter fast unnahbar wurden. Die Leute der 68/69er-Szene wanderten jedoch bald in die umliegenden Großstädte ab. Richard V. beispielsweise besitzt heute einen Kunstgewerbe-Laden in Frankfurt, andere Ex-User arbeiten in der Rehabilitation.
Was dieser Vorhut folgte, ist heute mehr als jede andere Gruppe kriminell. Der Torso der ehemaligen *drug scene* hat sich reorganisiert und operiert jetzt überwiegend als Zuhälterring. Harte Drogen erleichtern dabei das

Geschäft. Marina D. beispielsweise verdiente sich nach einem Aufenthalt in einer Psychiatrischen Klinik ein Zubrot als »Putzfrau« in einem stadtbekannten Bordell. Keine Seltenheit sind »Edelgammler« mit wertvollen Pelzjacken in den Schickeria-Bars, wo auch ihre Mädchen hauptsächlich »arbeiten«. Rolf L. wandte sich 1969 nach einer mäßigen Schlägerkarriere der Drogen-Szene zu, verkaufte Shit, war als Typ gefragt, dealte nach 1973 nur noch *hard stuff* und arbeitete bis zu seiner Festnahme im Sommer 1975 als »Rausschmeißer« in einer Bar.
Die übrige Zuhälter-Szene in Fulda setzt sich aus ganz verschiedenen Figuren zusammen. Neben dem »Drogen-Torso« und einem Profi-Ring, der 1973 aus Ingolstadt nach Fulda übersiedelte und legal in einem angemeldeten Bordell Fuß faßte (nach anfänglichen Schwierigkeiten mit der Stadtverwaltung und zwei Umzügen des Betriebes) sind noch einige Einzelgänger im Geschäft, die meist früher schon ohne Aufsehen gearbeitet haben.
Zuhälter genießen in Fulda einen besonderen Ruf innerhalb der einschlägigen Kreise, sie sind gleichzeitig gefürchtet und geachtet. Der »kleine Kriminelle« zollt dem Loddel uneingeschränkten Respekt: Der Zuhälter hat es schließlich geschafft, ohne moralische Skrupel mit einem Minimum an Mühe ein Maximum an Geld zu verdienen. Hinzu kommt die ökonomische Rangordnung des Kleinstadt-Zuhälters. Er gewinnt bereits an Achtung, wenn er für eine Wirtshaus-Theke drei oder vier Flaschen Whisky ordert. Gefürchtet ist er deshalb, weil man Verbindungen zur großstädtischen Unterwelt vermutet, die jedoch meist nicht bestehen. Trotzdem ist es keine Seltenheit, daß ein Zuhälter seine Lehrzeit in der Großstadt absolviert und dann in die Kleinstadt zurückkehrt.
Umstritten sind die Motive für die Arbeit in der Kleinstadt. Warum wandern die Zuhälter nicht in die womöglich lukrativere Metropole ab? Warum kommen manche Zuhälter gar aus größeren Städten nach Fulda? Einmal spielt der Status der Loddels in der Kleinstadt eine Rolle (»Ich laß' 'n hier voll 'raushängen!«), zum anderen bauen die erfahrenen Profis auf Ruhe während des Geschäfts. Revier-Streitigkeiten gibt es in Fulda kaum, Rivalitäten werden allenfalls intern ausgetragen. In einem Fuldaer Nachtlokal demonstrierte die Fuldaer Gruppe 1972 Geschlossenheit gegenüber Würzburger Rivalen: es wurde geschossen, es gab Verletzte.

7. Der Weg nach oben

Eine organisierte Kriminalität gibt es in Fulda nicht. Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Die Kleinstadt bietet nicht die Anonymität der Großstadt, ohne die keine Organisation gedeihen kann. Und sie bietet auch nicht die Objekte, die »großen Fische«, für die sich eine kriminelle Koope-

ration lohnen würde. Geschäftsviertel, Nachtclub-Bezirke u. ä. sind kaum vorhanden; Kleinstadtleben bedeutet Sichtbarkeit, Überschaubarkeit – für die Bevölkerung wie für die Ordnungsbehörden. Wer Karriere machen will, muß in die Großstadt abwandern.
Der Hauptgrund für die starke personelle Fluktuation in der kleinstädtischen Unterwelt liegt im frühzeitigen Abbruch der kriminellen Karriere, die in der Kleinstadt meist auf Militanz basiert. Während der großstädtische Rechtsbrecher meist erst im fortgeschrittenen Alter den Höhepunkt seiner Laufbahn erreicht, muß der kleinstädtische Kriminelle sich schon mit etwa 35 Jahren aus der lokalen Unterwelt zurückziehen, einfach deshalb, weil die körperliche Kraft nachläßt. Er wird dann nur noch gelegentliche Beraterdienste leisten oder aber sich anderen Normen anpassen, d. h. den Weg nach oben, in die Oberwelt einschlagen.

8. Die Oberwelt

Die Stadt wird seit Kriegsende von der CDU regiert, der ehemalige Fuldaer Oberbürgermeister Dr. Alfred Dregger begann im barocken Stadtschloß zu Fulda seine Karriere. Der katholische Klerus verfügt über zwei auflagenstarke publizistische Organe: den offiziellen *Bonifatius-Boten* und die *Fuldaer Zeitung*. Die oppositionelle *Fuldaer Volkszeitung* mußte 1974 eingestellt werden, nachdem sich die Belegschaft gegen eine Fusion mit dem katholischen Blatt gesträubt hatte. Nicht einmal wenn F. J. Strauß auf dem Fuldaer Universitätsplatz spricht, meldet sich noch eine Opposition zu Wort (es wäre ohnehin aussichtslos, gegen die Massen anzubrüllen). Deshalb stellt die Rechte neuerdings eigene Kommandos auf, die durch provokante linke Parolen den Gemeinschaftsfrieden bei Strauß-Vorstellungen stören und dadurch die Wut der Bevölkerung gegen die angeblichen linken Störer schüren sollen.
Die politischen Parteien im Kreis Fulda pflegen am Sonntagmorgen an die Basis zu gehen: Nach den katholischen Hochämtern wird die dörfliche Bevölkerung zu »politischen Frühschoppen« in die lokalen Gasthäuser geladen. Prominente Parteimitglieder »diskutieren« hier bei Schnaps und Bier mit den Dorfbewohnern über Fragen mit allgemeinpolitischem Gehalt. Tagespolitische Themen werden ausgespart, es sei denn, der politische Gegner hätte sich gerade durch ein umstrittenes Projekt den Unmut der Bevölkerung zugezogen.
Der Landrat des Kreises Fulda, Fritz Kramer, erklärte vor zwei Jahren während eines solchen Frühschoppens, er besitze gesicherte Informationen, daß sich in einer in der Nähe Fuldas gelegenen Gesamtschule ein »harter Kern junger Linker« anschicke, das Kollegium einzuschüchtern und eine

Politik zu verfolgen, die mit der Zielrichtung der hessischen Rahmenrichtlinien identisch sei. Kramer, damals erst seit kurzem Landrat und auf Profilierung bedacht, bereute Tage später seine diffamierenden Äußerungen. Ein Volontär der zu diesem Zeitpunkt noch existierenden *Fuldaer Volkszeitung* befragte auf eigene Faust den Rektor der besagten Schule und erfuhr, daß ein solcher Kern junger Linker dort nicht bestehe, der Vorwurf der Einschüchterung sei völlig absurd und unrichtig. Dem VZ-Volontär gelang es, Kramers Behauptungen einen Kommentar zu widmen. Zwei Tage nach der Veröffentlichung des Artikels druckte man ein Dementi des Landratsamtes ab. Inhalt: Die Behauptungen des Landrates beruhten auf falschen Informationen. Hintergrund: Die Informationen wurden Kramer von einem Lehrer dieser Schule zugespielt, der führendes Mitglied der lokalen Jungen Union war.

Solche Praktiken politischer Verleumdung gehören zum Alltag der Kleinstadt. Sie werden meist übergangen, die Opposition wird ignoriert. Die Presse hält sich zurück.

1971 gaben oppositionelle Schüler und Studenten eine Zeitschrift mit dem Titel *Info* heraus. Da man den politischen Inhalt des Blattes kaum widerlegen oder angreifen konnte, wußte sich ein in Fulda gut bekannter Oberstudiendirektor anders zu helfen: Ein abgedruckter Cartoon des französischen Zeichners Wolinski wurde als »pornografisch« bezeichnet, die Staatsanwaltschaft zog mit, weil der Schuldirektor als Persönlichkeit bekannt ist. Ein Zitat des Fuldaer Pädagogen in diesem Zusammenhang: »Eine moralisch verfaulte und politisch zersetzte Bundesrepublik würde den Kommunisten wie eine reife Frucht in den Schoß fallen.« Als die Zeitschrift derart kriminalisiert war, schrieb jener berüchtigte Oberstudiendirektor Briefe an die Inserenten des Blattes. Erfolg: Die Geschäftsleute zogen ihre Inserate zurück, der Zeitung wurde die wirtschaftliche Basis geraubt.

Angst vor dem politischen Gegner äußert sich in der katholischen Kleinstadt Fulda ohnehin hysterischer als anderswo. In den 50er Jahren beispielsweise verweigerte der damalige Oberbürgermeister dem Siemens-Konzern die Errichtung seines Hauptwerks im Fuldaer Raum. Motiv der Ablehnung: Mit dem Siemens-Hauptwerk könnten kommunistische Arbeiter den Gemeinschaftsfrieden in Fulda stören. Heute beschäftigt Siemens in dem für Fulda vorgesehenen Werk etwa mehrere tausend Arbeiter – allerdings in Erlangen.

Im August 1975 schlug ein CDU-Mitglied die Schaufensterscheibe der »Sozialwissenschaftlichen Fachbuchhandlung«, des einzigen linken Buchladens in Fulda, ein, zertrümmerte die Einrichtung und richtete einen beträchtlichen Sachschaden an. Ein Gutachter einer größeren Universitätsklinik stellte bei dem Täter eine »endogene Psychose aus dem schizophrenen Formenkreis« fest, die Versicherung hat bis heute den Schaden von ca.

14 000 Mark noch nicht beglichen, mit der Begründung, Vandalismus sei kein Einbruchdiebstahl, gegen den allein der Laden versichert sei. Die Buchhandlung stand vor dem finanziellen Ruin. Da die Lokalpresse schwieg, sah sich die CDU zu keiner Stellungnahme veranlaßt.
Fuldas Zeitungen schwiegen hingegen nicht, als ein früherer Redakteur eines der beiden Blätter einen Porno-Roman über Fuldas Prominenz veröffentlichte. Das Schlüsselwerk beschrieb die angeblichen Sexualpraktiken einer bekannten Modehaus-Besitzerin ebenso wie die obskuren Gesellschaften im Haus eines prominenten Fuldaer Industriellen. Das Buch, herausgegeben von einem überregionalen Verlag, fand das ungeteilte Interesse der Öffentlichkeit: Innerhalb weniger Wochen war der Text vergriffen. Die Zeitungen (eine brachte gar einen zweispaltigen Kommentar des Verlegers auf der ersten Seite) fühlten sich getroffen, die Betroffenen selbst dementierten nicht, die Modehaus-Besitzerin zog es vor, sechs Wochen in Urlaub zu fahren. Der Autor konnte nicht zur Rechenschaft gezogen werden, weil er die Story verschlüsselt hatte. Trotzdem wußte jeder, wer mit wem gemeint war.

Nachbemerkung

In Fulda hat sich ein System der Kriminalität entwickelt, das mehrere Gruppen umfaßt. Querverbindungen sind fast zur Notwendigkeit geworden, Rivalitäten sind möglich, stehen jedoch nicht auf der Tagesordnung. Die spezifische Kleinstadtsituation zwingt zur Rücksichtnahme unter den Gruppen, die meist mit einem eigenen Kodex ausgestattet sind. Unterwelt gibt es in Fulda unter der Welt heiler Bürgerlichkeit, die diskrete Kriminalität gilt als selbstverständlich in der Welt der Oberen, der Oberwelt.

Kurt der Eierdieb

Eine Karriere

Protokoll: Hans Häussler

Ick bin original nur soon kleener Eierdieb, wa, der nur dann irjendwat klaut, wenn nischt mehr da is. Aber ick habe 14 Jahre von mein' Leben hier im Knast verbracht, wa . . .

Wo icke jetzt die fünf Jahre Knast mir einjefangen hab und die hatten mir jerade uff Zelle einjeschlossen, da kam hier im Lautsprecher »Junge, komm bald wieder«. Ick bin bald verrückt jeworden. Fünf Jahre! Mensch – ick hab mir hinjesetzt, hab da irjendwie paar Männeken jekritzelt. Dann jrübelt und rechnet man – fünf Jahre. Dann fragt man sich, wer bist du eijentlich. Fünf Jahre, wat erwartet dich nachher draußen . . .

Det die Strafe, Freiheitsstrafe een abschrecken tut – nee, dann würd ick ja nie wiederjekommen sein. Mich hat det nich abjeschreckt. Im Jegenteil, det hat mich meine Straftaten sojar mit mehr Erfahrung machen lassen, eben die, die ick hier drinne jesammelt hab, indem ick teilweise uffjenommen hab, wat andere erzählt haben über ähnliche Dinger, die sie jemacht haben und wie se se jemacht haben. Man denkt nur dadran, jetzt haste fünf Jahre, wie sollste det schaffen, denn kommt man in Panik und denn überlegt man sich, wie man schnell an Jeld rankommt ohne Risiko oder so und denn wird schon een neuet Ding ausjetüftelt . . .

Es gab ja immer ein Stadium, wo mir ziemlich allet ejal war. Da bin ick ja hinjejangen in meiner Verzweiflung zum Bewährungshelfer, den ick hatte und den hatt ick vorher schon anjesprochen, weil ick wußte, ick laß mich schon wieder so treiben, daß mir allet schwerjefallen is, mir Arbeit zu suchen oder mir eine neue Bude zu suchen, weil ick aus der alten rausjeflogen bin, wa. Aber der war eben nun nich der Bewährungshelfer, der hat dann nur vom lieben Jott jequatscht und soon Quatsch und so, also der konnte mir janich helfen, wa. Darum hab ick jesagt, unwichtig, jetzt machste nen Bruch. Naja, wenn se dich kriegen, kriegen se dich, dann haste eben det und det zu erwarten. Jut, und dann kommste denn und denn raus und det langt vielleicht noch. Man rechnet sich det ja immer vorher aus, wieviel Knast man dadruff eventuell kriegen tut, wa . . .

Einbrüche habe ick nie alleene jemacht, immer mit welche zusammen. Een jroßet Ding, sagen wir mal, meinetwegen hier im Kaufhaus, det kann man janich alleene machen, weil man alleene janich so ville wegschleppen kann,

um een jewisset Kapital dabei zu erzielen, also det jeht alleene nich. Am Tage sind wir dann rumjeloofen und haben uns det jenau anjekiekt, wo ne Macke an een Laden is, und am nächsten Tag sind wir dann hinjejangen und ham det jemacht. Det war abhängig davon, wo et am leichtesten war und det sind nun mal die Kaufhäuser, die sind mit'm Bolzenschneider so schnell uffjemacht, lachhaft, wa. Da jeh ick ran alleene mit'm Bolzenschneider, hau das Ding durch, bieg's hoch, jeh rin und nehm wat ick brauche. Also det jeht janz schnell, wenn et danach jeht, wa. Det sind eben die lohnendsten Objekte, wa, wenn man nich lange planen kann oder wat weeß ick.
Ja, und denn so, die Spannung als solche, die hat viel dazu beijetragen, wat mich hat immer wieder verleitet, Einbrüche mitzumachen. Und det war ja denn ooch spannend jewesen. Zum Beispiel haben wir mal einen Einbruch jemacht, da hab ick in 32 Wurstsorten rinjebissen, wa. Dann hieß et denn am andern Tag in de Zeitung »Einbrecher war Feinschmecker«. Allet soone Dinger, wa. Ick meene, man macht ja ooch seinen Blödsinn dabei, wa. Oder, sagen wir mal, wo wir hier drinne waren in dem Kaufhaus, hier det Riesending, damals war da noch hinten Ruine, da sind wir durch's Oberlicht einjebrochen. Die Spannung, erst mal hat man laufend jedacht, kommt eener, wenn unten een Auto jefahren is, die Jegenstände, die da rumjestanden haben, die haben laufend Schatten an die Wand jeworfen, die sind denn so mitjefahren, wenn man denn jerade beim Wühlen is und sieht nur immer Schatten, denn immer wieder det Umjedrehe und det Jespanne und so, da habe ick sage und schreibe achtmal die Koffer umjepackt, wa, weil ick jedesmal wat Besseret jesehen hab, wa. Erst waren's Anzüge und Oberhemden und soon Quatsch und denn waren's wieder Pullovers und Jacken und denn waren's Lederklamotten und denn waren's de Pelzmäntel, wa. Man weeß ja denn ooch janich, bei so ville, wat man da zuerst einpacken soll. Ick hab ja manchmal die Zeit überzogen und wußte, also jetzt in fünf Minuten mußte raus und in zehn Minuten war ick immer noch da. Und wenn dann eener jekommen is, der durch die Jänge jejangen is und hat die Uhr jestochen und so, wa, denn hab ick da zwischen die Anzüge jehangen und hab ihn vorbeiloofen lassen . . .
Also beim Einbruch selbst, da hab ick immer unter Spannung jestanden. Schweißausbruch, also klitschnaß von oben bis unten, wa, hat mir aber nich abjehalten davon, trotzdem die Ruhe zu bewahren, sagen wir mal, wenn Jefahr im Verzug war. Meinetwejen is eener jekommen, also denn bin ick nun nich in Panik jeraten, indem ick jetzt allet wegjeschmissen hab, wa, da habe ick mir erst mal ruhig verhalten und jelauert, wat passiert nu, merkt er det, merkt er det nich. Nächsten Tag hat mich denn interessiert, wat se so schreiben. Ick habe mir denn erst mal alle Zeitungen gekooft, um zu wissen, wat da los war. Die spinnen sich doch wat zusammen.
Überhaupt die Presse. Mann, die machen doch aus jeder Mücke een

Elefanten. Die sind doch so geil auf uns. Die machen doch aus jedem harmlosen Eierdieb een Schwerverbrecher . . .
Eenmal haben wir da einjebrochen, da sind een paar andere ooch, die wollten da ooch einbrechen, die sind da rinjekommen, bloß det wußt ick ja nun nich, wa. Und da hab ick mich hinter'n Tresen jestellt, ick weeß janich, wat ick da in der Hand jehabt hab, irgendwie einen jroßen Schrauben-, ach nee, ick hatte eenen Kuhfuß in der Hand und da sind mir zum Beispiel die Überlegungen jekommen, wenn er jetzt nun noch drei Schritte macht, dann mußt du uffspringen und mußt ihm eine jeben oder aber du nimmst'n Stuhl und schmeißt'n durch's Schaufenster und rennst da raus. Hätte der nun noch eenen Schritt jemacht, dann hätt der mich jesehen. Und da hab ick det Ding sachte abjelegt und hab mich umjedreht und wollt schon aus'm Fenster raus, denn mit eenmal hab ick denn jehört, wie der zu seinem Kumpel jesagt hat: »Du, hör mal, det is mir hier zu spanisch, komm wir hauen hier ab.« (lacht) Det waren ooch welche, wa. Nee, nee, ick bin ruhig jeblieben, bis se raus sind, und da hab ick weiter jemacht . . .
Ick kann mir vorstellen, sagen wir mal, wenn ick jetzt einbreche und da überrascht mich jemand und ick jetzt, um mich der Strafe zu entziehen, ick dem dann unjlücklich wat über'n Kopp haue, der jeht ab dabei meinetwegen, dann is det keene Absicht jewesen. Ick werde, wenn ick beim Einbruch überrascht werde und habe den Mann überwältigt, ick jedenfalls, würde mir nich dazu hinreißen lassen, ihm umzubringen, ooch dreist, wenn er mich jetzt erkannt hätte. Ick würd' ihm eene über'n Kopp hauen, um mich der momentanen Strafe zu entziehen, wa. Aber ick könnte nich bewußt jemand umbringen, det is unmöglich.
Anjenommen Raub. Da hier war eene Filialenleitung, da lieferte bestimmte Tage eener det Jeld von all die Filialen ab, da wollten se ran. 40 bis 50 000 Mille waren da drinne. Wir haben uns det tagelang anjekiekt, wenn der kommt, ob det stimmt. Und als et soweit war, hab ick jesagt, jut, wenn der denn kommt, pfeif ick und denn jeb ick ihm eene mit'm Besenstiel in' Magen, daß er nich jleich schreien kann, wa, is doch mal klar, und dann jebt ihr ihm noch eene und dann nehmen wir ihm die Tüte und dann jeht's los. Der räumt det Ding janich ab so schnell. Ja, der is jekommen, aber ick hab nich jepfiffen, hab den vorbeiloofen lassen, hab mir einfach nich jetraut. Eben ick kann sowat nich, dem eene mitzujeben. Ick hab ja schon zuviel erlebt, wa, um zu wissen, wat daraus kommen kann. Habs aber, wie jesagt, nich Angst vor Strafe, det war mir ejal, denn ick hab ja sowieso damit jerechnet, det ick die Binsen kriege, also Sicherungsverwahrung, wenn ick nun noch mal hier wiederkomme, wa . . .

Ick bin 38 jeboren in Berlin, ja, ick bin 45 einjeschult worden, also im letzten Kriegsjahr und da kann man ja nu nich sagen, det meine Eindrücke

die besten waren, denn Schule hatt ick so nich jehabt, da hatt ick mir bloß eenmal jemeldet anfangs, daß ick noch lebe, denn die Anjriffe, det ewige Jezerre und so, die Anbrüllerei von den Erwachsenen, die Angst, daß sie sich jejenseitig jestoßen haben, daß sie sich jejenseitig beklaut haben und so. Meene Mutter hat mir eben nach dem Krieg de Begriffe nich so klar jemacht, wie man det heute eben mit den Kindern tut, indem man sagt, also det sollste nich, det is verboten, det is mir ja nie jesagt worden. Im Jejenteil, mir is ja von meiner Mutter jesagt worden: Also hör zu, wenn ick hier vorne mit der Bauersfrau verhandeln tu, denn jeh du in den Hühnerstall und versuch, daß du da paar Eier klauen kannst, versuch, det du een Hühnchen oder een Karnickel den Hals umdrehen kannst, wa. Ick hab mich nachher janich jefragt, wat tust du da, ob det nun verboten war oder nich, ick hab det einfach jetan, weil ick det früher ooch schon jetan habe, weil ick det mußte und so und ick habe eben nich so klar den Unterschied zwischen jut und böse jesehen oder zwischen Recht und Unrecht, wa . . .
Ick hab mich ja immer, ooch wenn ick im Knast war, damit beschäftigt, warum det überhaupt so weit jekommen is, wat ick falsch jemacht hab, wie hätt ick det denn besser machen können. Ick habe an een jroßes Ding jedacht, ick hab mir damit beschäftigt, warum die andern denn det jeschafft haben. Meinetwegen habe ick denn Bücher jelesen dadrüber . . .
Ick lese zum Beispiel Bücher jerne, wo eener maßlos reich wird, aber er muß ne kleene Fijur sein, wohlbemerkt, aber wenn der sich dann steigert ins Maßlose, wa, und denn nachher mit die janzen Familienmitjlieder, det is interessant für mich, wa . . .

Darum, ick trau mir ja ooch nich weg, ick trau mir nich in's Kino zu jehen, wenn ich nich wenigstens ne Blaumeise, also Hundert Mark inne Tasche hab. Ick trau mir nich inne Bar rin zu jehen, wenn ick nischt uff der Naht hab, is mir unmöglich, ick trau mir nich rin und denn, denn kiek ick nur rin, jeh aber jleich wieder raus. Aber ick trau mich da nich hinzusetzen. Eben, wenn icke wegjejangen bin, dann hatt ick ja meistens immer reichlich, wa, obwohl ick denn ooch ziemlich, nich jerade jeizig, aber sagen wir mal, zurückhaltend bin . . .
Ick sage, det war janz einfach, da jehört vernünftige Garderobe zu, sage ick, ne Brieftasche mit reichlich falschem Jeld drinne, det kann Filmjeld sein, in meinem Fall waren's tschechische Kronen, die ick abjeschnitten habe, weil se zu groß waren, da war vorne een Hunderter dran, een Echter, und hinten immer und in der Mitte mit Tesafilm hochjeklebt, een Pfund und een Fuffziger. Ick hatte viel Jeld in der Tasche, wa. Und dann bin ick inne Bar rin. Denn hab ick mir meistens immer die Leute vorjenommen, die reichlich in kurzer Zeit verdient haben und, bevor se nach Hause jejangen sind, noch eenen jesoffen haben. Bei denen hab ick mir hinjesetzt und denn hab ick

immer so jetan, daß ick uffjefallen bin, und denn blieb det nich aus, daß ick belästigt wurde, und um meine Ruhe zu haben, hab ick den Leuten een Bier ausjejeben. Nur hatten die ja meistens Jeld in der Tasche und hielten mich für'n alten Lappen. Denn haben se sich dadrüber uffjeregt, weil ick mir erlaubt habe, ihnen een Bier anzubieten, sie könnten sich ihr's alleene koofen, ham se jesagt. Naja, und een Wort det andere und denn haben wir eben jetrudelt, weil ick die Bardame uffjefordert hab zum Trudeln und die hat abjelehnt, weil se det wußte, det se det ablehnen muß bei mir, denn sind die beeden druff anjesprungen, weil Trudeln alljemein bekannt is, Chikago meene ick. Dann hat man mit mir jetrudelt, dann habe ick janz schnell zehn Partien hintereinander verloren, indem ick aus ner eins ne fünf jemacht hab und aus ner Sechs ne Vier und habe die zehn Lagen kommen lassen und bei drei Mann sind det immerhin dreißig Bier und dreißig Schnäpse, und denn können Sie sich ja vorstellen, wat uff so nem schmalen Tresen da steht, mit soom kleenen Abstand. Weil det denn zuviel wurde, weil man det ja janich allet trinken kann, hat man denn, um weiterzutrudeln, um ne Mark jetrudelt. Denn hab ick ooch verloren, drei viermal hintereinander, hab den Einsatz liegenlassen. Ja und dann hat sich der Aschenbecher jehoben und dann mußt ick die Zwischenrechnung machen. Denn hab ick erst mal ausjezahlt, wa. Dann hab ick meine Brieftasche rausjeholt und denn haben die Leute det Jeld jesehen und denn haben sie sich jebufft, weil se mich ja ausnehmen wollten, und denn habe ick abjelehnt weiterzutrudeln und denn haben se den jroßen Fisch wegschwimmen sehen und denn haben se mich natürlich festjehalten und haben jesagt: »Na, du kannst ja ooch um 10 Mark trudeln, hast ja schon soviel verloren, wir wollen dir noch ne Chance . . .« Ja, da hab ick um 10 Mark jetrudelt, dann hab ick natürlich immer zwei von dreie jewonnen. Im Endresultat sah det so aus, daß die beeden denn besoffen waren und keen Jeld mehr hatten und icke det Jeld hatte und nüchtern war und rausjejangen bin . . .

Bei mir muß ja jeder Wurf klappen, denn sonst hat's ja keenen Sinn. Denn et is ja so beim Trudeln jetzt. Wenn jemand von vornherein mir jejenüber mißtrauisch is und sagt: »Hör mal zu, mit dir trudele ick nich«, denn sage ick: »Ick könnte dir betrügen, ick könnte dir so betrügen, indem ick jetzt abziehe und die Würfel wieder runterstelle. Aber wenn de willst, denn legt jeder dem andern die Würfel in' Becher. Ick trudel und du wirfst mir meine Trudels rin, denn kann ick dir nich betrügen.« So, und denn nehm ick den Becher, – ick kann det vor sein Jesichte machen, so, een Finger hab ick drin, det sieht er nich, wa. Wenn ick jetzt den Becher fasse, nehm ihn runter und mach so, denn kommen doch die Würfel wieder hoch, automatisch. Jetzt halt ick den einen Würfel fest und knall ihn hin, denn dreh ick ihn bloß mit der Maus. Denn heb ick den Becher hoch, denn steht det Ding immer da. Natürlich, det muß man können. Der kommt hoch, bum, ick hab ja nich

hingucken brauchen, weil ick dat jefühlt habe, ick hab ja meine Würfel jehabt, die waren ja nich falsch, bloß mit denen war ick so jeübt, daß ick wußte, det hab ick an der Maus hier jefühlt, wat da kommt . . .
Man will ja nie, daß die anderen wissen, daß man nischt hat, keen sJeld in der Tasche und so. Det is ja so, wenn ick da mit ner Uhr für 1300 komme und mit'm Ring und mit'm Loddlband, die kosten ja ooch alle über 500, wenn et een jutet is, wa. Da hat man schon Kredit von zu Hause aus. Unbesehen, ick hab da im Klub schon manchmal Kredit bis zu eener Mille jekriegt, ohne mich von irjendwie wat trennen zu müssen. Det war einfach da, weil se sich jesagt haben – ick bin ja ooch jekommen und hab bezahlt, hab da bezahlt. Wenn dette noch da war, denn war ick eben kreditwürdig. Und um so dicker und um so größer det war, desto besser war det . . .
Ick hab immer meine Welle jezeigt. Aber wenn ick im Tran war oder wat, denn hab ick mein Jeld in een Kuvert jetan und in Briefkasten rinjeschmissen. Wenn ick merkte, ick war unter Strom, ick konnte mir nich mehr beherrschen und mußte unbedingt weitersaufen oder wat. Det hab ick immer jetan . . .
Die unmöglichsten Dinger sind mir schon passiert. Ick habe immer wieder Ärjer jekriegt mit die Kneipjes, aber nich, weil icke als Taischmann verschrien war, denn et hat mir keener dabei jesehen, man nahm det bloß an, det is'n Taischmann, aus. Also war ick für die een Taischmann. Wat denen so jeärjert hat und et hat immer wieder Ärjer jejeben, weil ick nischt verzehrt habe. Ick habe die Mark, die ick jetroffen habe, nich etwa dajelassen, die hab ick ja woanders verbraten. Meinetwegen jetzt im »Playboy« oder im »Goldfasan« oder sonstwo. Ick bin ja dann immer jleich weg vom Kietz, nich Angst vor Entdeckung, sondern denn hat ick wat und denn bin ick mir amüsieren jejangen, aber nich mehr uff'n Kietz und det war der Ärjer von denen. Da hätt ick ruhig klauen können, daß se't sehen, wenn ick's dalasse. Und det habe ick jrundsätzlich nich jetan. Ick hab ja nich jesoffen, ick hab meine Coca jetrunken und hab die Leute beobachtet. Anjenommen, es hat jemand die Absicht, jemanden zu beklauen, dann is schon erst mal auffällig, daß er det Opfer als solches eben jenau beobachtet, daß er ihm hinterherjeht, daß er uff die Tasche kiekt, det Jehetzte, det Gucken und det Spannen, ob jetzt gerade Luft is, daß er vielleicht hingreifen kann. Und denn jibt's die unmöglichsten Dinger dabei, jeder hat so sein' Tick, bevor er jemand in die Tasche greift, irjendwat macht er immer vorher. Entweder er wischt sich die Hände an de Hosen ab, drückt die Finger zusammen oder wat. Ick sehe det jedenfalls. Det habe ick so oft beobachten können, oder er wischt seine Augen, streicht sich über'n Kopp oder wat er sonst so macht, wa. Ick habe det unjefähr zweihundert Mal beobachten können. Ick weeß ja selber, wat ick mache, wenn ick dem andern inne Tasche greife, wa . . .

Also ick jeh ins »Romantika«, steh da so, seh ick ne janz niedliche Braut und die is mit soon alten Freier zusammen, dem der Speichel so runterjeloofen is und immer ruff uff de Revers, denn war er schon janz schön blau. Ick hab bloß jehört, erst mal hat mich det jeekelt, weil ick det sehen wußte, weil der unmittelbar vor mir stand, und denn hab ick nur noch jehört, daß die mit dem da hochjehen wollte, aber daß se sich noch nich über den Preis einig waren. Daß die sich da praktisch von eem Pfund uff 14 Mark hat drücken lassen, so unjefähr war det. Der hat da um jede Mark jefeilscht jehabt, wa. Det hat mich so in Pieke jebracht, wa, daß ick die Braut anjeblafft und jesagt hab, wa, ob se sich nich schämt, ob se keene festen Preise hat und denn da mit soom alten Sabberfritzen. Läßt sich von dem noch um sechs Mark praktisch drücken und will für 14 Mark mit dem oben jehen. Ick sage: »Bist du denn besenkt, hau bloß ab hier!« Und sie: »Ja, du hast ja ooch recht« und is ooch abjehauen, hat sich jeschämt, daß det nun eener jehört hat, daß die sich da so billig verkoofen will. Und jetzt war der Freier natürlich sauer, daß ick ihm die Tour vermasselt hab, und fing mit mir an. Da hab ick mir überlegt, det is eijentlich een Freier für dich. Aber der hat immer nur mit Kleenjeld bezahlt und immer so jesucht und jenau bezahlt, also da hab ick janischt vermutet bei dem, wa.

Der hat immer jesucht und denn noch mal rinjefaßt, ick bin bald irre jeworden, wie ick det schon jesehen hab. So, und da hau ick ooch wieder ab, treff een Kumpel, der is da mit seiner Braut und so, beziehungsweise hat der sich da jemanden uffjebaut, ne Braut, wa. Ick sage, hör mal zu, ick jeh noch mal in die Kneipe rin, warte mal hier, ick muß mir da mal umkieken. Und komme da rin und da steht dieselbe Flitzpiepe schon wieder da. Immer noch sabbernd, aber diesmal total besoffen. Hat janischt mehr wahrjenommen. Da sag ick zu ihm: »Na hör mal Mensch, du bist ja noch nie zu Hause« und hau dem hier uff die Brust und merke, daß er da die Brieftasche hat. Ick denke, na, nun prüfste noch mal, warum is der denn überhaupt nich mause, der is ja total besoffen, muß doch Jeld haben, von wat is der so besoffen, wa. Hat der womöglich doch noch Papier in der Tasche. Ick denke, probierste mal. Und nun hat er ooch so günstig jestanden, also war allet janz jut jewesen. Ick sage: »Nu hör mal Mensch, nu jeh mal endlich, du besabberst dich von oben bis unten« und faß so rin und greife – greif nich die Brieftasche, wohlbemerkt – greife dazwischen, faß so an und den Griff, irgendwie det hat man, wat Jeld is, det spürt man, wa. Oh, denke ick, der hat, und zieh raus und beim Rausziehen und Rinstecken seh ick, daß det Hunderter sind und daß an den Hundertern noch wat dranne hängt, dreh mir um und mach det noch mal so uff und kieke und sehe, daß ick jenau die Hälfte von Dusend hatte, weil die Banderole da drum war, hatte jenau 500 Mark, wa. Ick denke, hallo! haste beim Rausziehen die Banderole kaputtjerissen, der muß noch mehr haben, die andere Hälfte is noch drinne. Und faß

wieder rin und hol die andere Hälfte und merke, daß immer noch da is. Aber da jing det nich mehr. Nach so langer Zeit wieder 1000 Mark, ick war janz uffjeregt und hab einfach nich mehr die Kraft jefunden, noch mal rinzufassen, wa. Bin ooch jleich raus und ab . . .

Ick hab jenommen, aber et jibt ja Leute, die werden det bestätigen, daß icke unter 100 nich jenommen hab, ooch in der Kneipe, da war mir det Risiko zu groß für, wa. Det mußte schon mehr sein. Also ick habe 100 Mark grundsätzlich nich anjefaßt, wenn eener nur noch een paar Mark in der Tasche hatte, die hab ick einfach nich jenommen. Also jedenfalls habe ick nich den Versuch jemacht, da ranzukommen. Wenn det ihnen natürlich aus der Tasche jehangen hat, denn hätt ick's ihnen ooch wegjenommen. Aber daß ick wejen 100 Mark jetaischt hätte, det hab ick nich jetan. Manche haben ja da det Kleenjeld aus de Taschen jeholt, so is ja det nich. Det habe ick ja nur meistens immer alleene jemacht und ick sage, ick bin ja nich immer nur uff'n Kietz jejangen und hab jetaischt, man trifft ja woanders viel besser. Immer in solchen gutbürgerlichen Kneipen, wo gar keener dran denkt, wo meistens nur die Leute trinken, die da in der Straße wohnen womöglich oder wat. Da vermutet ja keener, daß da soone Type rinkommt. Das is mir doch so oft passiert, mit welchem Zutrauen haben die mich manchmal behandelt. Mit wirklichem Zutrauen haben die mich behandelt. Wie oft ick schon die Chance hatte, an det jroße Jeld zu kommen, und nachher nun doch nicht jeklappt hat, wa. Aber det janz jroße Jeld hab ick noch nie jetroffen . . .
Ick hab immer Ärjer mit den Leuten jehabt und immer Schlägereien. Meistens, wenn et denn zu solchen Schlägereien kam, dann haben sie sich ooch nur dann dazu hinreißen lassen, wenn se anjesoffen waren. Det is ja denn keen Problem mehr, wa, weil ick ja denn nich fackel, det dauert mir allet viel zu lang, außerdem hab ick Angst, ja selber wat abzukriegen. Wenn ick merke, und det merk ick ziemlich mit Sicherheit, daß der det nich nur mit Worten meint, sondern daß da ernsthaft ne Schelle kommt oder'n Ding, wa, dem dröhn ick jleich eene, ohne daß der det mitkriegt, wa. Ick sage, du hast ja recht, und denn hat er das Ding voll, wa. Dann is mir denn allet ejal im Moment. Det hat denn nun wieder den Eindruck erweckt, als wenn ick nun ziemlich rücksichtslos bin und brutal, dabei is det janich, dabei war det ja immer Angst jewesen, bloß det hab ick natürlich nie jesagt. Ick hab ja ooch nie ne Brieftasche jetaischt und in' Gully jeschmissen. Ick hab se in Postkasten rinjefeuert, damit der seine Papiere kriegt oder wat. Ick bin abjebrüht, ja, ick kann wohl dem sein janzet Urlaubsjeld wegnehmen, wa, aber die Papiere und so, die soll er wiederhaben von mir. Manchmal waren ja Papiere drin, die hätte er sich nie wieder beschaffen können. Und wat weeß der Deibel noch. Manch eenen trifft ja der Verlust seiner Papiere mehr

als det Jeld, was dadrinne war, und det hab ick natürlich jewußt. Ick hab ja da schon Typen jesehen, die da so jeheult haben und so verzweifelt waren, wenn se betaischt wurden, na eben, weil de Papiere weg waren und womöglich wichtige Unterlagen oder wat, die man nur notarisch wiederkriegt, und dadurch würde det und det verloren jehen, wa. Die waren ja so verzweifelt, die wollten ja noch Jeld zujeben, nur damit der Dieb sagt, wo er seinen Dreck hinjeschmissen hat. Und darum hab ick ooch noch nie een Raub jemacht, ick könnte det ooch janich. Ick könnte det einfach nich. Ick selber, ick stelle mir vor, dahin und könnteste det machen, aber wenn ick's denn machen sollte, denn wär det mir nich möglich, wa . . .

Anjenommen wir sind beim Pokern und ick krieg nun det Blatt, ick weeß janz jenau, daß det meine Chance is, damit den jroßen Pott zu machen. Wat nutzt mir det, wenn ick jetzt weeß, jetzt haste diese Chance und die anderen ziehen nich mit, sondern passen. Und ick zieh da soon paar Pfennige raus. Denn is die Chance zwar jewesen, ick hab se jenutzt, aber det Resultat als solchet is gleich Null. Ja, ick zocke ja wirklich jerne, wa. Ick zock' ja wejen det Zockens. Natürlich, wichtig is natürlich ooch der Jewinn für mich, wa. Bloß, ick habe ja noch nie jewonnen dabei. Natürlich, ick hab jewonnen, aber nich uff de Dauer, uff de Dauer hab ick nur verloren und det kann ick sagen, behaupten, beinahe ein Vermögen, denn jede Mark, die ick jetaischt hab oder jetroffen hab, die is in dem Club jeblieben. Denn war ick mal janz stark draußen mit knappe fünf oder sechs Mille, na wat nutzte det allet. Da hab ick mir een Anzug jekooft, bin voller Unruhe wieder rin in' Club und, weil ja da nun schon wieder 280 Mark jefehlt haben, wa, von die fünfe, denn hat's mich nachher wieder tausend jekostet, denn wollt ick den Dusender wiederhaben, also die unmöglichsten Sachen. Und zwar bin ick in die Bimbo-Kneipe da rinjejangen und da is soon junger Bursche, barfuß, in soone Holzlatschen und nur soon Nicki an und macht da einen Ochsen, wa. Jetzt komm ick darin und guckt er mich an und sagt: »Bist du'n Mischling?« Ick sage: »Nee, ick bin Berliner.« »Setz dir hin, hier trinke wat, wa.« Ick sage: »Komm, ick trink doch nich mit jedem, ick kann mir meens alleene holen, brauchst mir nich zum Bier einladen oder zum Schnaps, wa.« »Ja«, sagte er, »wirst mir aber'n Jefallen tun, los jetzt, setz dir hin.« Und ick setz mir hin, komm mit ihm so ins Jespräch, wa, und er erzählt, er hätte, wat weeß ick, een paar tausend Mark jewonnen beim Zocken, wa. Schon der Ausdruck Zocken hat mich erst mal uffmerksam jemacht. Die Sprache, wa, det is een Rabe vom andern Kietz, dachte ick, also war er schon uninteressant für mich, wa. Ach, jedenfalls sagte er: »Mensch, hör mal, paß uff, ick find dir in Ordnung, wir bauen uns jetzt beede ne Braut uff . . .« Original meine Sprache hat der jesprochen, wa: »Wir bauen uns jetzt beede ne Braut uff und denn jehn wir einschieben.« Ick sage: »Na, kannste det

nich alleene tun, ick hab dadran keen Vergnügen, wa, ick bin in festen Händen, wa.« »Mensch«, sagt er, »nun hab dir mal nich so albern« und bums, hier ne Flasche Whisky. Jetzt hab ick jedacht, den führste vor. Ick sage: »Na komm, nachher kommen zwee Bräute, die sehen janz vernünftig aus, wat hier is, is allet nur Ausschuß, warten wir so lange, komm, wir vertreiben uns die Zeit hier mit Trudeln.« Sagte der, is jut, wa. Und ick hab jeklemmt und hab jeklemmt und der hat nich jeklemmt, hat aber so viel Jlück jehabt, daß er mir immer jeschlagen hat. Und wir haben immer um Zehner jespielt. Endresultat war, ick war mause. Ick hab een halbet Jahr nich mehr jetrudelt. Ick weeß det heute noch nich, ob der nun ooch een Rabe war wie icke oder wat, jeklemmt hat er aber nich. Paar Tage später hab ick denn aber wieder eenen vorjeführt, wa . . .

Wie jesagt, mit ner Nutte als solche war ick noch nie so richtig zusammen, ick hab ja meistens immer die Frau für's Leben jesucht, wenn ick ausjejangen bin, mir ne Braut uffzubauen, wa. Denn hab ick ja det Material, wat ick ja denn jesucht hab, meistens da jefunden, ejal wo, eben wo die sind und hab se ooch uff de Straße anjesprochen, wenn se mir janz jroß jefallen haben. Hat mir zwar een Haufen Mut jekostet, is mir aber immer jelungen, wa. Keene Nutte, die kamen immer aus jutbürjerlichen Kreisen. Ick hab ja ooch dann jemerkt, wat mir det an Nerven und Spannung jekostet hat, mir da in diese Kreise zu bewejen, daß ick da praktisch nur mit eem Vortrag existiert habe. Und ick den Leuten da immer wieder wat vorjemacht habe, daß die dann immer wieder mißtrauisch wurden. Warum det passiert is, weeß ick zwar nich, aber irjendwie hat der mich anjekiekt, als wenn er jemerkt hätte, det ick lüje. Mir is det natürlich ooch bewußt jeworden, aber ick wußte denn nich warum. Wat weeß ick, vielleicht an der Ausdrucksweise und so, wa, daß ick mir da nich so janz sicher war. Det is ja auch meistens schiefjejangen, wa. Denn hat's mich wieder zum Kietz jezogen.
Mal hatt ick aber ooch mit zwei jutbürgerlichen Bräuten zusammenjewohnt. Die war'n aber anders, wa. Die wußten ja, det ick een Knacker bin, wa, det ick taischen tu, det haben se ja jewußt, wa. Ick mußte ja ooch immer berichten, wie ick det jemacht habe, wie det dazu jekommen is. Dann haben die, weil die det lustig fanden oder wat weeß icke, dann haben die jeklaut, wo se jestanden und jejangen sind, inne Bäckerei, da Kaffee oder soone Schokoladenstangen da und soon Ding da oder im Kaufhaus, obwohl se immer jenügend Jeld inne Tasche hatten. Soon Springerhemdchen für 2,65 Mark, da haben se jeklaut. Det jing immer jut. Det haben die jemacht, haben sich dotjelacht. Oder sind einkoofen jejangen bei uns im Haus, det muß man sich mal überlegen, da haben die für 35 Mark Sachen mitjebracht und haben für 40 Pfennig einjekooft. Und da haben sich beede köstlich – haben den janzen Tag drüber gelacht. Nich weil se jespart haben, dadurch,

daß det jeklappt hat, wa. Ha, wir können det ooch und siehst ja und so . . .

Mit die Sexualität, det ist ja ne Extrastrafe für uns, wa. Also die meisten hier, wa, die jehn ja uff'n Bock, werden schwul, wa. Schlafen kann man ooch nich nachts, wa. Et wird eener jeschleudert. Wat will man machen, original Schlafmittel. Also icke hab dette schon mal vier Tage durchjehalten, wa, ohne dette zu machen. Ick bin nachts uffjestanden, hab'n Schrank uffjeräumt, Zelle sauberjemacht oder sowat. Abjelenkt von dette, wa. Viele haben ooch ne feste Knastbraut. Also det is so unterschiedlich. Ick handle doch hier mit die Pornohefte, jeder hat'n andern Jeschmack, bei dem een isset der Arsch, beim andern det Holz vor der Tür, der eene steht nur uff Blond, der andere nur uff Schwarz, wa.
Man kennt natürlich die Typen bald, mit den man zum Beispiel sich in der Freistunde unterhalten tut. Meistens sind's welche, die man kennt oder für mich waren's entweder immer Bekannte, die ick mir ausjesucht hab in der Freistunde, mit denen ick mir unterhalten habe, oder die für mich interessant waren, mit denen icke in eenem Kreis jeloofen bin, wa. Millionenschieber und so, nich nur weil ick von dem die Zeitung jekriegt hab und teilweise ooch det Mittagessen, wat er sich da jeden Tag hat privat kommen lassen und so, wa, aber ick konnt mir einfach mit dem dufte unterhalten. Hab ihn natürlich immer wieder erzählen lassen, wat er mir da erzählen wollte, da von seinen Dingen. Er hat ja nie viel erzählt, aber wenn er erzählt hat, hat er so ausführlich erzählt, vor allen Dingen hab ick ihm immer anjeregt dazu, daß er das sagt, wa. Dadurch hatt ick natürlich einen Vorteil bei ihm. Erst mal wie jesagt, ick habe jut zujehört, wa. War ja ooch teilweise interessant, wat er jesagt hat, wa, und er hat mir denn immer rüberjeschoben. Der war aber nich lange hier, den hamse rausjeholt, vier Anwälte hatte der. Also, ick hab mir die Leute natürlich ausjesucht, und so wird det überall sein. Die finden sich schon da. Da finden sich die beeden Trottels, die finden sich zusammen, da loofen entweder zwee Bullen oder drei Bullen hintereinander oder zwee janz Oberschlaue loofen nebeneinander oder hintereinander und so wird det immer sein. Die finden sich und suchen sich janich, die finden sich von janz alleene.
Ja, und so sind se ja alle hier. Der eene hat nischt zu trinken, nischt zu roochen, ick jeb ihm, pumpe ihm 350 Gramm Kaffee, kann er mir natürlich nich zurückjeben. Denn kommt er, bringt mir det Frühstück an't Bett, wäscht hier ab, dreht mir die Nuckel. Ick sag: »Leo, laß det sein, will ick nich. Wenn ick dir een Päckchen Tabak jebe oder Kaffee, oder du trinkst hier den janzen Tag Kaffee bei mir, dann kannste det trinken, weil ick's dir jebe. Denn icke jebe dir dette nich, damit du mir die Stullen machst oder nen Nuckel drehst, sondern weil ick det habe und mir det nich weh tut.

Dann brauchst du dir nich zu erniedrigen und mir hier die Wäsche zu waschen und det Jeschirr abzuwaschen. Ick brauch keen Diener, wenn ick den haben will, dann hab ick det billiger, dann nehm ick 200 Gramm Kaffee und jeb die der Kleenen, denn bringt die mir jeden Morjen det Frühstück an't Bette und macht mir sojar die Zelle noch sauber, für 200 Gramm, denn spar ick aber 100 Gramm, sag ick, und kriege noch wat anderet dazu. Aber ick will ja janich, ick will meine Ruhe haben!« . . .

Ick lese jerne amerikanische Bücher, wie schon jesagt, da kommt ja det immer wieder drinne vor, daß da soone kleenen Schlucker so unermeßlich reich werden, det denn ooch janich jewillt sind zu teilen, sondern et muß allet in der Familie bleiben und immer jrößer werden und grausam, wa. Det lese ick ja jerne, wa. Ick steiger mich ja da hinein. Und det ärjert mich, wa, schon in den Büchern. Ick sage, der Idiot, nee, wie kann der denn, merkt der denn janich, det er beschissen wird. Jedenfalls träumt man und spinnt und allet mögliche. Man wird hier – im Gegenteil, gerade durch Freiheitsentzug und denn in Einzelhaft – in seinen Wunschträumen, die man denn dann hat, weil man sich ja irjendwie beschäftigen tut, bißchen maßlos, denn man is meinetwejen dreimal in Jedanken beim Schneider und kleidet sich so ein, wie man am liebsten draußen jerne rumjeloofen wäre oder so, oder richtet sich ne Wohnung ein, wie man se am liebsten jerne hätte, wenn man Jeld hätte, oder träumt vonner halben Million, die man im Lotto jewinnen tut oder wat. Man spinnt eben sich wat zurecht und denn wird man immer schwerer fertig mit die Probleme, die an eenen herantreten oder wat. Draußen ooch. Weil man eben ein bißchen maßlos wird, wat weeß icke. Na, Sie verstehen schon, wat ick meine . . .

Dieses Maßlose, wenn man will, denn so gierig wird oder wat, det kam bei mir besonders schlimm. Erst mal mußt ick von jeder existierenden Krone oder die schon mal existiert hat von jekrönten Häuptern, die hat ick eben imitiert ooch da in meinem Riesending, wa. Aber echt, bloß nachjemacht und janz jetrieben von Edelsteinen, aber die jrößten, schönsten und all soon Quatsch. Ick hab mir die unmöglichsten Dinger schon vorjesponnen, wa. Ick jloobe, det machen aber viele. Bloß heute jelingt mir det nich mehr, weil ick mir da tagelang mit beschäftigt hab, so daß ick manchmal sojar nich zur Freistunde jejangen bin, weil det einfach zu spannend war, sich det da allet so vorzustellen, wa. Wahrscheinlich hab ick mir dette zu ofte vorjesponnen, so daß einfach nischt mehr Neuet hinzukommen kann . . .

Wat ick da [nach der Entlassung] jemacht habe? Die ersten drei Tage vergnügt, mich abreagiert, nach der langen Knastzeit. Nach'm Torzuschluß habe ick mir erst mal, wie jesagt, von meinen beschränkten Mitteln einjekleidet, soweit et jing. Nie, also det war immer neu, wat ick da jetragen habe, von Unterwäsche über die Socken, von den Schuhen bis zum Schlips.

Das einzige, was vielleicht alt war, waren die Manschettenknöppe oder sowat, aber ansonsten allet neu. Na ja, det kommt aber daher, die Sachen, die ick denn meistens wieder mit rausbringe, die sind ja ooch janich mehr zu tragen, die sind vorne zwar noch voller Glanz, aber eben da an eener jewissen Stelle, da sind se eben wirklich schon sehr fadenscheinig und blank. Weil man ja allet verschludert in den ersten Monaten der Untersuchungshaft. Da kann man noch so viel haben, unmöglich. Da hält einfach nischt. Da halten noch nich mal Schuhe, da is man ooch zu bequem, sich jedesmal die Hose auszuziehen, wenn man sich uff't Bette legt oder wat, weil man ja nich laufend hin und her rennt. Und jedes Mal die Hose ausziehen kann man ja janich, weil man in Untersuchungshaft zu oft jerufen wird zu allen möglichen Stellen meinetwegen. Zum Pfaffen, zum Fürsorger, zum Pol.-Inspektor, Haftprüfungstermin und wat, det kommt ja allet immer uff Abruf. Und weil man ja immer uff de Lauer is, daß die Türe uffjeht, daß man mal wieder rausjeholt wird, traut man sich ooch janich die Hose auszuziehen, fragen Sie doch mal . . . Naja, dann hab ick mich eben einjekleidet und denn bin ick, ohne daß ick jetzt noch Wohnung hatte oder irjendwie wat, bin ick erst mal uff'n Kietz jejangen, icke, hab ick erst mal alle begrüßt. Na, denn is man einjeladen worden, und da det eben nischt Neuet war und man ja wat Neuet erleben wollte, is man dann woanders hinjejangen. Inne Hasenheide, oder ins Playboy. Ja und denn ist det ziemlich schwierig. Denn sucht man erst mal, wat jibt's Neuet, wie tanzen se jetzt, kannst du det überhaupt, wat se da tun. Man is natürlich sehr jehemmt, da jemanden uffzufordern, und dann trinkt man natürlich een bißchen mehr und denn jeht man ooch vor und denn darf man aber keenen Korb kriegen, wa. Det verträgt man dann nich. Denn womöglich gleich zuerst noch'n Korb kriegen, det is schon janz schön schwierig dann. Naja, und denn probiert man det eben und det erste is ja immer komischerweise, daß man seine Unbeholfenheit, die man da zeigt und so, denn immer Tatsache jetzt anfängt mit dem Außenstehenden, wenn det ooch een Mädel is, zu sagen, woher man kommt. Sondern det tut man, nee, icke tue det, um meine Unbeholfenheit zu entschuldigen, irjendwie, wa. Ick bin ja teilweise wie een kleenet Kind, wa. Ick kann am ersten Tag ooch zum Beispiel stundenlang durch die Straßen socken und mir nur Jeschäfte ankieken, aber immer unter Menschen, wohlbemerkt. Jetzt nich im Park spazierenjehen, könnt ick wieder nich. Baden fahren, alleene, könnt ick ooch nich. Oder überhaupt zuerst bei Fremden Kontakt suchen, gleich nachdem ick nun da mich einjekleidet hab oder wat. Also jleich zu Café Kranzler fahren, könnt ick nich. Ick muß mich erst eenem mitteilen, daß ick wieder da bin, erst muß ick mich richtig aussprechen können. Und det finde ick eben Tatsache nur uff'm Kietz . . .

Im Knast habe ick, wie schon jesagt, immer davon jeträumt, von die Bräute,

vom Essen und so. Ick wollte zuerst mal wat einschmeißen jehn. Ick hab nur janischt runterjekriegt, ick konnte janich. Man will all det nachholen, wat man versäumt hat. Man looft rum wie'n Irrer, will allet uff eenmal koofen und kann det nich, weil man keene müde Mark uff der Naht hat. Man hat sich die janze Zeit wat vorjemacht, wa, im Knast hat man jesponnen. Und is nischt, wa . . .

Det ist natürlich ooch noch interessant, wie ick det erste Mal wieder jetaischt hab. Det war praktisch nach sieben Tagen, wo ick schon wieder zujelangt hab. Det Jeld alle, eenmal uff't Sozialamt, det erste Mal voller Überwindung dahin, aber det war ja so grausam und denn hat det ooch noch so lange jedauert, denn sollt ick mir det Jeld janich holen bzw. zuerst wollt ick nich mit dem komischen Kuvert da rinjehen. Nich in die Kasse, bevor man den Kassenzettel kriegt, da stehen doch da unten immer so ville Leute, da muß man wohl det Kuvert abjeben und denn spricht man mit denen, wo der die Summe da festlegt oder sowat. Da hab ick mich beinahe nich rinjetraut. Die Leute kannten sich da alle, Tag Frau Müller, Guten Tag, wat jibt's denn heute bei Ihnen zu Mittag. Jetzt komm ick da an und hör det. Na, nun hab ick jemacht, als wenn ick da soon Aktenträger bin, hab ick schnell da meinen Schnellhefter, da wo det Jnadenjesuch drin war, bzw. die Begründung, daß sie mir det eben . . . det hat ick mitjehabt, wa. Denn so jemacht und ein Moment mal bitte und denn zack, zack da durch, als wenn ick da soon Schreiber bin oder so, hat ja ooch jeklappt, wa. Na, denn hab ick denn, wat weeß icke, 238 Mark oder wat rausjekriegt. Und det war ooch schon wieder weg. Aber wohlbemerkt, da hat ick mir schon ne Schlummermutter uffjebaut, also wo icke anjemeldet war. Also da bin ick wieder uff'n Kietz und hab jetaischt . . .

Nee, also det is vorbei, det weeß ick, weil ick mich da ziemlich sicher beurteilen kann. Ich hätte ooch nich mehr die Nerven und den Mut dazu. Oooch wenn man jetzt sagen kann, du kannst ja wieder mal in solche Lage kommen, wo dir allet scheißejal ist, wa. Nee, kann ick eben nich, kann ick wirklich nich mehr. Weil det is zu eindrucksvoll, der Knast, is mir zu schwer jefallen. Vorher hab ick mir jesagt, wat willste denn, 22, kommste raus, biste 27. Daß ick abbaue dabei, det is mir ja janich bewußt jeworden, ick merk's ja heute. Wat bin ick denn nun wirklich, ick seh zwar noch jung aus, wenn ick immer frisch rasiert bin und ausjeschlafen und wat weeß ick, dann seh ick ja noch nich wie 32 aus, aber ick fühle mich Tatsache wie 32. Weil ick weeß janz jenau, mir fehlt die Luft bei jewissen Sachen, ick bring die Dinger da nich mehr hinten hoch, ick merke det allet, wat mir früher leicht jefallen is, ick schaff det nich mehr. Mir fällt det Bücken schwer und allet sowat, ick ermüde leicht und denn nehm ick mir det ooch allet zu sehr

zum Herzen, nich jetzt, weil ick hier unter Spannung stehe, det is ja nich mal, det war ja vorher ooch schon im jewissen Sinne, wa. Ick sage, ick habe original – det is so meine Panikzeit jetzt, die ick habe und det schon seitdem ick drinne bin. Ick bin original in Panik, daß ick den Anschluß nicht mehr kriege, womöglich würd' ick jetzt een Loddl werden, wat ick noch nie war, weil ick det nich fertigjebracht hab. Vielleicht würd ick jetzt een Loddl werden. Oder sowat Ähnlichet oder een Hehler oder sowat, aber selber aktiv, könnt ick janich mehr werden, det wär unmöglich, ick weeß det ja.

Nehmen wir doch nur hier den Einkaufsraum. Wat wird da allet jeklaut, ick hab's ja früher ooch jetan. Erst mal schon, weil der Kitzel wieder da war. Na, heute fehlt mir der Mut, obwohl det ja keener sehen könnte, wenn ick da – klappt einfach nich. Et klappt nich. Det wär mir nie passiert, daß ick bei solcher Kleenigkeit unruhig werden würde.

Kurt L., 1938 geboren, ohne Schulabschluß, ohne Berufsausbildung, Kind einer Arbeiterfamilie, der Vater im Krieg vermißt, die Mutter allein mit ihren vier Kindern, versucht sich in der Nachkriegszeit durchzuschlagen. Kurt L. saß fast 14 Jahre seines Lebens im Gefängnis. Im Januar 1970 kam er auf die sozialtherapeutische Abteilung der Strafanstalt Berlin-Tegel. Er wurde im Juni 1970 vorzeitig entlassen. Er führt seitdem ein Lokal in Berlin. Kurt L. ist bis heute straffrei geblieben.

Andreas Heuer
Zock in Deutschland

Der Verfasser hat ca. drei Jahre im Umfeld des Zocks gearbeitet. In diesem Zeitraum durchkletterte er die innere Hierarchie der organisierten Kriminalität vom Salatmacher, d. h. Chips-Sortierer, bis zum Geschäftsführer eines illegalen Spielcasinos.

Das Casino liegt in einer strategisch günstigen Straße der Ruhrgebietsstadt. Wir gehen nur ein paar Schritte vom Hauptbahnhof und stehen vor einem etwas vergammelten Haus mit undurchsichtig grüngestrichenen Schaufensterscheiben. Hier war einmal die Filiale einer Bank. Über unseren Köpfen ein Neonreklameschild mit der Aufschrift »Casino«. Darunter, sehr viel kleiner, »Pool Billard«. Die ebenerdige Tür ist mit dicken Stahlbeschlägen gesichert. Wir drücken die Klingel am Eingang und hören kurz darauf eine weitere Tür hinter dem Eingang schlagen. Der Pförtner begutachtet uns durch seinen Spion und schließt auf, nachdem er mich erkannt hat: Ohne Begrüßung treten wir ein und stehen in einem düsteren Vorraum. Über unseren Köpfen an der Decke das Fischauge einer Fernsehkamera. Der Portier, ein südländischer, ungepflegter Typ mit der Statur eines Gewichthebers, tritt unter die Kamera und hebt die rechte Hand zum O.K.-Zeichen. Mit einem Schnarren gibt das Magnetschloß die zweite Tür frei. Sofort schlägt uns aus dem zigarettenverräucherten Inneren ein unverständliches Stimmenwirrwarr entgegen. Der große ehemalige Schalterraum der Bank ist zur Mitte hin durch zwei Pendellampen grell erleuchtet. Darunter ein 4 x 2 m großer, stabiler Tisch, die Platte und die handbreite Bretterumrandung mit grünem Filz ausgeschlagen. An den Wandtischen und an der kleinen Bar in einer Raumecke sitzen bereits etwa 20 Männer, vorwiegend Griechen. Bei unserem Eintreten springen sie auf, begrüßen uns herzlich wie Freunde, lassen ihre privaten Schach- und Kartenspiele stehen, schauen uns erwartungsvoll fiebrig an. Ich taxiere die Gruppe, noch keine Geldleute da, 22 Uhr, noch zu früh am Abend. Ablehnend sehe ich zu meinem griechischen Arbeitskollegen Jannis hinüber. Er nickt und schickt die Leute wieder an ihre Plätze zurück. Sie werden so lange geduldig warten, bis ein dickerer Geldsack eintrifft. Das Rauschgift Zock wird sie dann aus ihrer dumpfen Erstarrung herausholen, wie Piranhas werden sie an ihm beißen, bis er »alle« ist oder sich die Übermacht einer dicken Brieftasche gegen viele dünne wieder einmal durchgesetzt hat. Ich stelle mich mit Jannis an die Bar. Von Inge, der Bardame, lassen wir uns Teller aus dem riesigen kalten Büffet

fertigmachen und bestellen dazu Kaffee. Von den Zockern ist mehr als die Hälfte im Raum arbeitslos. Weiß der Teufel, woher sie das Geld zum Zocken auftreiben. Im Casino bekommen sie umsonst zu essen und zu trinken, für viele die einzige Mahlzeit am Tag. Hier wird klar, warum Zocker noch die letzten 2 Mark ohne mit der Wimper zu zucken beim Spiel einsetzen, die Irrationalität hat Methode und läßt keinen aus den Klauen. Bist du »tot«, Mann? Kein Geld für Essen, neue Schuhe? Geld zum Essen brauchst du nicht, das Casino sorgt für dich, Geld zum Zocken mußt du haben! Inge läßt mich kaum aufessen, da überfällt sie mich mit den neuesten Nachrichten. »Hast du schon den Express gelesen?« Ich lese die Schlagzeilen. »Bandenkrieg in Köln. Zockerbosse schicken Killertrupps aufeinander los. Polizei verhaftet 7 Leute bei Razzia!« Na und! Merkwürdig, ein Jahr in diesem Milieu, und alle bürgerlich moralischen Maßstäbe verwischen sich, du siehst zu viele bestechliche Beamte, als daß law and order noch glaubwürdig wären. Es klingelt mehrmals, Christos, der Portier, schaut auf den Fernsehschirm hinter der Bar, geht nach draußen und kommt kurz darauf mit einer Gruppe lärmender Taxifahrer wieder. Ich sage Jannis wegen der Würfel Bescheid und gehe zum Kieseltisch in der Raummitte. Das Spiel beginnt.

Um 4 Uhr morgens habe ich erst 600 DM Cajot eingenommen. Die Miete für das Casino, das Kalte Büffet, Getränke, der Lohn für Portier und Bardame - ich bin noch im Minus, muß das Spiel etwas forcieren. Um 5 Uhr treffen die ersten Luden mit ihren Pferdchen ein. Ich lasse mich von Jannis ablösen und gehe zur Bar. Wie die Hühner sitzen die Huren auf den Barhockern und schnattern. Das Casino als Kommunikationszentrum der underdogs. Marianne, eine walkürenhafte Blondine, zieht mich beiseite, sie hat Ärger mit ihrem 11jährigen Sohn. Schon halb übermüdet verspreche ich ihr, ihm einen Nachhilfelehrer für Englisch zu besorgen. Neue Gäste treffen ein, darunter ein stoppelhaariger, bulliger Möbelfabrikant. Sofort wird das Spiel lauter, hektischer. Der Fabrikant markiert den großen »Freier« und schlägt im Licht seiner Brieftasche Räder wie ein Pfau. Es ist die Zeit der großen Sprüche und der Eitelkeiten. Der Fabrikant hat mir einmal erzählt, daß er sich nicht nach Bad Neuenahr traut. Er hat Angst, Angestellte könnten ihn dort sehen, wie er ganze Arbeitermonatsgehälter in einem Spiel aussetzt. Die soziale Symmetrie soll gewahrt bleiben.

Dann gibt es Ärger. Ein paar Türken kommen herein. Die Spannungen zwischen Griechen und Türken sind seit Zypern auf dem Siedepunkt. Ich habe Angst, daß es zu einer Schlägerei kommt, und gehe zu Jannis an den Kieseltisch. Das Ordnungsamt duldet uns nur, solange wir Ruhe in unseren eigenen Reihen halten. Einer der Türken gestikuliert wild mit seinen Armen, er zweifelt einen der Würfel an. Als ein Jackenärmel etwas zurückrutscht, sehe ich die Ledermanschette einer Messerscheide. Schnell schaue

ich auf meine Uhr, viertel vor 7, Alibi genug, das Spiel jetzt abzubrechen. Für das Casino war es ein schlechter Tag, nur 1100 DM Cajot. Das langt gerade für die Unkosten. Nur widerwillig gehen die Leute nach Hause. Inge verteilt noch die Reste des Büffets unter die Männer und Frauen. Mit vollem Magen sind sie friedvoller. Um 8 verlassen wir endlich die Casinoräume. Um 10 Uhr kommt die Putzfrau. Nach 8 Stunden Schlaf geht der Zock weiter. . .

Eine neue Subkultur

Im Dezember 1975 ging eine Meldung wie ein Lauffeuer durch die bundesdeutsche Presse und fand ihre Fortsetzung in Kommentaren der Rundfunk- und Fernsehsender: Beamten einer Sonderkommission des 3. Kommissariats in Dortmund war es gelungen, in einer Nacht- und Nebelaktion in Zusammenarbeit mit Kollegen über ganz Deutschland hinweg 28 private Spielkasinos oder »Spielhöllen« auszuheben und die Veranstalter, unter ihnen den angeblichen Hauptdrahtzieher, zu verhaften. Der erstaunte Bürger, der bislang die Begriffe Roulette und Spielkasino immer nur mit nerz- oder smokingbekleideten Herrschaften und Namen wie Baden-Baden oder Bad Neuenahr verbunden hatte, wurde nun plötzlich von einer völlig fremden Welt, ja einer Subkultur überrascht, zumal die Staatsanwaltschaften in ihren Kommuniqués nicht mit Wörtern wie Bande oder Kriminelle Vereinigung sparten und von angeblich ergaunerten Millionenbeträgen redeten.
Geschehen war folgendes: Das sogenannte Gehirn, ein 36 Jahre alter ehemaliger Bergmann aus Essen, hatte innerhalb eines Jahres unter Umgehung des bundesdeutschen Glücksspielgesetzes und beraten von kundigen Juristen ein System von privaten Freizeitklubs zur Förderung des *Schachs* oder *Mensch Ärgere Dich Nicht*-Spiels in Szene gesetzt, deren Genehmigung nur von den jeweiligen Ordnungsämtern abhängig und somit den Augen der Kripo entzogen war. Hinter verschlossenen Türen pflegte man dann auch Geselligkeit, und Freud und Leid hing ab vom Gewinn oder Verlust von teilweise zigtausenden Mark, die zwischen den Spielern und den Casinobossen bei harten Spielen wie Roulette, 7 and 11 oder Baccara zirkulierten. Diese Spieler sind die sogenannten Zocker.

Der Staat macht Kasse

Wirklich verstehen lassen sich die Zusammenhänge allerdings nur, wenn man den Dschungel der Zockparagraphen in der BRD eingehender durch-

forscht. In der Bundesrepublik ist, im Gegensatz zu anderen EWG-Ländern, so etwa Großbritannien, die Veranstaltung und Genehmigung von Glücksspielen den einzelnen Bundesländern vorbehalten. Diese richten, wie z. B. in Bayern, entweder selbst staatliche Spielcasinos ein, oder sie übertragen Konzessionen an Unternehmer, deren beträchtliche Gewinne (in Baden-Baden, Neuenahr oder Travemünde betrugen sie im Schnitt der letzten Jahre immerhin zwischen 20 und 30 Millionen DM) dann zu 80 % versteuert und ausschließlich karitativen oder gemeinnützigen Zwecken wie etwa dem Sozialen Wohnungsbau zugeführt werden. Diese »Verrechtlichung« des Glücksspiels war und ist natürlich eine Herausforderung für die smarteren Kriminellen, deren klassische Haupteinnahmequellen Prostitution und Rauschgift sind. Bei ihrer nervösen Suche nach Mitteln und Wegen, die gültigen Paragraphen zu umgehen, wurden sie darum auch schnell fündig: sie kreierten das *Geschicklichkeitsspiel.*

Moral und Geschicklichkeit

Die Väter der Legislative hatten, um die Spielleidenschaft ihrer Schutzbefohlenen nicht vollends zu brüskieren, versucht, bei ihren Glücksspielgesetzen zwischen potentiell ruinösen »Groß«-Spielen und etwas ungefährlicheren, weil durch technische Grenzen mit weniger Gewinn oder Verlust verbundenen Spielen zu unterscheiden. So wurde privaten Unternehmern die Möglichkeit gegeben, die bekannten Groschengräber zu entwickeln oder, vorwiegend aus Amerika, zu importieren. Der Automat an der Kneipenwand oder der Flipper, mit dem man durch geschicktes Hantieren das eine oder andere Freibier gewinnen konnte, kam in Mode, aber es blieb für die Initiatoren natürlich auf die Dauer uninteressant, denn das große, schnelle Geld ließ sich damit nicht verdienen.

Balla Balla: Zwei Gummibälle und was sich alles damit machen läßt

Genau diesen Vorzug hatten dann aber die von den Firmen Schäfer und Steinbeck entwickelten Spiele mit Namen wie *Königsball* oder *Balla Balla,* die Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre schnell Verbreitung fanden. Diese Spiele waren eine Kombination aus Kugel- und Kartenspielen. Bis zu 10 Spieler, eine Kartenmischerin und ein Spielleiter, der Croupier, saßen an einem runden Tisch von ca. 2 m Durchmesser, in dessen Mitte ein ebenfalls runder Holzkessel von ca. 1 m Durchmesser genau waagrecht eingelassen war. Dieser Holzkessel hatte nach außen hin einen überstehenden Rand von etwa 5 cm Höhe und zur Mitte hin ein Gefälle von etwa 4 Grad. In der

Mitte dieses Kessels befand sich, ähnlich wie beim französischen Roulette, ein Fächerkranz mit (hier allerdings nur 10) Fangnischen, die in linearer Progression die Zahlen 0 bis 9 trugen. Zur Spielausrüstung gehörten weiterhin zwei kleine Hartgummibälle von etwa 3 cm Durchmesser und mehrere Kartenspiele in einem Aufbewahrungsbehälter, dem Kartenschlitten. Der Croupier bestimmte nun nach einem feststehenden Reglement einen Spieler aus dem Kreis, der die Bank hielt, d. h. dieser Spieler setzte einen Betrag von 4 DM im folgenden Spiel gegen einen beliebigen anderen Spieler, die sogenannte *Ponte,* der diesen Betrag ebenfalls einsetzte. Die beiden Spieler erhielten dann von der Mischerin verdeckt je eine Karte aus dem Schlitten, die ebenfalls Punktwerten von 0 bis 9 entsprachen. Nach Erhalt ihrer Karte, deren Punktwert vom Glück abhängig war, konnten die Spieler nun nacheinander ihr Ergebnis durch Abwerfen einer Gummikugel in den Kessel verbessern. Die Kugel mußte vom Spieler am Kesselrand gleitend so geworfen werden, daß sie durch die Zentrifugalkraft mindestens eine Runde oben blieb und dann durch die relativ wachsenden Zentripetalkräfte das Gefälle hinunter in einer elliptischen Bahn in eine der Fangnischen rollte. Bei ausreichender Übung und gutem Fingerspitzengefühl ließ sich von den Spielern das passende Zahlenfach herausschießen, und das entscheidende Kriterium für ein Geschicklichkeitsspiel war erfüllt. Zur Deckung seines Aufwandes erhielt das Casino von jedem Coup einen konstanten Satz von 5 %, den sogenannten Cajot.

Das Bundeskriminalamt: Lieferant für Alibis

Das Bundeskriminalamt in Wiesbaden, dem alle öffentlich gewerbsmäßig betriebenen Spiele zur Begutachtung vorgelegt werden müssen, erteilte die UB, eine Unbedenklichkeitserklärung, und die große Absahne konnte beginnen. Das Spiel beinhaltete nämlich einige raffinierte Variationsmöglichkeiten, die von den kontrollierenden Organen so schnell nicht überschaut wurden. Man brauchte nur die Kugel zuerst zu werfen und die Karte *danach* ziehen zu lassen, und schon hatte man ein reinrassiges Glücksspiel vor sich, das natürlich für die Zocker unvergleichlich attraktiver war als das vorgeschriebene Geschicklichkeitsspiel. Verirrte sich einmal ein unbedarfter Neuling mit praller Brieftasche in eines dieser Casinos, so verließ er es im Regelfall wie ein gerupftes Huhn. In diesem Fall befolgten die Eingeweihten natürlich die Spielregeln, denn der ungeübte Neuling hatte gegen ihre antrainierte Zielsicherheit nicht die Spur einer Chance. Das Einkommen der Casinos ließ sich zusätzlich durch eine Limitanhebung der Setzbeträge erhöhen, und so gab es bald kein Casino, in dem die Spieler nicht, so sie wollten, bis zu 1000 oder 2000 DM je Coup einsetzen konnten.

Alle wurden reicher, die Casinobosse um horrende Geldsummen, und das Bundeskriminalamt um die Erfahrung, daß es mit den Manipulationen so nicht weiterging. Das BKA entzog den Unternehmern nach und nach die Lizenzen, aber die Unterwelt ließ sich ihre Futterkrippen nicht kampflos abnehmen. Inzwischen hatten die Tüftler von Schäfer und Steinbeck das Nonplusultra herausgefunden. 1971 erlangten sie die UB für zwei neue Spiele, die an Manipulationsmöglichkeiten alles Dagewesene in den Schatten stellten: *Roulette Opta* und *Derby Roulette*. Binnen Monaten strahlte das glückverheißende Schild »Roulette« über den Eingängen von 540 Casinos in Deutschland. Dahinter verbargen sich jedoch nur allzuoft finstere Rattenlöcher, umgebaute Kneipenhinterzimmer, in denen die Croupiers ihrer willigen Opfer harrten. Den Produzenten wurden die Spielgeräte zum Stückpreis von 7000 DM nur so aus den Händen gerissen, amortisierten sich die Investitionen doch oft schon in der ersten Nacht.
Die Spielbeschreibung für die UB liest sich so harmlos wie ein Kapitel aus dem Physiklehrbuch. Ähnlich wie beim Königsball besteht die Hauptkonstruktion wieder aus einem Holzkessel von ca. 1 m Durchmesser, genau waagerecht zu lagern auf einem einstellbaren Dreibein, der Zahlenkranz in der Mitte jedoch mit 25 Fächern von 0 bis 24. Als Hilfsmittel für die Spieler sind im Kessel zwei konzentrische Kreise aufgemalt, der obere ca. 10 cm von der oberen Bande entfernt, der untere ca. 10 cm vor dem Zahlenkranz. Wirft der Croupier nun eine Elfenbeinkugel von ca. 4 cm in der oben angeführten Weise in den Kessel, so rollt sie in einer schwach elliptischen Kreisbahn in eines der Zahlenfächer. Beim Überschreiten der ersten Linie gibt der Croupier das Kommando zum Setzen, das bis zum Überschreiten der zweiten Linie gehen darf, ein Vorgang von in der Regel 8 - 10 Sekunden. Die bis zu 12 Spieler können nun, je nach Lage des Abgangs von der Bande und der ersten Linienüberschreitung, den Sektor des Auftreffens der Kugel abschätzen und ihren Setzbetrag auf dem zugehörigen Tableau mit den Feldern 0 bis 24 plazieren. Erlaubt ist pro Spieler ein Höchstsatz von 7 DM, der, auf eine Zahl gesetzt, die jeweils angrenzenden 3 Zahlen nach unten und nach oben mitspielt. Setzt man z. B. die 14, so spielt man den Sektor von 11 bis 17. Fällt die Kugel nun in eines dieser Felder, so hat der betreffende Spieler gewonnen. Seinen Gewinn erhält er dann aus den maximal 84 DM, die alle Spieler zusammen in diesem Coup setzen konnten. Liegen mehrere Spieler richtig, so teilen sie sich den Pott, abzüglich 5 % Cajot für die Bank. Diese begrenzten Einsätze und die Konstruktion als Cajotspiel dienen natürlich nur als Alibi. In Wirklichkeit wird das Spiel wie das normale Roulette von den Einsätzen betrieben. Jeder Spieler setzt so viele Zahlen, wie er mag, hinauf bis zu dem Limit, das die Bank gestattet.

Setzt man z. B. jetzt die 14 mit 7 DM und trifft, so erhält man den 24 fachen Einsatz, also 168 DM aus dem Kapital der Bank. Hat das Casino ein Limit von 50 DM auf die Zahl, wie es meistens gehandhabt wird, so bringt ein Volltreffer schon bei Kombination aller Nebensätze für einen Einsatz von 2000 DM eine Auszahlung von 14 400 DM.
Dieser potentielle Gewinn in Zusammenhang mit der theoretischen Möglichkeit, Glück und Unglück durch persönliche Geschicklichkeit auszuschalten, mobilisierte die letzten Reserven an Spielleidenschaft und Ersparnissen. Unterweltinterne Nachrichten, daß diese oder jene Bank von cleveren Spielern gesprengt worden sei, veranlaßten selbst den zurückhaltendsten Zuhälter, den Liebeslohn seiner Pferdchen ins nächste Spielcasino zu tragen - und verwundert zu sehen, wie sich der Traum vom neuen Porsche unter den geschickten Händen der Croupiers in Luft auflöste.

Corriger la fortune

Wie ist es nun möglich, daß ein und dasselbe Spiel den Veranstaltern horrende Gewinne, aber auch vorschnellen finanziellen K. O. bringen kann?
Der Teufel im System dieses »Volksroulettes« steckt nämlich in seiner Empfindlichkeit gegenüber Veränderungen des Roulette-Kessels aus der horizontalen Stellung. Hat der Kessel eine »Macke«, so fällt die Kugel, da sie durch keinerlei Schikanen wie beim Original-Roulette abgelenkt wird, immer an der höchsten Stelle, dem Berg. Der Zahlenkranz steht während des Kugellaufs still, für die Spieler ist es also ein Leichtes, zu setzen und abzukassieren. Einige Neulinge im Geschäft mußten so teures Lehrgeld bezahlen.
Die Stadt Gelsenkirchen saß mit ihrem ehemals noblen Hotel »Zur Post« seit Jahren in den roten Zahlen. Nur zu gern ging die Finanzverwaltung darum im Februar 1973 auf das Angebot des Hotelmanagers ein, einige Hotelräume zum Spielcasino umzufunktionieren. Eilig wurden Kellner und Serviererinnen in benachbarten Spielcasinos zu Croupiers ausgebildet. Die Zocker kamen selbst aus Holland angereist, um bei der Eröffnung mitzukassieren. Als es dann soweit war, drängten sich in den 200 qm großen Casinoräumen über 300 Spieler. Diesem Gewicht waren die eichenen Deckenbalken nicht gewachsen, sie gaben zur Raummitte um Millimeter nach. Die Spieler benötigten nur eine halbe Stunde, um 100 000 DM, die dünne Lage des Casinos, in ihre Taschen zu gucken. Dem verstörten Hotelmanager blieb nichts anderes übrig, als nach diesem Fiasko das Feld den anrückenden Unterweltprofis zu überlassen. Diese freuten sich über die kostenlose Reklame und zogen als erstes Straßenbahnschienen in den

Fußboden ein, auf die sie die Dreibeine der Roulettekessel stellten - und kassierten in den nächsten Monaten Millionen. Die finanznotgeplagte Stadt erhielt eine Monatsmiete von 15 000 DM, Grund genug für sie, über das verbotene Treiben großzügig hinwegzuschauen.
In Frankfurt bauten Geschäftsleute in einem Hochhaus eine Etage zum Casino um. Eine Gruppe von Zockern, mit der gleichen kriminellen Energie gesegnet wie die Veranstalter, zögerten nicht lange und mieteten die darunterliegende Wohnung an. Unter dem Roulettekessel im Raum darüber stellten sie einen mehrere Tonnen hebenden Hydraulikheber auf. Nachts, wenn das Spiel in vollem Gange war, hoben sie die Decke um einige Zehntelmillimeter an; genug für ihre mitzockenden Kumpane, auch diese Spielbank in wenigen Tagen um ihr Betriebskapital zu erleichtern.

Wer zockt, ist noch kein Zocker

So einfach es ist, eine Beschreibung der Spiele in der Zockerwelt zu geben, so schwierig ist es, eine Aussage über die Zocker selbst zu machen. Das einzig Verbindende dieser breiten inhomogenen Masse aus allen Bevölkerungsschichten ist ihre gemeinsame, nahezu alle Rationalität ausschaltende Spielleidenschaft. Der statistische Anteil der Zocker an der Gesamtbevölkerung ist gering, er dürfte sich zwischen 0,5 und 1 % bewegen; in Relation zum meist überdurchschnittlichen Einkommen dieser Gruppe liegt das umgewälzte Kapital wohl bei ca. 400-500 Millionen DM pro Jahr.
Eine weitere Schwierigkeit der Beurteilung liegt darin, daß sich die Zocker, also jene, die »gemolken« werden, von den Drahtziehern und Veranstaltern der mehr oder weniger illegalen Geschäfte nicht streng unterscheiden lassen. Für den Neuling ist es immer wieder überraschend, daß die komplette Besatzung eines Casinos, in dem er bis 3 oder 4 Uhr morgens gespielt hat, angefangen vom »Boß« über die Croupiers bis zur Putzfrau, anschließend nichts Eiligeres zu tun hat, als - oft gemeinsam mit ihren Gästen - andere Spielcasinos zu besuchen. Durch diese Identität von Spielern und Spielveranstaltern sind auch alle Angaben über angebliche Riesengewinne der illegalen Casinos letzten Endes rein fiktiv, da echte Kapitalakkumulation fast vollkommen fehlt. Die nach außen hin so beeindruckenden Bündel von Tausenderscheinen, die bei Würfelspielen so oft auf den »Kiesel«-Tischen liegen, sind im wahrsten Sinne des Wortes nur Spielgeld, das zockerspezifische Verhalten verhindert eine Vermarktung des Geldes, d. h. den Umsatz in konkreten Warenkonsum. Allen Zockern gemeinsam ist außer ihrem Spieltrieb das vollkommene Fehlen des Unrechtsbewußtseins. Das Kaffeetantenkränzchen, dem der Weg in ein staatliches Spielcasino zu weit ist und das es deshalb vorzieht, in holder Eintracht mit ein paar Zuhältern in

einer privaten Spielhölle an einem Tisch zu zocken, ebenso wie der Industrielle, dem die staatliche Spielbankatmosphäre zu steril ist, empfinden die Glücksspielverbote des Staates gleich allen anderen Insidern als unberechtigten Eingriff in ihr Privatleben. Die Schizophrenie, die sich hinter dem vorgeschobenen Argument von der Sorgfaltspflicht den Bürgern gegenüber verbirgt, ist für den Zocker gemeinhin unverständlich. Wieso ist das Staatliche Spielcasino moralisch vertretbar, das private jedoch verwerflich und damit illegal? Wieso ist z. B. das 24er Roulette laut Richterspruch bei einem Einsatz von 7 DM ein Geschicklichkeitsspiel, bei darüber hinausgehenden, den technischen Spielcharakter doch nicht beeinflussenden höheren Einsätzen jedoch ein Glücksspiel?

Kriminalisierung durch Staatsverordnung?

So drängt sich die Frage auf, ob nicht die Verbote des Staates erst zu einer eigentlichen Kriminalisierung des privaten Zocks geführt haben. Bis zum April 1975 wurden vom BKA alle Lizenzen für private Unternehmer liquidiert. Als Folge davon zogen sich die seriösen Geschäftsleute aus der Branche zurück und überließen das Feld zwielichtigen Naturen, die das Geschäft unter dem Deckmantel von Freizeitclubs weiterführten. Mit straffer Hand organisierten sie ein System nach außen und innen total abgeschirmter Spielhöllen, das nun jeglicher behördlichen Kontrolle entzogen war. Um Tips bei bevorstehenden Razzien zu bekommen, schreckten sie selbst vor Bestechungen von Beamten nicht zurück, die jedoch mit der Verhaftung eines Wuppertaler Kriminalkommissars im Dezember 1975 an die Öffentlichkeit drangen. Zwar wurde dadurch das oft brutale Vorgehen der Polizei selbst gegen Kaffeetantenkränzchen nachträglich gerechtfertigt, aber die Frage ist, ob der Staat diese Entwicklung nicht selbst verursacht hat. Die große Verhaftungswelle im Dezember 1975, die vor den bevorstehenden zahlreichen Neueröffnungen staatlicher Spielcasinos den Markt abstecken sollte, hat jedoch den Zock nur oberflächlich beseitigt. An die Stelle der technisch aufwendigen Spielclubs sind inzwischen nach amerikanischem Vorbild meist Spielhöllen getreten, in denen das Spiel- und damit Beweismaterial bei Razzien leichter versteckt werden kann, so bei dem bevorzugten Würfelspiel *7 and 11*.
Dieses Spiel auf 5-prozentiger Cajotbasis, seit *Frühstück bei Tiffany* nicht nur Zockern bekannt, erfordert nur zwei Würfel und eine beliebig große Würfelfläche. Ein Spieler, der Bankhalter, »ersteigert« durch maximalen Anfangseinsatz die Würfel und setzt diesen Betrag gegen die Ponte, andere Mitspieler. Mit den Würfeln lassen sich alle Augenzahlen zwischen 2 und 12 erzielen. Würfelt der Bankhalter beim Anwurf eine 7 oder 11, so hat er

Goethe Institut e. V. Bibliothek

sofort gewonnen, bei 2, 3 oder 12 sofort verloren und muß die Würfel an einen anderen Bankhalter weitergeben. Wirft er eine andere Zahl, z. B. eine 8, so muß er versuchen, sie in weiteren Würfen noch einmal zu erzielen, und hat damit gewonnen. Erscheint jetzt jedoch eine 7, so hat er verloren. Im Gewinnfall kann der Bankhalter beliebig oft Parolicoups anhängen, d. h. er setzt den Gewinn zusammen mit seinem Einsatz immer wieder neu ein und erzielt so bei 3maligem Paroli aus 100 DM Anfangseinsatz 800 DM. Das Casino kassiert hiervon risikolos 70 DM Cajot, resultierend aus den 5 % je Spielschritt.

Dieses unerhört rasante Spiel ist eine ideale Schröpfmöglichkeit für kriminelle Taschenspieler, die sich auf das Austauschen von fairen Würfeln durch manipulierte verstehen. Durch gekonntes, für den Laien nur unter der Lupe erkennbares Nachschleifen der Würfelkanten, durch das z. B. beim einen Würfel das Fallen einer 1 und beim anderen das Fallen einer 6 verhindert wird, läßt sich das Wahrscheinlichkeitsverhältnis von auf Anhieb guten Würfen mit W (7, 11) = 8/36 und auf Anhieb schlechten mit W (2, 3, 12) = 4/36 in ein Verhältnis von W (7, 11) = 7/36 und W (2, 3, 12) = 1/36 verbessern. Ein anderer beliebter Trick, der bei Elfenbeinwürfeln angewandt wird, geht davon aus, daß ein liegender Würfel dem Betrachter nur drei Flächen zeigt. So manches abgezockte Greenhorn würde sich bei näherer Betrachtung der von seinem Gegenspieler ausgetauschten Würfel wundern, daß die Würfel statt mit den komplementären Seiten 2 und 5 mit zwei 5ern bedruckt sind.

Diese zweifellos harte Kriminalität des Zocks hätte für die Behörden eigentlich vorhersehbar sein müssen. Das klassische Land der Spieler und Wetter, Großbritannien, sah sich Mitte der 60er Jahre nach zweijährigem Verbot des privaten Glücksspiels wegen der Ohnmacht der Polizei gegenüber der explodierenden Kriminalität veranlaßt, Spielclubs zuzulassen, jetzt aber unter perfekter Selbstkontrolle der Unternehmer. Dieses System, das im wesentlichen auf einer 48-stündigen Spielsperrfrist für neuangemeldete Spieler, einer strengen staatlichen Kontrolle der Croupiers und einem sofortigen Lizenzentzug für manipulierende Unternehmer beruht, machte besser als alle brutalen Polizeimaßnahmen Schluß mit der üblen Bauernfängerei. Die Unternehmer halten ihre eigenen Reihen sauber und der Staat kommt über hohe Lizenzgebühren trotzdem auf seine Kosten. Bleibt abzuwarten, ob die Verdichtung des Netzes staatlicher Spielcasinos durch bevorstehende Neueröffnungen dem privaten Zock den Garaus machen wird.

Hanser verlegt:

Isaac B. Singer

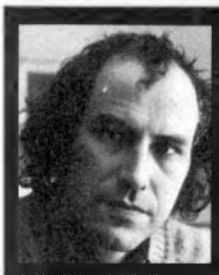
Der Kabbalist vom East Broadway Geschichten
Ln. 29.80 DM

»Der mir liebste amerikanische Schriftsteller ist I. B. Singer. Er macht mich weinen und lachen... Er ist ein wirklich großer Autor.« Henry Miller
Und er ist ein einzigartiger Geschichtenerzähler. Skurril und witzig könnte man Singers Geschichten nennen. Doch die tragikomischen Ereignisse und Schicksale haben, wie der jüdische Witz, einen doppelten Boden, der einem das Lachen verschlägt.

Lars Gustafsson

Das Familientreffen
Roman
Ln. 29.80 DM

Die Romane von Lars Gustafsson, diesem »schwedischen Universalgenie«, gehören zu einer Literatur, »die endlich wieder etwas zu tun hat mit unserem Leben«, schreibt die ›Frankfurter Rundschau‹. In seinem Roman ›Das Familientreffen‹ beschreibt Lars Gustafsson einen Menschen, der im Staatsapparat Stufe um Stufe höher klettert, – um eines Tages mit einem ungeheuren Skandal auszusteigen.



Michael Krüger

Reginapoly
Gedichte
Pb. 12.80 DM

Krüger »schreibt über den Verlust der Neugier und über die Melancholie alles Fertigen« (›FAZ‹). Seine »Unterhaltungsgedichte« – sie entstanden in den letzten vier Jahren – beschäftigen sich mit Literatur und Philosophie, mit Gott und der Welt, mit den Schwierigkeiten der einen Person durch die andere. Sie sind voller Zitate und Anspielungen. Merkwürdige »Spaziergänge« durch die Gegenwart.

"Dies ist linkssozialistische Pornographie..."

Hört! Hört!

Staecks politische Plakate irritieren: ihre doppelte Lesbarkeit läßt den Konflikt zwischen Kunst und Gesellschaft deutlich werden, da hier die Grenze zur politischen Agitation überschritten wird. Eine aufregende Möglichkeit, Kunst in die Mitte des gesellschaftlichen Wahrnehmungsraumes zu stellen.
176 Seiten mit rund 90 farbigen Abbildungen. Brosch. DM 26,–

Rowohlt

Homo-Strich

Zwei Interviews von Jochen Schickedanz

Obgleich keine präzisen Zahlen vorliegen, gehen zur Zeit alleine in Frankfurt am Main etwa 250 Jungen hauptberuflich auf den Strich. Daneben gibt es das Heer derjenigen, die ihren Körper nur hin und wieder verkaufen. Die meisten dieser Strichjungen kommen aus Arbeiterfamilien, und es ist kein Geheimnis, daß das Elend der Jugendarbeitslosigkeit die männlich-homosexuelle Prostitution enorm verstärkt. Daneben gibt es aber immer mehr Jugendliche aus der unteren Mittelklasse, die aus Angst vor sozialem Abstieg ihren Lebensunterhalt durch Prostitution verdienen. Diese Jugendlichen verstehen sich selber als Edelstricher, werden zur »Demimonde« der Prostitution gezählt und arbeiten als Call-Boys. – Klaus ist Strichjunge und geht vorwiegend auf dem Frankfurter Hauptbahnhof »anschaffen«. Peter ist Call-Boy und annonciert täglich als Dressman oder Gesellschafter in einer Frankfurter Abendzeitung. Die Interviews mit Klaus und Peter sind zwei mehr oder weniger typische Beispiele für die Ansichten und Probleme, welche auch die anderen Strichjungen und Call-Boys haben, mit denen ich ähnliche Gespräche geführt habe.

1. Strichjunge

S.: Sag mal: wie würdest du denn zurückblickend deine Kindheit beurteilen?
K.: Du, da gibts nicht viel zu erzählen. Ich wurde am 1. 5. 1956 in Wiesbaden geboren. Meine Mutter war mit meinem Vater nicht verheiratet, also ich bin unehelich. Geschwister hab ich drei: eine Schwester und zwei Brüder. Die sind aber von einem anderen Vater.
S.: Wie waren denn die finanziellen Verhältnisse bei euch zu Hause?
K.: Mein Vater war Arbeiter in einem Zementwerk, meine Mutter Hausfrau. Geld war eigentlich immer Mangelware. Wir wohnten in einem Stall, da waren nur 2 Zimmer und 1 Küche; und da zu sechst wohnen, das geht einfach nicht. Da hat der Alte auch häufig gesoffen und ist ausgeflippt. Und wenn er mal mit Ruhe ficken wollte, dann ging das nicht, weil Leute im Zimmer waren. Na ja, dann bin ich irgendwann ins Heim gekommen.
S.: Und weshalb bist du dann ins Heim gekommen?
K.: Ja, weil ich abgehauen bin. Weil mein Vater mir Schläge angedroht hatte. Ich bin oft abgehauen und mußte von der Polizei aufgegriffen werden. Daraufhin bekam meine Mutter vom Jugendamt das Sorgerecht abgenommen.
S.: Wie alt warst du denn, als du ins Heim kamst?
K.: Ich war acht, als ich ins Heim kam. Das war ein Erziehungsheim. Da

war ich auch mit Älteren zusammen. Da waren also auch so Sechzehnjährige bei mir in der Gruppe. Und da wurde man so als junger Typ unterdrückt. Und da mußtest du z. B. Dinge machen, wie dem Gruppenältesten einen wichsen. Und es gab ja auch keine Frauen da, deswegen mußtest du das machen. Weißt du, da herrscht das Faustrecht.
Ja und das ging so Jahre hin, bis ich in ein anderes Heim kam. Ich wurde auch älter und da hab ich das auch gemacht, bei jüngeren. Hab ich genau dasselbe gemacht.
Bei den Älteren, da waren natürlich auch ein paar Erfahrene darunter, die schon mal auf den Strich gegangen sind. Und die haben uns dann heimlich viel beigebracht; so wie man eben mit den Freiern umgeht, was man für Klamotten anziehen soll und so Scherze: möglichst enge Hosen, daß man den Schwanz gut sehen kann usw. Und dann hatten wir auch ein paar Erzieher, die waren selber schwul. Und so die Jungs, auf denen die standen, die haben die immer vernascht. Unser Sportlehrer z. B. hat mich, das waren so die Anfänge, unter der Dusche vernascht. Ich war immer so ein bißchen trottlig. Ich kam zu spät zum Training und ging auch wieder als Letzter. Ich hab da immer so lange unter der Dusche gestanden und hab einen hoch gehabt. Da reißt auf einmal der Sportlehrer den Vorhang beiseite und sieht, wie ich meinen Pimmel in der Hand habe; und da konnte der sich nicht mehr halten und hat mir einen abgelutscht. Ich fand das zwar unheimlich geil, ich hab ihm auch in den Mund gespritzt, aber auf der anderen Seite hat mich das alles so angeekelt, daß ich ihn am liebsten erschlagen hätte, danach.
S.: Kannst du noch mal genauer sagen, weshalb du dieses Gefühl hattest?
K.: Wie soll ich sagen? Ich fand hinterher alles wahnsinnig ekelhaft. Ich hätte am liebsten vor mir selber auskotzen können. Und dieses Vor-mir-selber-Auskotzen, das hab ich dann auf den übertragen. Wo ich den dann sah, diesen Sportlehrer da, diesen ollen Sack von vierzig, da, in dem Moment, da hätt ich ihn erschlagen können. Ich fand das so widerlich, es war ekelhaft.
Als ich dann anschließend in den Umkleideraum gekommen bin, da lagen da 50 Mark mit nem Zettel dabei. Drauf stand: Beim nächsten Ausgang, den du kriegst, lad ich dich ein.
Ja und mit der Zeit kam ich dann langsam auf den Dreh, daß ich mit meinem Körper und mit meinem Schwanz und mit meinem Aussehen Geld machen kann. Und dann fing das so nach und nach an. Da blieb ich dann dabei. Immer wenn ich mal kein Moos hatte und so, hab ich mich daran erinnert, weil der mir ja im Umkleideraum 50 Mark hingelegt hatte. Und immer wenn ich nichts zu beißen hatte, fiel mir ein: Mensch, der hat mir damals 50 Mark gegeben, nur weil er dir einen blasen durfte, da kannst du's ja auch mal bei andern versuchen.
S.: Wie alt warst du denn damals?

K.: Ich weiß nicht, vielleicht so 15.
S.: Wenn du dich so zurückerinnerst: wie kam es eigentlich, daß du auf den Strich gingst?
K.: Du, da spielen eigentlich viele Faktoren ne Rolle. Erstens mal die beruflichen Niederlagen, kaputtes Elternhaus, Heim, ewig in finanziellen Schwierigkeiten, das erste Erlebnis mit diesem Sportlehrer und dann war ich auf deutsch gesagt schon immer geldgeil und habe das eben auf diese Art ausgenutzt. Das sind eigentlich die Faktoren, die ausschlaggebend sind, daß ich jetzt immer noch da drin hänge. Ich weiß noch nicht mal, ob ich einen Absprung finde. Vielleicht kommt es mal so weit, daß ich die Jungs selbst bezahle, später. Möglich, ich weiß nicht, aber das könnte ich mir gut vorstellen, daß das mal so weit kommt. Ist irgendwie vorprogrammiert, alles.
S.: Wie schätzt du dich denn sexuell ein, das heißt: schläfst du lieber mit Frauen, mit Männer oder sowohl als auch?
K.: Ach du, wenn man wie ich so lange, vier oder fünf Jahre, überwiegend mit Typen ins Bett krabbelt, dann bleibt da schon etwas hängen. Heute würd ich mich als bisexuell bezeichnen, aufgrund der langen Zeit, die ich da jetzt . . . gut, ich geh auch mit Mädchen ins Bett, das ist für mich ne Selbstbestätigung irgendwie, daß ich doch nicht ganz übergekippt bin.
S.: Sag mal, als du zum erstenmal auf den Strich gegangen bist, wo war das?
K.: Angeschafft hab ich zum erstenmal aufm Bahnhof. Ich wußte ja durch die anderen Heimjungs, die das schon öfters gemacht haben, daß man da am besten, wenn man neu ist, auf den Bahnhof geht. Und das klappte dann auch bei mir wahnsinnig gut. Ja und wo ich da neu anfing, ich konnte mich vor Freiern kaum retten. Das sprach sich unheimlich schnell rum: Es ist wieder neues Frischfleisch eingetroffen; die reden ja so, wie wir auch über die Freier reden, herziehen und rumquatschen. So: da ist wieder Frischfleisch in Frankfurt eingetroffen, so ungefähr. Und da wurde ich praktisch rumgereicht, so von einem zum andern. Und nach sechs, sieben Wochen da merkte ich, es wird weniger. Und da haben mir einige Jungs gesagt: Hör mal, geh doch mal in ne andere Stadt und so, da bist du wieder neu. Du bist jung und so weiter, mach was draus. Hast nen guten Körper, hast nen schönen Schwanz, mach Geld damit! Und dann hab ichs aber auch gemacht. Voll und ganz. Von einer Stadt zur andern.
S.: Wie hat sich das denn abgespielt, als du das erste Mal Geld gefordert hast? Erzähl doch mal!
K.: Das ging so vor sich, als wenn ich das schon tausend Jahre machen würde. Der kam auf mich zu im Bahnhof. Ich stand da an der Milchbar am Hinterausgang und hab meine Milch getrunken und stand da so blöd rum und guckte so durch die Gegend. Auf einmal kam der auf mich zu, bestellte sich auch ne Milch und fragte mich: Hast du Zeit? Sag ich: Sicher hab ich

Zeit. Sagt der: Was nimmst du? Sag ich: 50. Sagt der: o. k., jetzt gehn wir aber erst mal was essen. Na ja, da war der Fall erledigt. Und dann hat er gefragt: Was machst du mit? Sag ich: das und das . . . mache alles mit, nur bumsen laß ich mich nicht. Sagt der: o. k., einverstanden, gehn wir. Ja und dann . . . das Hotel nenn ich nicht, ist aber bekannt dafür, ist: zack, paar Minuten vom Bahnhof; er rein, 20 Mark hingelegt, für ne Stunde, wieder raus: alles erledigt.

S.: Welche Beziehungen haben eigentlich die Stricher auf dem Bahnhof oder in den Stricherkneipen zueinander?

K.: Da muß man erst mal unterscheiden zwischen schwulen und normalen Strichern, weil die natürlich sehr ordinär sind. Und dann werden die gleich handgreiflich. Da kommt es auch zum Streit und so. Grad bei uns Strichern ist ja kein Zusammenhalt, überhaupt nichts. Weißt du, da gibt es auch einen großen Konkurrenzkampf und so. Wenn der eine Stricher mit nem Freier weggeht, schreit der andere: Hör mal zu Schätzchen, der hat ne Syphilis, der hat nen Tripper, nen Rachenschanker, alles mögliche, der ist geschlechtskrank und so. Und in dem Moment haut der Freier ab und der Stricher geht leer aus. Und dann gibts ne Schlägerei. Ich bin meistens nur mit homosexuellen Strichern zusammen. Mit denen kommt man natürlich besser aus als mit den abartig normalen Strichern. Ich kann die einfach nicht ausstehen, denn das sind die einzigen, die kriminell sind, die den Freier beklauen, die Brieftasche klauen und so, weißt du. Darunter müssen die natürlich auch leiden.

S.: Sag mal, worauf fahrn denn im allgemeinen deine Freier ab?

K.: Ja, man muß denen lediglich einen blasen, oder die blasen bei mir, oder ich muß denen einen wichsen. Analverkehr ist natürlich selten. Die häufigste Praxis ist Onanieren, auf deutsch gesagt, und Mundverkehr.

S.: Und wo spielt sich das meistens ab?

K.: Entweder im Hotel oder im Auto. Ich frag den Freier immer gleich, ob er ein Auto hat; ich mach das lieber im Auto, das ist unkomplizierter. Wir fahrn dann immer raus in Wald, ich wichs dem einen, also verschaff dem nen Abgang, der gibt mir das Geld und der fährt wieder zurück zum Bahnhof. Dann wart ich auf den nächsten.

S.: Wollen die Freier auch häufig, daß du kommst?

K.: Ist nicht gesagt, daß jeder Freier will, daß der Junge abspritzt. Die Hauptsache, die werden fertig. Das liegt am Geschick von jedem Jungen, wie er das fertigbringt. Viele wollen aber, daß auch der Junge spritzt, sonst . . . viele kriegen sonst keinen hoch, wenn der Junge keinen hoch hat. Allerdings, ich muß dazu sagen, wenn ich mit nem Freier ins Bett gehe, dann muß ich mir immer selber einen hochwichsen. Wenn ein Freier mit seinen Gichtknochen an mich ran will, krieg ich keinen hoch; muß ich schon selber machen. Und deswegen, wenn man so will, das ist ja auch ne

Geschäftssache. Wenn einer sieht: ach, der kann ja nicht, der ist ja impotent, der kann ja gar nicht sprizten und so – der nimmt einen einmal mit und nie wieder. Wenn ich aber jetzt voll im Bett dabei bin und dem da Liebe vorheuchle in allen Variationen, der holt mich dann noch zwei oder dreimal, oder, was für mich praktisch ne Reklame ist: der vermittelt mich an seine Kollegen, an seine Bekannten weiter. Deswegen mach ich das.
S.: Wie hoch ist denn so dein wöchentliches Einkommen?
K.: Das ist echt verschieden. Hier am Bahnhof, da muß ich Taxepreis nehmen, so zwischen 30 und 50 Mark; 30 Mark ist schon viel am Bahnhof. Und in Lokalen, da kann ich 50 Mark . . . aber am Bahnhof, da darf ich normalerweise über 30 Mark nicht drübergehn, sonst erschlagen mich die andern Typen.
Auf mein Einkommen zu kommen: Ich würde sagen, der Durchschnitt in der Woche, wenn man das Wochenende dazunimmt, dürfte liegen so bei 400 Mark, also wenn man die ganze Woche nimmt und alles zusammenpackt. Und der Rausreißer ist freitags, samstag und sonntags. Sonntag schon nicht mehr; die müssen montags schon alle früh raus.
S.: Wieviel Freier hast du denn durchschnittlich pro Tag?
K.: Das ist auch wieder verschieden. Aber durchschnittlich vielleicht zwei bis drei.
S.: Sag mal, würdest du dich als politisch interessiert bezeichnen?
K.: Du, da hab ich eigentlich nicht viel mit am Hut, nicht viel.
S.: Und weshalb nicht?
K.: Erst mal durch dieses Leben. Gut, man liest die Schlagzeilen, man hat unheimlich viel Zeit, aber das rauscht alles so an einem vorbei. Man ist ja praktisch immer auf Achse, um das Geld reinzukriegen, und da hat man wenig Zeit für übrige Weltprobleme.
S.: Was hältst du eigentlich von Studentendemonstrationen?
K.: Ja, ich finde das o. k., wenn ich den Grund akzeptiere, wenn ich den o. k. finde. Wenn ich z. B., es gibt ja auch Demonstrationen, die sind wirklich überflüssig, dann finde ich, daß . . . du, da sag ich nichts dazu.
S.: Hast du irgendwelche Zukunftsabsichten?
K.: Nein. Gar keine. Ich lebe heute. Mehr recht als schlecht, aber ich lebe heute. Wie's morgen aussieht, weiß ich nicht. Und Zukunft? Mach mir wirklich keine großen Gedanken. Wirklich nicht. Ich hab manchmal sowieso das Gefühl, als wenn mein Leben irgendwie vorgezeichnet wäre. Ja, manchmal hab ich mich schon mit dem Gedanken befaßt, einfach mal Ende zu machen. Ein paar Röllchen Tabletten, einschlafen, Ende. Den Gedanken hab ich schon öfters gehabt. Weil, es gibt Tage, da stehts mir nicht nur bis zum Hals, sondern bis zu den Haarspitzen; und das sind die Momente, wo ich mir tatsächlich . . . doch, ich könnte es. Weil ich genau weiß, es kommt auf mich nichts mehr zu. Ich kenne doch praktisch meine Straße für den

nächsten Sommer. Und da kann mich nichts mehr groß umwerfen. Ich weiß alles, was auf mich zukommt, und das kann mich nicht mehr reizen. Und das nächste Jahr bringt für mich nichts Neues. Die meisten leben ja, um etwas aufzubauen, um Freude am Leben zu haben; ich hab keine Freude am Leben. Bestimmt nicht. Tagtäglich muß ich mit Freiern ins Bett steigen . . . das ist keine Selbstbemitleidung oder so, um Gottes willen, bloß nicht, aber ich hänge nun mal drin. Aber ich weiß, das nächste halbe Jahr wird weiter so . . . von heut auf morgen so laufen wie jetzt. Mittags am Bahnhof stehn, immer lauern, klappts oder klappts nicht. Und dann immer verzweifelter werden, keine Zigaretten, nichts. Und dann gibts die Phase, wo man sich treiben läßt; dann ist es einem egal, ob die Bahnpolizei kommt oder ob einen die Kripo mitnimmt. Also groß was vom Leben erwarten, das tu ich wirklich nicht. Wenn ich keinen Bock mehr drauf habe, dann pack ich meine Reisetasche aus dem Schließfach, fahr auf die Autobahn und mache einen auf Winken. Das ist dann einfach abhauen, weg von irgendwo.
Ich tanz, wie man so schön sagt, vielleicht nur noch einen Sommer und dann ist Feierabend. Aber ob es so wird, das weiß ich nicht, denn so nen richtigen Plan dazu, den hab ich nicht.

2. Call-Boy

S.: Wie würdest du zurückblickend deine Kindheit bezeichnen?
P.: Ja, eigentlich war sie schon ein bißchen problematisch. Meine Eltern hatten irgendwie häufig so gewisse Diskrepanzen und das merkt man natürlich auch schon als Kind. Es gab häufig Streitigkeiten, teilweise auch recht massiver Art, irgendwie so kalter Krieg. Nicht Handgreiflichkeiten, sondern immer irgendwie verbaler Art.
S.: Wie bist du denn erzogen worden?
P.: Ich bin nicht streng erzogen worden. Man hat sich schon um mich gekümmert, vielleicht sogar zu viel. Meine Mutter hat mich vielleicht ein bißchen eingeengt, sie hat mich zu sehr beschützt oder verhätschelt. Aber sie wollte eben dauernd, daß sie weiß, wo ich bin, daß ich nichts anstellen kann, daß ich mich nicht verletzen kann usw. Und als Kind hat man ja so den Drang, mal spielen zu gehen, aber das durfte ich eben alles nicht so, wie ich mir das gewünscht hätte. Wenn ich mal mit Spielkameraden wegdurfte, dann vielleicht mit Kindern, die nicht die größten Rabauken waren, aber immer in der Nähe unseres Hauses. Die meiste Zeit wurde ich angehalten, mehr für die Schule zu machen, also Hausaufgaben zu machen, um besser zu werden. Ähnlich war es mit dem Klavierspielen. Ich hatte drei oder vier Jahre Klavierunterricht, bis es mir gestunken hat; dann hab ichs einfach hingeschmissen.

S.: Kannst du mal was zu der Beziehung sagen, die du zu deinen Eltern hattest?
P.: Ja, eigentlich hatte ich eine recht differenzierte Beziehung zu meinen Eltern. Zu meiner Mutter hatte ich ne intensivere Beziehung als zu meinem Vater, wohingegen es bei meinem Bruder, ich hab noch einen Bruder, gerade umgekehrt war. Mein Vater ist Textilkaufmann und ist häufig weg. Und da hat es sich so ergeben, daß ich mit meiner Mutter häufiger zusammen war.
S.: Wie waren denn so die finanziellen Verhältnisse bei euch zu Hause?
P.: Ja, wir haben ein Haus, durchaus mittelbürgerlich. Ich habe nicht den Eindruck, in finanzieller Not aufgewachsen zu sein, aber man konnte uns auch wieder nicht als reich betrachten. Mein Vater fuhr ein Mittelklassenauto. Ich hatte mein eigenes Zimmer, ebenso mein Bruder, der jetzt Rechtswissenschaft studiert. Aber, um noch mal auf meine Kindheit zurückzukommen: Ich würde schon sagen, das war nicht gerade das Wahre, obwohl man sich um mich kümmerte.
Also für ne Ehe gehört schon ein bißchen mehr dazu und überhaupt wenn man Kinder hat. Da gehört schon ein bißchen mehr dazu als das, was war.
S.: Welche Schulen hast du denn besucht?
P.: Na ja, Volksschule und dann Mittelschule.
S.: Hast du die Mittlere Reife?
P.: Ne, die habe ich eben nicht. Ich bin dann direkt in den Beruf gegangen, Textilkaufmann.
S.: Hast du die [kaufmännische] Lehre beendet?
P.: Ja, hab ich. Obwohl: im ersten Jahr wollte ich einfach nicht mehr und wollte auf die Schule zurück. Aber dann wollten meine Eltern nicht mehr.
S.: Und was hast du daran anschließend gemacht?
P.: Ja danach hab ich sofort aufgehört und noch einmal eine Bürotätigkeit gemacht, bis ich mich mit meinen Eltern so überworfen hatte, daß ich von zu Hause auszog.
S.: Und was hast du dann angefangen?
P.: Na ja, ich hab auch weiterhin gejobt und hab dann in einschlägigen Lokalen, also in homosexuellen Lokalen Leute kennengelernt, die das schon gemacht haben, also per Telephon.
S.: Weshalb bist du in die Kneipen gegangen?
P.: Das war schon während meiner Lehrzeit. Da fiel schon oft das Thema. Da wurde erzählt: Der kommt schon wieder mit dem Alten rein oder so, der wird von dem ausgehalten. Ja, ich meine, ich bin nicht auf den Kopf gefallen.
S.: Und in welche Kneipen bist du dann vorwiegend gegangen?
P.: Ja, das waren praktisch alle Kneipen. So spezielle Stricherkneipen hab ich allerdings nicht so gern aufgesucht. Es liegt mir einfach nicht so. Weil es

doch mehr oder weniger einfach nicht mein Milieu ist. Die Kneipen und die Leute.
S.: Gibt es deiner Meinung nach Unterschiede zwischen Strichjungen und Call-Boys?
P.: Ja, die gibt es schon. Ich komme praktisch nie mit solchen Leuten zusammen, und ich würde mich auch nie so richtig mit denen identifizieren können. Halt nur in der Tatsache, daß die wie ich gegen Bezahlung mit Leuten Sex haben. Aber sonst ist ja praktisch alles anders. Das Milieu ist anders und die Umstände sind anders. Irgendwie hab ich da so ein bestimmtes Bild im Kopf von solchen Leuten: total verdreckt am Bahnhof und so.
Es gibt natürlich auch Unterschiede, aber generell sind die doch so. Ohne Wohnung und vielleicht aus dem Heim ausgebuchst und geben sich praktisch für alles irgendwie her, wenn ihnen da nur einer für ne Nacht ein Bett zur Verfügung stellt. Und da kann er dann praktisch machen mit dem, was er will. Natürlich muß er vielleicht – was man ja manchmal hört – damit rechnen, daß er ihm die Wohnung ausräumt usw. Was eben bei Telephonstrichern nicht vorkommt, Beischlafdiebstahl und so; weil die sich das gar nicht leisten können, schon mal aus Geschäftsgründen nicht; da herrscht ein richtiger Geschäftssinn. Call-Boys sind irgendwie einwandfrei, also nicht asozial, die haben schon ne gewisse Richtung. Wenn jemand z. B. weiß, wo er hingehört, wo er schlafen kann heute Nacht, dann ist das auch gar nicht so ne Frage, als wenn jemand in der Kälte nachts am Bahnhof steht und froh ist, wenn nur jetzt jemand ihm für ne Nacht ein Bett zur Verfügung stellt. So seh ich das jedenfalls.
S.: Wie alt warst du eigentlich, als du zum erstenmal Geld für Sex gefordert hast?
P.: Da war ich 19. Ich hab das Geld nicht gefordert, sondern bekommen. Ich wurde zu einer Reise eingeladen, mir wurden Sachen und Geld gegeben, aber direkt gefordert habe ich das nicht. Der Typ fand mich sympathisch und man konnte sich ganz nett mit ihm unterhalten.
S.: Und wo hast du dann immer angeschafft?
P.: Ich hab das von Anfang an über die Annoncen, ich meine, das ging gleich alles über die Tageszeitungen.
S.: Sag mal, wenn du dich so zurückerinnerst, was war eigentlich so der ausschlaggebende Grund dafür, daß du Telephonstricher geworden bist?
P.: Das fing eigentlich so an, daß ich in den Kneipen, als ich die alten Typen da rumhocken sah und merkte, daß die ein Auge auf mich geworfen hatten, da hab ich mir schon manchmal gedacht: eigentlich könnte man schon ein bißchen Geld dafür verlangen und das eben so ausbauen, das wäre doch eigentlich ne ganz lukrative Sache. Der ausschlaggebende Grund war also die finanzielle Seite und weil ich eben ein schöneres Leben führen will:

nicht unbedingt einen Fiat 500, sondern einen Porsche. Die Prostitution ist ne rein finanzielle Sache, hat nur ne finanzielle Seite, überhaupt keine andere. Aus Spaß und Tollerei leg ich mich nicht mit irgendwelchen alten Typen ins Bett, oder aus sexuellem Notstand oder so. Das ist alles wie gesagt reines Business. Ich möchte eben ein bißchen mit guten Leuten verkehren, die erstens mal ne gewisse gesellschaftliche Resonanz haben und ne gewisse gesellschaftliche Stellung haben, einen guten Job bekleiden. Allein durch die Tatsache, daß ich ein höheres Einkommen habe als viele Gleichaltrige, ich bin jetzt 24 Jahre, kann ich mir andere Sachen erlauben und z. B. dreimal im Jahr in Urlaub fahren, was die anderen eben nicht können. Ich habe außerdem bessere Kontakte zu Leuten und kann in den Tennisclub gehen. Und da lern ich wieder Leute kennen, die nicht irgendwie auf dem Sportfeld, wo jeder schreit: München oder so . . .

S.: Hast du dich in der letzten Zeit nach einem anderen Beruf umgesehen?

P.: Nein. Aber . . . natürlich könnte ich auch wieder in einem anderen Beruf Fuß fassen, könnte mich da etablieren oder so. Aber wenn ich z. B., ich muß immer wieder aufs Geld zurückkommen. In einem anderen Beruf: gut, ich könnte 1 500 Mark netto verdienen, ja. Aber wenn ich hier doch über das Doppelte verdienen kann, dann ist es doch irgendwie . . . Solange es mir nicht komplett stinkt, mache ich das doch noch so lange und überlege mir gleichzeitig, was ich zurücklegen kann, um den Sprung besser zu schaffen, zum Job eben, der mir Spaß macht; denn die 1 500 Mark, die ich heute in der Industrie, das hab ich ja vorher gesehen, die gehn im Moment drauf. Da kann ich also wirklich nichts sparen dabei, bei 1 500 Mark.

S.: Wieviel Stunden mußt du denn in der Woche arbeiten, um das Doppelte zu verdienen?

P.: Ja, gut, das ist ein ganz interessanter Punkt, den ich auch schon gern beantworten möchte. Ich fange vielleicht morgens um 12 Uhr an und bin vielleicht, ich hab auch praktisch einen 8-Stundentag, wenn ich das so will, wenn ich bis abends 20 Uhr . . . Morgens schlafe ich bis elf Uhr, trinke Kaffee, ganz gemütlich, gemütlicher jedenfalls als andere Leute, die im Beruf . . . ins Geschäft gehen. Gut, ich bin den ganzen Tag in der Wohnung, aber ich nehm mir auch einen freien Tag in der Woche raus und meistens das ganze Wochenende. Und dann kann ich aber auch sagen: Paß auf! Das stinkt mir jetzt, ich geh jetzt mal zwei Stunden in die Stadt, ich geh mal eben zwei Stunden schwimmen und so, was ich eben alles, wenn ich im Büro rumhocken würde, nicht machen könnte. In der Hauptsache halte ich mich eben in der Wohnung auf, lese, schreibe Briefe, bißchen Fernsehen oder quatsche vielleicht mit einem Bekannten am Telephon.

S.: Welche Sexualpraktiken werden denn am häufigsten von den Freiern gewünscht und was verlangst du dann dafür?

P.: Das meiste, was in Frage kommt, ist gegenseitige Befriedigung mit der

Hand. Und da ist es natürlich auch unterschiedlich, wie lange die eben bleiben. Wenn der Freier nur auf einen Sprung zur Mittagszeit vielleicht mal herkommt, dann kann es schon sein, daß er sagt: Hier 70 Mark, und ist wie gesagt schon in zehn Minuten wieder weg. Auf der anderen Seite kann es natürlich auch sein, daß der Freier Zeit mitbringt und vielleicht auch ein bißchen was zu trinken, ne Flasche Sekt oder so. Dem kommt es dann gar nicht auf den Preis an und legt mir praktisch 200 oder 300 Mark auf den Tisch. Dann nehme ich mir natürlich auch etwas Zeit für ihn und . . . auch schon aus Geschäftsinteresse und daß er vielleicht wiederkommt. Ja, an zweiter Stelle steht vielleicht dann das Blasen, später das Bumsen. Also ich meine, daß ich die Freier bumse. Ich lasse mich nicht bumsen. Also wenn ich den Freier bumsen soll, naja, dann ist dem schon meistens klar, daß es teuer wird. Ich fange dann immer mit 200 oder 300 Mark an.

S.: Sag mal, würdest du dich als politisch interessiert bezeichnen?

P.: Ja, ich bin schon politisch interessiert, weltweit kann man sagen. Was mich so interessiert, das sind so die Ost-West-Konflikte und die Aufrüstung . . . Ich würde die CDU wählen, weil ich, ich würde es vielleicht so auslegen, weil ich sehr gern ein angenehmes Leben führen möchte, wozu mir die CDU eigentlich verhilft. Wenn ich mich allerdings zum sozialistischen System bekenne, und das ist ja irgendwie meines Erachtens die SPD, Sozialdemokratie, dann muß ich auch mit allen Konsequenzen sagen: hier, ich teile vielleicht meine Wohnung, vielleicht mein Einkommen und was weiß ich was; und das finde ich dann wieder ungerecht. Für mich gibt es eben auch mehr Leute in der CDU, die mir sympathischer sind, als Leute aus der SPD. Leute z. B. wie Leisler-Kiep, Kohl oder Barzel. Die sind mir einfach sympathischer als der Schmidt.

S.: Wie denkst du eigentlich so über die Studentendemonstrationen?

P.: Ich bin da geteilter Meinung eigentlich. Es kommt auf die Demonstrationen an. Ich finde es schon irgendwie bescheuert, wenn ich vielleicht abends nur wegen irgendwelchen Lap . . . es sind keine Lappalien im Grunde genommen, aber es ist irgendwie, wenn ich im Stau stehe und komme nicht weiter . . . Vielleicht ist da ein Krankenwagen oder ein Rettungswagen, der muß dann unbedingt da durch, und da ist dann ein großes Palaver auf der Straße, das nur wieder von extremen Kreisen irgendwie angezettelt wurde. Man kann sich ja auch anderweitig irgendwie Gehör verschaffen. Ich bin nicht allzu ablehnend, es hat auch schon gute Seiten. Aber ich weiß nicht, ich bin so ein bißchen geteilter Meinung.

S.: Fühlst du dich in deiner Rolle als Call-Boy von der Gesellschaft diskriminiert?

P.: Ja, eigentlich schon. Was die Homosexualität angeht. Meiner Meinung nach hat die Gesellschaft noch immer eine negative Vorstellung von den Homosexuellen; sie werden immer noch nicht akzeptiert. Trotz Aufklä-

rungspropaganda und Filmen. Es ist zwar etwas freier als vor 20 Jahren, aber die werden immer noch nicht akzeptiert. In meinem Beruf z. B. ist es so, daß man sich von der Gesellschaft nicht direkt erkennen lassen darf, sonst ist jeder Kontakt praktisch unterschwellig unterbunden. Hervorstechend ist jedoch der Gefährlichkeitsgrad dieses Berufs.

S.: Was meinst du damit?

P.: Ich meine die Tatsache, daß jeder meine Adresse kennt und praktisch alle möglichen schrägen Vögel zu mir kommen können, um etwas Kriminelles zu machen.

S.: Hast du so etwas schon einmal erlebt?

P.: Na ja, da kommen schon häufig Anrufe und Drohungen und so, wie z. B.: Ich schlag dir die Bude kaputt, schwule Sau usw.

S.: Welche Zukunftsvorstellungen hast du?

P.: Ja, ich mach mir schon Gedanken, was ich irgendwann am Ende von der Zeit machen werde. Ich möchte nicht unbedingt so von heute auf morgen . . . Ich mach mir schon Gedanken, ob ich mich vielleicht selbständig machen werde oder irgendwie Anfangskapital, Startkapital habe für mein Vorhaben. Ja, meines Erachtens baut sich doch alles auf dem Finanziellen auf. Mit Geld kannst du z. B. . . . im Grund genommen baut sich doch alles auf dem Geld auf. Sei es Bekanntschaften, sei es Hobby, sei es Reisen, sei es ein gewisser Lebensstandard oder was weiß ich. Und alles was so ineinandergreift, das ist ja alles . . . alles ist ja praktisch Leben. Und weil ich nicht einfach so in den unteren Schichten leben möchte . . . Die Stricher haben ja meistens keine Idee, was sie morgen zu beißen haben. Ich will mich selbständig machen, in welcher Richtung, das ergibt sich noch.

Thema: Außenseiter

Howard S. Becker
Außenseiter
Zur Soziologie abweichenden Verhaltens.
Mit einer Einleitung von
Thomas Luckmann, (Conditio humana)
1973. XVI, 215 S. Kart. DM 24.–

Martin Dannecker und Reimut Reiche
Der gewöhnliche Homosexuelle.
Eine Soziologische Untersuchung über
männliche Homosexuelle in der
Bundesrepublik (Fischer Format) 1974
363. 36 S. Brosch. DM 19,80

Anna Freud, Dorothy Burlingham
und Mitarbeiter
Heimatlose Kinder
Zur Anwendung psychoanalytischen
Wissens auf die Kindererziehung.
(Conditio humana) 1971.
XI, 234 S. Kart. DM 20.–

Hermann Gail
Gitter
Die Aufzeichnungen des Hermann Gail.
1971. 231 S. Brosch. DM 18.–

August B. Hollingshead – Frederick Redlich
Der Sozialcharakter psychischer
Störungen. Eine sozialpsychiatrische
Untersuchung. Mit 72 Tabellen und
9 Abbildungen. (Fischer Format) 1975.
IX. 284 S. Brosch. DM 24,80

Charlotte Rothweiler
Ein sozialer Rechtsstaat?
Steuern. Wirtschaftskriminalität. Boden-
spekulation. Mieten. (Reihe Fischer F 17).
1971. 9. – 12. Tsd. 1972. 132 S.
Brosch. DM 6.–

Thomas Scheff
Das Etikett »Geisteskrankheit«
Soziale Interaktion und psychische
Störung (Conditio humana) 1973.
XIV. 219 S. Kart. DM 26.–

Peter Brosch
Fürsorgeerziehung
Heimterror, Gegenwehr, Alternativen
Band 1648 / DM 6,80

Klaus Dörner
Bürger und Irre
Zur Sozialgeschichte und Wissenschafts-
soziologie der Psychiatrie
Band 6282 / DM 8,80

I. Gleiss / R. Seidel / H. Abholz
Soziale Psychiatrie
Zur Ungleichheit in der psychiatrischen
Versorgung. Originalausgabe
Band 6511 / DM 5,80

Eberhard Haas
Selbstheilung durch Drogen?
Zur Psychoanalyse der
Drogenabhängigkeit von Jugendlichen.
Originalausgabe
Band 6262 / DM 4,80

Paul Moor
Das Selbstportrait des Jürgen Bartsch.
Vorwort: Gerhard Mauz,
Einleitung Tobias Brocher
Originalausgabe
Band 1187 / DM 4,80

Tilman Moser
Jugendkriminalität und
Gesellschaftsstruktur
Zum Verhältnis von soziologischen und
psychoanalytischen Theorien
des Verbrechens.
Band 6158 / DM 5,80

S. Fischer

FISCHER
TASCHENBÜCHER

Jenny Liebreich
Ein bißchen über dem Strich

1.

Es begann, nachdem eine Liebesbeziehung zu Ende gegangen war. Ich fühlte mich fürchterlich leer und aufgerissen, mir war, als ob eine Hälfte von mir herausgerissen worden wäre. Ich hatte mich nicht trennen wollen, obwohl ich begriffen hatte, daß es das beste war. Ich hatte ein neues Zimmer in einer Wohngemeinschaft mit Leuten, die ich gut leiden konnte, die aber alle ein recht exzessives Leben führten und wenig Zeit hatten, lange Gespräche zu führen oder sich um mich zu kümmern.

So lag ich viel im Bett und dämmerte vor mich hin. Manchmal schrie ich sogar vor Wut und Ohnmachtsgefühlen, vor allem dann, wenn ich den Typen wieder einmal an der Hochschule gesehen hatte. Er hatte eine Art mit mir umzugehen, die mich sehr verletzte. So als sei nichts gewesen, als hätten wir keine einjährige Liebesbeziehung gehabt.

Manchmal versuchte ich, aus meinen Depressionen rauszukommen. Arbeiten konnte ich nicht, obwohl sich die Gruppe wieder traf, mit der ich meine Projekte machte. Ich saß völlig unproduktiv dabei, was vorher nicht meine Art gewesen war. Wenn es Abend wurde und ich wieder einmal Stunden im Bett gelegen hatte, kam es vor, daß ich mich aufraffte, mich schminkte und hübsch machte. Das dauerte stundenlang, immer wieder mußte ich mich im Spiegel anschauen, um wieder etwas Mut zu fassen, so wertlos fühlte ich mich. Dann ging ich in eine Kneipe, in der sich die linke Scene traf. Es war nicht schwer, mit diesen oder jenen ins Gespräch zu kommen, denn dort hängen die ganzen frustrierten Typen herum, die nur darauf warten, daß so jemand wie ich vorbeikommt.

Wenn mir einer gefiel, ging ich mit ihm nach Hause, und soweit war es dann auch ganz lustig. Nur wenn wir dann ins Bett gingen, war mir oft so elend zu Mute, daß ich manchmal sogar weinen mußte. Und das war dann gar nichts mehr für diese Typen: Mit einer Frau, der es schlecht geht, wollen die alle nichts zu tun haben, und sie wurden oft sehr kalt und rücksichtslos. Wahrscheinlich fürchteten sie sich davor, daß ich mich an sie hängen würde. Das war aber keineswegs meine Absicht, denn ich hatte Sehnsucht nach meinem Freund. Das merkte ich besonders, wenn ich mit jemandem im Bett war. Durch ihre beschissenen Reaktionen ging es mir hinterher noch schlechter, so daß diese Art, mich aufzumuntern, keine Möglichkeit für mich war.

Ich begann, nachts durch die Straßen zu laufen, wenn ich wieder einmal diese Unruhe und Abenteuerlust in mir spürte. Wenn ich angesprochen wurde, gab ich freche aggressive Antworten, und eines Tages sagte ich einfach einem Typen ins Gesicht, daß er hundert Mark zahlen müsse, wenn er mit mir schlafen wolle.
Die Höhe der Summe war aus der Luft gegriffen, denn ich hatte keine Ahnung, was die Nutten nehmen. Es schien mir angemessen für mich. Der Typ war etwas erstaunt, weil ich nicht danach aussah, willigte aber sofort ein. Außerdem mußte er auch noch ein Hotel suchen.
Ich wollte mit jemandem schlafen, aber ich wollte nicht anschmiegsam und zärtlich sein. Dadurch, daß es klar ein Geschäft war, konnte ich weiterhin aggressiv und frech sein. Das gefiel mir. Außerdem hatte es den Reiz des Fremden und Aufregenden. Es gefiel mir, daß ich mich für eine Stunde verkauft hatte, ausgeliefert war, ohne viel geben zu müssen außer meinen Körper. Es war das erste Mal, daß ich mehr Geld hatte als meine 400 Mark im Monat. Ich wollte mir was Schönes dafür kaufen. Es befriedigte meine Eitelkeit, daß jemand soviel Geld zahlen wollte, um mit mir ins Bett zu gehen. Ich war also doch begehrenswert!
Oft sprach ich hinterher noch etwas mit den Männern. Ich erzählte ihnen exotische Geschichten von mir, die immer irgendwie meine Wirklichkeit streiften. Auch sie erzählten mir viel von ihrem Leben. Es war das erste Mal, daß ich Männer aus anderen Schichten kennenlernte. Sie sprachen auch ganz anders mit mir, als wenn sie mich als Studentin in einer Kneipe kennenlernten. Es war jedesmal auf andere Art und Weise spannend.

2.

Ich will ein paar Beispiele beschreiben, die ich noch gut in Erinnerung habe. Einmal sah ich nachts in der Innenstadt einen kleinen Mann, der mir gut gefiel, etwa 45jährig, gut gekleidet, klein und ernsthaft. Ich blickte ihn an und begann nach einer Weile langsamer zu gehen. Ich blieb stehen und sah in ein Schaufenster und unauffällig zu ihm hin. Er war auch stehen geblieben. Zögernd begann er näherzukommen. Unauffällig ging ich weiter (man konnte nie wissen, ob es nicht ein Polizist in Zivil war; später wußte ich, daß Bullen immer nur zu zweit gehen, um einen Zeugen zu haben). Er folgte mir weiterhin, auch um mehrere Ecken in einem gewissen Abstand. Schließlich blieb ich stehen, und als er näher kam, sah ich ihn direkt an. So mußte er mich ansprechen. Er war Franzose, sprach aber gut deutsch. Wir einigten uns schnell auf den Preis und die Zeit, fuhren dann schweigend mit dem Taxi zu seinem Hotel. Bevor ich das Hotelzimmer betrat, mußte er mir in der offenen Tür das Geld geben. (Ich war immer mißtrauisch, denn beim allerersten Mal wollte ich das Geld hinterher haben, und der Typ hatte mich einfach ausgelacht. Er hatte behauptet, daß er nicht zahlen wollte, weil es

mir auch gefallen hätte. Ich beschimpfte ihn heftig, mußte aber ohne Geld abziehen. Seitdem ließ ich mich immer vorher bezahlen und steckte das Geld gut weg.) Dann zog ich mich aus und legte mich ins Bett.
Ich hatte nichts dagegen, alles zu machen, was er verlangte, solange es mich nicht ängstigte. Der Mann gefiel mir, er war sehr zärtlich, aber auch etwas besitzergreifend. Ich machte vieles, was ich vorher nie im Bett getan hatte. (Ich war vorher eher prüde gewesen.) Er fand mich schön und fragte mich hinterher, ob wir uns nicht wieder treffen könnten. Ich hatte nie meinen Namen genannt, noch meine Adresse, noch hatte ich eine Verabredung getroffen. Auch ihn wollte ich nicht wiedersehen, obwohl ich ihm einiges von mir erzählt hatte. Er fragte mich sogar, ob er nicht ein Appartment mieten dürfe, um mich dort immer zu sehen, wenn er in die Stadt kam. Er würde mich so bezahlen, daß ich sonst nicht auf den Strich zu gehen »brauchte«. Aber auch das tat ich nicht, obwohl er mir gefiel. Es ging mir ja nicht um Sicherheit und Geld sondern um das Abenteuer. So trennten wir uns. Es war eine der positivsten Begegnungen.
Meistens war es anders. Einmal, es regnete ein bißchen, das Laub matschte auf den Straßen, aber es war warm, hielt ein alter VW neben mir. Ein Gastarbeiter, der sehr gut deutsch konnte, kurbelte das Fenster runter und fragte mich, wieviel es kostet. Als ich 100 Mark sagte, wurde er wütend und meinte, 70 Mark sei genügend. Als ich auf 100 Mark bestand, fuhr er weg, fuhr zweimal vorbei, kam dann wieder und akzeptierte es. Er war ziemlich aggressiv, als wir zu ihm nach Hause fuhren, aber ich wollte ihn nicht auch noch ein Hotel zahlen lassen, denn ich dachte daran, wie lange er für diese 100 Mark arbeiten mußte. Wir fuhren weit raus in eine Vorstadtgegend, wo er in einem kleinen Einfamilienhaus in Untermiete wohnte. Wir sprachen kein einziges Wort den ganzen Weg. Er gab mir das Geld mit einer verachtenden Geste und befahl mir, mich auszuziehen. Ich war ziemlich aufgeregt und hatte Angst, aber ich nahm mich zusammen, zeigte mich cool und kaltschnäuzig und ließ ihn keinen Augenblick aus den Augen. Ich wußte, sobald ich Angst zeige, wird er brutal. Es war ein unterschwelliger Kampf. Er hatte mich gekauft, hatte für kurze Zeit Gewalt über mich erworben: das stand auf seiner Seite. Und ich hatte Geld dafür genommen und war halt nur gekauft und nicht mehr: das war meine Stärke. Es gelang mir, die Situation so in der Hand zu behalten, daß er nicht mehr mit mir machte, als mir lieb war, und mich nachher sogar wieder zurückfuhr. Eigentlich war er ganz nett. Auf dem Rückweg versuchte er mich dazu zu überreden, ihn als meinen Zuhälter zu nehmen. Er wollte mich sogar dazu zwingen, indem er mich in eine Gastarbeiterkneipe brachte, um mir mehr Kunden zu besorgen. Er stand da auf der Straße und verhandelte mit einer Gruppe von Freunden. Als ich ein Taxi kommen sah, lief ich einfach hin, und fuhr schnell weg.

Nach der Bewältigung solcher Situationen fühlte ich mich immer sehr stark und lebendig, obwohl mir der Mann leid tat, den ich so verlassen mußte. Ich hatte auch ein bißchen schlechtes Gewissen, weil ich ihm soviel Geld abgeknöpft hatte. Aber ich fühlte mich wie neu, wie eine Abenteurerin. Es waren Erlebnisse, die ich nie vorher in meinem wohlbehüteten Bürgertöchterlein-Leben erfahren hatte.
Ein anderes Mal wollte mich so ein Spießer anzeigen. Wir waren auf der Rückfahrt in die Stadt, und er hatte richtig getippt, daß ich nicht registriert sei. Er wollte mich bei dem nächsten Polizeirevier abliefern. Wir fuhren entlang einer U-Bahnlinie, und als wir an eine rote Ampel kamen und er anhalten mußte, sprang ich aus dem Auto und verschwand im U-Bahnschacht. Ich lief unter der Straße durch und auf der anderen Seite wieder rauf und sah vorsichtig über den Rand, ob er mich verfolgte. Aber nach einigem Zögern fuhr er schimpfend weiter und ich nahm die U-Bahn nach Hause.
Ich rauchte viel in der Zeit. Einmal als ich ziemlich bekifft war, rannte ich an einem Nachmittag konfus durch die Straßen. Ich hatte die Orientierung verloren und konnte meine Umgebung nur noch begrenzt wahrnehmen. Plötzlich sah ich in einer größeren Gruppe von alten Frauen mit Hüten, die sich alle an einem Eingang drängelten, einen Mann, der mich ansah. Er überragte die Frauen um einen Kopf und hatte ein Gesicht, das an Fred Astaire erinnerte. Ich muß wohl fasziniert stehengeblieben sein, denn ich fand mich dann in seinem Auto wieder. Er gab mir gerade 100 Mark. Das nächste, was in mein Bewußtsein drang, war, daß ich nackt in einer Badewanne stand und er mich unendlich behutsam und zärtlich immer wieder einseifte und mit warmem Wasser duschte. Er hatte mich in seine 3-Zimmer-Wohnung mitgenommen. Seine Frau war nicht da. Ich erinnere mich noch an den Hirsch auf dem Ölgemälde über dem Sofa, auf dem ich dann einschlief. Er nahm mich nicht mit in sein Schlafzimmer. Später weckte er mich und fuhr mich zurück. Er hätte mir leicht das Geld wieder abnehmen können, während ich schlief. Aber ich fand es in meiner Tasche.
Bei vielen Begegnungen erinnere ich mich nur noch an die Geschichten, die sie mir hinterher im Bett erzählten. Sie erzählten von ihrer Frau und ihren Kindern, von ersten Liebeserlebnissen und von geheimen sexuellen Wünschen. Oft auch von ihrem Beruf und von der Arbeitssituation. Ich nahm mir hinterher immer viel Zeit und ich merkte, daß die meisten gar nicht nur aufs Vögeln auswaren, sondern reden wollten, mit einem Fremden, um offener aussprechen zu können, was sie bedrückte.

3.
Meine Begegnungen mit der Unterwelt waren nur flüchtig. Mit anderen Prostituierten bin ich kaum in Kontakt gekommen. Einmal, als ich auf

meinen Spaziergängen durch die Innenstadt in eine Straße am Bahnhof eingebogen und etwa zehn Meter gegangen war, sah ich mich plötzlich umringt von vier bis fünf Nutten, die mich anpöbelten. »Was machst du denn hier?« »Willst wohl anschaffen, was?« »Ist das dein Macker?« (Ein Auto hatte gerade bei uns angehalten.) »Verschwinde, aber schnell!«. Es war ziemlich bedrohlich, so daß ich mich ganz schnell, irgendwelche Erklärungen stotternd, aus dem Staube machte. In die Gegend bin ich dann nie mehr gegangen.

Ein andermal traf ich einen Mann, der guten Kontakt zu Zuhältern hatte und wohl früher selbst diesem »Beruf« nachgegangen war. Er versuchte mich zu überreden, ihn zu meinem Zuhälter zu machen. Er zeigte mir Hotels und Bars, in denen er mich unterbringen würde, und erklärte mir, wie das vor sich ginge. Ich sollte ein Hotelzimmer bekommen über der Bar und mich dort aufhalten. Er würde mir aus der Bar Männer raufschicken, die ich in 10 Minuten abfertigen und wieder wegschicken sollte. Jedes Risiko sei ausgeschaltet, da es eine Klingel gebe, die ihn herbeiholen könne. Alles würde viel bequemer sein und viel mehr Geld einbringen. Zum Beweis seiner Beziehungen und Möglichkeiten arrangierte er für mich an einem Samstag im schick-schwulstigen Hinterzimmer einer Bar ein privates Treffen, bei dem ich vor etwa zehn betagten und gutgekleideten Herren einen Striptease machen sollte. Es war das erste Mal, daß ich sowas machte, und gesehen hatte ich es vorher auch noch nie richtig. Ich mußte also meine Fantasie spielen lassen. Ich hatte natürlich auch nicht die übliche Kleidung dazu, so mußte ich es halt mit meinen Mitteln machen. Dadurch kam ich darauf, mir eine Strumpfhose am Leib zu zerfetzen und ähnliches. Es hat mir großen Spaß gemacht und ich fand mich sehr schön dabei. Rund um mich herum waren nämlich Spiegel aufgehängt, so daß ich mich sehen konnte. Den Herren hat es wohl auch gefallen, denn ich bekam danach gleich mehrere Angebote, als Stripteasetänzerin zu arbeiten. Ich versprach, es mir zu überlegen, gab aber weder meinen Namen noch meine Adresse an. Darauf eingegangen bin ich dann doch nicht, weder auf »meinen Zuhälter« noch auf die anderen Angebote. Ich hatte zuviel Angst, meine Freiheit zu verlieren, das heißt, meine Entscheidungsmöglichkeit, dann loszuziehen, wenn mir danach zumute ist. Es störte mich, an bestimmten festgelegten Abenden in einem Hotelzimmer zu hocken und jeden beliebigen Mann für 10 Minuten empfangen zu müssen, ohne Kontakt und Risiko.

Die eindringlichste und gefährlichste Begegnung mit der Unterwelt erschreckte mich sehr. Ich bummelte irgendwo in der Innenstadt an einem nachts wenig belebten Platz herum, als ich plötzlich drei, vier große Mercedeslimousinen voll mit Nutten und Zuhältern in meiner Nähe anhalten sah. Ich weiß nicht, wieso ich so schnell reagierte. Ich rannte sofort los, sah noch im Augenwinkel, daß sie ausstiegen und hinter mir herkamen. Die

Autos wendeten. Ich lief aus Leibeskräften durch Fußgängertunnels und Hinterhöfe – genau weiß ichs nicht mehr. Ich lief, bis ich zu Hause war. Am nächsten Tag las ich in der Zeitung, daß es in der letzten Woche Kämpfe zwischen den beiden großen Zuhälterringen der Stadt gegeben habe, die um den Bereich der Innenstadt kämpften. Sie hatten dabei unter anderem einem Mädchen, das keinen Zuhälter hatte, das Gesicht zerschnitten.
Nach diesem Erlebnis ging ich mehrere Jahre nicht mehr auf den Strich. Ich hatte Angst. Und Angst darf man dabei auf keinen Fall haben. Das spüren die Männer sofort, und dann machen sie mit dir, was sie wollen. Angst einflößen ist bekanntlich das Wichtigste bei Vergewaltigungen.
Nur ein einziges Mal bin ich auf dem Strich vergewaltigt worden. Damit meine ich, daß ein Mann mir solche Angst einflößen konnte, daß ich tat, was er wollte. Es erfordert eine ziemliche Überwindung, darüber zu schreiben, weil ich immer noch mit Horror daran zurückdenke. Es war in Marseille. Wir wohnten für drei Monate in der Nähe eines kleinen französischen Dorfes, in einem verfallenen Bauernhaus. Ich hatte kein Glück gehabt an dem Abend, und weil ich kaum französisch sprach, war es schwer, sich zu verständigen. Es war spät, und da wir wirklich keinen Pfennig hatten – wir hätten in der Stadt nicht übernachten können –, war es notwendig für mich, noch jemanden zu finden.
Da sprach mich ein Araber an, und ich ging mit ihm in sein Zimmer. (Mein Freund ging in der Zeit immer ein paar Meter hinter mir her und merkte sich das Hotel, in das ich hineinging, und wartete auf mich.) Kaum hatte ich das Zimmer betreten, schloß er hinter mir zu und sagte, er müsse das Geld erst holen. Er ging raus und schloß hinter sich wieder zu. Jetzt war mir schon etwas mulmig zumute von dem vielen Auf- und Zuschließen. Ich öffnete das Fenster, um zu sehen, ob mein Freund draußen stand und ob es Fluchtmöglichkeiten gab. Ich konnte ihn nicht entdecken, aber ich bemerkte einen Vorsprung, auf dem eine Bar ihre Lichtreklame angebracht hatte und auf den ich hätte springen können. Das Zimmer lag im ersten Stock. In diesem Augenblick kam der Mann wieder rein. Er wurde sehr unfreundlich, als er sah, daß ich das Fenster geöffnet hatte. Von da an ließ er mich nicht mehr in die Nähe des Fensters. Er hatte das Geld bei sich, hielt es mir zynisch lächelnd vor die Nase und sagte, er würde es mir hinterher geben. Das führte zu unserer ersten Auseinandersetzung. Ich wollte mich auf keinen Fall ausziehen, nicht einmal den Regenmantel, bevor ich nicht das Geld hatte. Bei der Gelegenheit bekam er meine Handtasche zu fassen, entwand sie mir, und ich bemerkte dabei, daß er sehr stark war. Dann begann er langsam und genüßlich, meine Handtasche auszupacken und sich alles anzusehen, Paß, Brieftasche, Lippenstift usw. Ich war außer mir vor Wut, noch nie hatte ich mich so ohnmächtig gefühlt.
Als ich einen Angriff startete, stieß er mich brutal aufs Bett, packte alles

wieder zusammen, schloß die Handtasche in den Schrank und steckte den Schlüssel ein. Von da an war ich ihm ausgeliefert. Ohne Paß konnte ich schlecht gehen. Dann begann er mit einem Dolch eine Apfelsine zu schälen, nicht um sie zu essen, sondern um mir zu zeigen, daß er eine Waffe hat. Ich versuchte es mit Drohungen und mit Verständnis, mit Schmeicheleien. Ich griff ihn an und schlug ihm ins Gesicht. Das hat ihn wohl als Araber in besonderer Weise verletzt, denn er hat mich in den Stunden, die er mich festhielt, immer wieder hart dafür geprügelt. Er zwang mich ununterbrochen, irgendwelchen Fusel zu trinken, und vergewaltigte mich dreimal. Zwischendurch beschwor er mich, auch mit Drohungen, doch bei ihm zu bleiben und seine Frau zu werden. Ich versprach alles, aber er glaubte mir nicht. Die ganze Zeit war ich nicht sicher, ob ich überhaupt noch rauskommen würde, ob er mich nicht betäuben und irgendwohin nach Arabien bringen würde. Sein Verhalten schwankte so stark zwischen Brutalität und hysterischem Lachen, daß ich nicht einmal sicher war, ob er überhaupt richtig bei Verstand war.

Während der ganzen Zeit arbeitete mein Gehirn fieberhaft daran, wie ich hier rauskommen könnte, ohne daß er mir etwas Schlimmeres antat. Er hatte unterdessen auch meine Kleidung eingeschlossen, aber ich war jetzt bereit, auch nackend rauszulaufen. Da drehte er unvermittelt sein Radio auf volle Lautstärke, und von nebenan hörte ich eine Frau gegen die Wand hämmern und um Ruhe schreien. Ich hatte gar nicht erwartet, daß in dem Haus noch jemand wohnen würde, es sah nicht danach aus. Hinterlistig, mit vielen Versprechungen und Zärtlichkeiten, erschlich ich mir meine Kleidung und meine Handtasche und fing dann plötzlich ganz laut an zu schreien und gegen den Schrank zu hämmern. Er versuchte natürlich, mir den Mund zuzuhalten, aber ich schlug so wild mit den Füßen gegen die Tür, daß die Frau von nebenan rauskam und er gezwungen war, die Tür zu öffnen. Es war seine Wirtin.

So schnell bin ich noch nie eine Treppe heruntergekommen. Unten war die Tür abgeschlossen, aber irgendwie bekam ich sie auf. Mein Freund war gerade dabei, mit dem Barbesitzer zu verhandeln, daß er ihn in das Haus lasse, was sicher schwierig war, da er auch kaum französisch sprach.

Ich wollte zuerst die Polizei rufen; dann überlegten wir, ob wir nicht zurückkehren und ihn zusammenschlagen sollten, denn ich hatte ein starkes Bedürfnis, mich zu rächen. Dann aber beschlossen wir, nach Hause zu fahren, weil alles andere sinnlos und gefährlich gewesen wäre. Zuhause in unserem Bauernhaus setzten wir einen großen Zuber Wasser auf das Feuer und ich badete zwei Stunden lang. Ich fühlte mich sehr dreckig.

Der Mann hatte nicht die geringste Lust bei den Vergewaltigungen gespürt, seine Lust bestand darin, mich in seiner Gewalt zu haben. Es war, als wolle er sich für all das rächen, was ihm die Weißen angetan hatten.

4·

Was hat mir diese Zeit auf dem Strich gebracht? Das Wichtigste war, daß meine Existenzangst gelindert wurde. Ich wußte ja, es kann mir finanziell niemals richtig schlecht gehen, solange ich noch einigermaßen jung aussehe, denn als Prostituierte werde ich immer das Existenzminimum verdienen können. Dieses Wissen hat mir in vielen Situationen geholfen, mich ehrlicher und meiner Ansicht nach auch richtiger zu entscheiden.

Ich war zum Beispiel ein paar Jahre lang mit einem Typen befreundet, der plötzlich einen sehr gut bezahlten Job bekam. Anfangs hatte ich ihn noch miternähren müssen, jetzt hob sich auch mein Lebensstil erheblich, weil ich mit ihm zusammen lebte. Gegen Ende der Beziehung wurde ich von ihm einige Monate lang ernährt, weil mein Studium offiziell beendet war, ich also kein Geld mehr bekam, aber noch einige Monate an meiner Abschlußarbeit weiter arbeiten mußte. In unseren Auseinandersetzungen merkte ich, daß ich meinen Standpunkt nicht mehr so konsequent vertrat wie früher, aus Angst, ihn zu verlieren. Diese Angst – das kennen wohl alle Frauen, die von ihrem Mann finanziell abhängig sind – verselbständigte sich so weit, daß ich die wirkliche Ursache gar nicht mehr sah. Ich glaubte, Angst zu haben, den geliebten Menschen zu verlieren, obwohl das Zusammenleben mit ihm schon gar nicht mehr lustvoll oder produktiv war. Als ich mir darüber schließlich klar wurde, war es gut zu wissen, daß ich so abhängig gar nicht war, daß ich mir auf dem Strich immer die vier- bis fünfhundert Mark verdienen konnte, die ich zum Leben brauchte.

Ein anderes Beispiel: Viele meiner Mitkommilitonen waren in den letzten Semestern oder schon früher in einen ziemlichen Leistungsstreß gekommen, weil sie wußten, daß nur wenige von uns nach Abschluß des Studiums einen Job bekommen würden. Manche sahen sich schon vorher nach einem anderen Studium um oder paßten sich in ihren Abschlußarbeiten stark den erforderten Normen an. Ich konnte es mir dank dem Bewußtsein, doch immer durchzukommen, leisten, als Abschlußarbeit ein Experiment zu starten. Ich konnte auch einigermaßen ruhig die schwer zu bewältigende Zeit nach dem Studium durchstehen, in der man nur ab und zu eine Arbeit bekommt, die außerdem nicht gut bezahlt wird.

Meine Einstellung zur Prostitution hat sich seit meinen ersten Erlebnissen stark verändert. Das Abenteuerliche ist fast ganz verschwunden, auch daß ich mich hinterher so besonders stark und lebendig fühle. Heute überwiegt die Genugtuung, daß ich innerhalb von einer Stunde und mit so wenig Einsatz so viel Geld verdienen kann. Mich interessieren auch die Männer nicht mehr, denn die Geschichten, die ich höre, sind fast immer die gleichen, und ich weiß, wie ich mit ihnen umgehen kann. So gehe ich seit einiger Zeit nur noch in dringenden Fällen auf den Strich, wenn ich zum Beispiel eine dringliche Rechnung nicht bezahlen kann, oder wenn das Geld

für den täglichen Lebensunterhalt fehlt. Meine Einstellung ähnelt heute wohl eher der von Professionellen als früher. Ich empfinde auch kaum sexuelle Lust dabei. Es ist mir eher alles etwas lästig. Vergleiche ich aber den Strich mit meinen anderen Arbeiten, so stelle ich fest, daß sie sich gar nicht so wesentlich von der reinen Prostitution unterscheiden. Man nimmt mich, weil ich eine gutaussehende Frau bin, die ein bißchen angenehme Abwechslung in einer total von Männern bestimmten Arbeitswelt bietet. Nebenbei koche ich Kaffee und bin ein Objekt, mit dem man frotzeln und seinen Spaß haben kann und das im Zweifelsfall an allem schuld ist. Für eine Regieassistentin oder ein Scriptgirl ist es die hauptsächliche Funktion, ein ausgleichendes Moment in einem Männerteam zu sein. Alle wichtigen Funktionen füllen die Männer aus. Was du an sexistischen Witzen und Unverschämtheiten in einem Filmteam mitanhören mußt, geht weit über das hinaus, was ich je auf dem Strich erlebt habe. Deshalb waren es auch oft genug Rachegefühle, die mich auf den Strich trieben. Wenn ich mich von Vorgesetzten gedemütigt fühlte, gegen die ich mich objektiv nicht wehren konnte, weil ich von ihnen abhängig bin – auf dem Strich gab ich es ihnen zurück. Deshalb tat es so besonders gut, an wohlsituierte Geschäftsleute und Amtspersonen zu geraten (die natürlich auch den Hauptteil der Kundschaft ausmachen), ihre Geilheiten und Ängste auszunützen, sie auszunehmen und zu blamieren.

Viele meiner Freunde, vor allem Frauen aus der Frauenbewegung, haben mir geraten, diesen Artikel anonym zu schreiben. Nicht nur, weil ich dann die Widersprüche ehrlicher darstellen kann, sondern vor allem auch, weil sie mit Recht befürchten, daß ich sonst Schwierigkeiten haben werde, Arbeit zu bekommen. Wer nimmt schon eine, die sich öffentlich als Prostituierte bezeichnet, das kann man doch seinem Vorgesetzten gegenüber nicht verantworten!

Ich selber habe mich nie geschämt, es jedem, der es hören wollte, zu sagen. Ich habe auch immer einen gewissen Stolz dabei empfunden, obwohl ich oft genug Reaktionen von Betroffenheit und Abscheu hervorgerufen habe, besonders bei unseren bürgerlichen linken Genossen. Frauen haben mich immer verstanden, und viele haben bestätigt, daß in ihren Ehen und Zweierbeziehungen oder in ihren Berufen sich Schlimmeres abspielte. Und oft genug habe ich gehört, daß sie es auch tun würden, wenn sie nicht soviel Angst hätten.

Prostitution auf allen Gebieten gehört zu unserem Frausein, überall wo wir mit der Gesellschaft konfrontiert sind. Unsere Erziehung und Sozialisation zwingen uns von Anfang an, uns als Sexualobjekte zu verstehen. Diese konkrete Art der Prostitution hat mich sensibler und hellhöriger für alle anderen Spielarten des Sexismus gemacht.

Georges Lapassade

Der Landvermesser oder Die Universitätsreform findet nicht statt

Ein Soziodrama in fünf Akten/Aus dem Französischen von Wolfgang Krege
143 Seiten. Kart. 12,– DM

Das Soziodrama beginnt damit, daß eine neue Universität den Institutionsanalytiker einlädt, er solle das Funktionieren der „Mitbestimmung" untersuchen. Die Einladung beruht auf einem Mißverständnis. Aber als das offenbar wird, ist es zu spät, die Analyse noch anzuhalten.
Die Analyse lebt vom Mißverständnis, vom Kompromiß, vom Doppelspiel und den wechselnden Bündnissen mit verschiedenen Elementen der Institution, welche die Analyse ein Stück weit tragen. So bewegt sich der „Landvermesser" – nach allen Seiten hin verdächtig – zwischen den Fronten der Mitbestimmung; den Managern der Wissensfabrik, den Reformern, Aufrührern und Deserteuren.

Silvano Arieti

Der Wille zur Menschlichkeit

Aus dem Amerikanischen von G. H. Müller
333 Seiten. Kart. 28,– DM

Ein renommierter amerikanischer Psychoanalytiker beschreibt die Grundformen der Macht, die von der Wirtschaft, von der Wissenschaft, vom einzelnen Machthaber und vom familiären Milieu ausgehen können.
Gegen dieses Übermaß institutionellen Zwangs versucht sich das Individuum auf Kosten der Gesellschaft eine Spielzeugwelt zu erbauen, in der es aller Verantwortung enthoben ist.
Zwischen den Extremen von Unterwerfung und zielloser Libertinage bestimmt Arieti die Entfaltungsmöglichkeit des heutigen Menschen.

Ernst Klett Verlag

Knut Engelhardt
Die Logik der Kriminalisierung

Bemerkungen zur Dialektik von Konformität und Kriminalität

Schon Nietzsche hat geahnt, was es mit der Strafe auf sich hat: »Die Strafe hat den Zweck, den zu bessern, *welcher straft* . . .«, heißt es in »Die fröhliche Wissenschaft«[1]. Damit bringt Nietzsche eine Einsicht auf den Begriff, deren volle Bedeutung erst heute, am Beginn einer neuen law-and-order-Ära dämmert, nachdem der rapide Legitimationsverlust schon eine beschlossene Sache schien. Um einige Akzente systematischer und präziser gefaßt, lautet Nietzsches These: Strafende und Gebesserte sind identisch, und wer straft, ahndet nicht nur einen Rechtsbruch, sondern bestätigt zugleich auch sein eigenes Konformitätsideal. Strafe trifft daher weniger den individuellen Abweichler als vielmehr die Konformen, deren Regeltreue sie bewahrt. Die Gesellschaft braucht somit den durch die staatlichen Strafinstanzen abgeurteilten Verbrecher zur Stabilisierung ihres Konformitätsgleichgewichts und zu ihrer Integration. Daß die Gesellschaft – vermittelt über ihr System strafrechtlicher und außerrechtlicher Sozialkontrolle – gerade deswegen auch ihre Kriminellen produziert und reproduziert, wäre hingegen zunächst nur ein Verdacht, für den freilich so manches spricht. Reiwald, einer der wortgewaltigsten Verfechter der bis dato ohne großen Widerhall gebliebenen psychoanalytisch-kulturtheoretisch orientierten Strafrechtskritik, hat ihn geäußert: »Mit allen Kräften scheint sie ihn zu bekämpfen, tut aber praktisch alles, um ihn zu erhalten.«[2] Folgt man dem, so hängt die Gesellschaft am Verbrecher wie ein Neurotiker an seinem Symptom. Das, was sie zu bekämpfen vorgibt, schlummert noch tief in ihr selbst; also kann sie nicht darauf verzichten.

I. Konformität versus Kriminalität

Die Exekution strafrechtlicher Sanktionen stiftet Konformität bei der Masse der Konformen, die dies nötig haben und die sich dem Appell der staatlichen Strafinstanzen zugänglich zeigen. Das betrifft diejenigen, bei denen schon vorgängig in der Sozialisation eine erfolgreiche Konformitätsdressur stattfand, bei denen sich dementsprechend psychische Strukturen gebildet haben, die den staatlich und gesellschaftlich sanktionierten Anspruch auf Einhaltung der Gesetze und auf Befolgung der Moral- und

Sittengesetze auch innerlich auf Dauer stellen und Konformität dadurch zu einer eigenständigen und selbst noch bejahten, scheinbar autonomen Maxime des Handelns machen.

Als Ausgangspunkt der Erklärung dieses Sachverhalts kann zunächst ein psychoanalytisches Modell dienen.[3] Nach dem Strukturmodell der Freudschen Metapsychologie bildet das Über-Ich jene innere, durch Sozialisation entstandene Instanz, die sich begreifen läßt als das Insgesamt der durch Eltern, Erzieher, ideale Vorbilder und Institutionen vermittelten Werte und Normen. Hinter diesen – wie hinter dem gesamten Vermittlungsprozeß – stecken freilich Herrschaftsansprüche sozialer und ökonomischer Art, und insoweit versinnbildlicht das mittels Internalisierung entstandene Über-Ich eine zur psychischen Struktur geronnene, versubjektivierte Instanz sozioökonomischer Herrschaft. In dieser Funktion zügelt es die anarchisch auf Befriedigung drängenden Triebansprüche, die sich sozialen Herrschaftsansprüchen wie dem ökonomischen Verwertungsprozeß kollektiver Naturbeherrschung entziehen und daher prinzipiell dysfunktional sind. Das Über-Ich bewahrt damit aber zugleich vor inneren und äußeren Konflikten. Klar: wer dann abweicht und damit aus dem vorherrschenden, sich zumindest bei der Majorität der Gesellschaftsmitglieder auch innerlich durchsetzenden normativen System ausbricht, bedroht nicht nur die gesellschaftliche, sondern zugleich auch die innere Balance der Konformen. Schlimm, wenn dann der strafende Arm des Staates nicht in Aktion tritt. Freud hat das gesehen:

»Wenn einer es zustande gebracht hat, das verdrängte Begehren zu befriedigen, so muß sich in allen Gesellschaftsgenossen das gleiche Begehren regen; um diese Versuchung niederzuhalten, muß der eigentlich Beneidete um die Frucht seines Wagnisses gebracht werden, und die Strafe gibt den Vollstreckern nicht selten Gelegenheit, unter Rechtfertigung der Sühne dieselbe frevle Tat auch ihrerseits zu begehen. Es ist dies ja eine der Grundlagen der menschlichen Strafordnung, und sie hat . . . die Gleichartigkeit der verbotenen Regungen beim Verbrecher wie bei der rächenden Gesellschaft zur Voraussetzung.«[4]

Man bringt den Abweichler also zur Strecke, um der Verführung des vorexerzierten Normverstoßes zu widerstehen, man verfolgt also immer auch einen Teil von sich selbst, bestraft sich selbst und sperrt sich selbst ein. Die Verfolger, die Polizisten, Richter und Bewacher, sie alle sind zugleich Abhängige und Beherrschte ihrer Klienten. Ihre Konformität bleibt äußerlich, aufgesetzt, prekär, denn sie sind auf das Funktionieren der sozialen Kontrolle, des Strafsystems angewiesen, und je besser und rigider dieses System reagiert, um so besser für die auf Bestätigung und Beruhigung angewiesene, angstverzerrte Innerlichkeit. Ein funktionierendes staatliches Strafsystem bestätigt mithin die per Sozialisation ins Individuum hinein verlängerte gesellschaftliche Autorität und trägt auf diese Weise zu ihrer Reproduktion bei. Insoweit aber besteht eine sehr subtile *Korrespondenz* zwischen subjektivem Über-Ich und den objektiven Instanzen strafrechtli-

cher Sozialkontrolle, beide – innere und äußere Instanzen – hängen voneinander ab. Genauer gesagt: Das System strafrechtlicher Sozialkontrolle funktioniert nicht mehr richtig, wenn – etwa als Folge sozialen Wandels, veränderter Produktionsverhältnisse – die Sozialisation (als Modus außerrechtlicher Sozialkontrolle) nicht mehr für eine gute und allgemeine Verinnerlichung normativer Konformitätsansprüche bürgt; umgekehrt bricht die innere Konformitätsbalance zusammen, wenn die Instanzen – aus welchen Gründen auch immer – beginnen, lockere Zügel anzulegen oder gar zu »versagen«. Der immer wieder vernehmbare Ruf nach law and order zeigt es: Es gibt hier Süchtige, die ihre Straf- und Vergeltungsbedürfnisse eingelöst wissen wollen, die staatliche Strafen zur Regulierung ihres psychischen Haushalts wie zur Stabilisierung innerlich bejahter Herrschaftsverhältnisse brauchen.

Eine nähere Betrachtung der Korrespondenzhypothese verweist indessen auf einen Funktionszusammenhang strafrechtlicher Sozialkontrolle, der – über Freuds frühe Forschungen noch hinausgehend – insgesamt vier Merkmale aufweist:

– Strafe stabilisiert die stets prekäre, durch die Mechanismen außerrechtlicher Sozialkontrolle wie Primär- und Sekundärsozialisation nur labil konstruierte soziale Konformität, indem sie den Geltungsanspruch der übertretenen Norm unterstreicht und profiliert.
– Strafe bewältigt interne gesellschaftliche Spannungen und Konflikte *extern* durch Projektion nicht akzeptabler Eigenschaften auf subordinierte Objekte, auf Sündenböcke, die zu monströsen Gebilden des Bösen stilisiert werden müssen, um die eigenen Affekte um so besser in Schach halten zu können.
– Strafe schafft – entsprechend der projektiven Spaltung in Gut und Böse – einen steten kriminellen Kontrast, der zeigt, worin die moralische und soziale Identität der Gesellschaft besteht. Der ritualisierte Strafakt und die Institution Gefängnis zeigen, was sich idealerweise als geboten erweist; darin liegt zugleich ein Belohnungseffekt für Konformität.
– Strafe dient der kollektiven Abfuhr frei flottierender, durch permanente Triebrepression angestauter Aggression, für die man sich geeignete Objekte – »Prügelknaben« – sucht. Diese Form der Aggressionsbewältigung hängt eng mit dem Rachemotiv zusammen: dem Verbrecher Gleiches mit Gleichem, Aggression mit Aggression zu vergelten. Auch dadurch erfährt die soziale Ordnung eine Kräftigung, nicht nur, weil Strafe die Aggressionsbewältigung nach innen verhindert, sondern auch weil nichts die Menschen enger bindet – so jedenfalls Reiwald[5] – »als gemeinsame wirkliche oder symbolische Triebbefriedigung, die anstelle der unmittelbaren, sofortigen Einzelbefriedigung tritt«.

Im Grunde umschreibt die Korrespondenzhypothese nichts anderes als ein strafrechtliches *Effektivitätsmodell,* das darüber Auskunft gibt, unter welchen Voraussetzungen und nach welchen Prinzipien das System strafrechtlicher Sozialkontrolle am besten funktioniert. Der Einwand, hier werde Herrschaftswissen an den Mann gebracht, trifft dennoch nicht, denn über den irrationalen Zug dieser Form strafrechtlicher Effektivität darf man sich nicht täuschen. Ein zunächst explizit ideologisches Moment liegt in der moralischen Absicherung von Herrschaft. Das Ideal des »Guten« folgt dem

strikten Konformitätsanspruch gesellschaftlicher Herrschaft; Abweichung hingegen wird als böse identifiziert und unterliegt damit zugleich einem moralischen, aber herrschaftsstabilisierenden Verdikt, das sich bis ins Individuum hinein verlängert – als Schuldgefühl, als Strafbedürfnis.
Mit dem herrschenden kriminalpolitischen und strafrechtsdogmatischen Anspruch auf Rationalität kollidiert zudem die Einsicht, strafrechtliche Sozialkontrolle repräsentiere – institutionell verankert und symbolisch vermittelt über die Medien der Massenkommunikation, Literatur etc. – eine Art kollektives Aggressionssymbol, von dem Drohungen ausgehen und das Angst erzeugt.[6] Daß Strafe zugleich auch Befriedigung und Erleichterung durch regressives Ausleben irrationaler Impulse auf einer kollektiven, ganz legalen Stufe gestattet, indem die persönlichen Strafbedürfnisse an das staatliche Strafmonopol sozusagen abgetreten werden, erweist Strafrecht als eine Rationalisierung, als ein ideologisches Mäntelchen, das man in seriöser Manier üblen Zwecken umhängt.[7] Weniger psychologisierend und deshalb überzeugender dürfte der folgende Gesichtspunkt sein: Die labil konstruierte Konformität und ihre doppelte Abhängigkeit von den repressiven Maßnahmen der staatlichen Strafinstanzen verweist auf eine deformierte, erst abhängig *gemachte* und gerade wegen ihrer Deformiertheit abhängige Innerlichkeit. Strafrechtliche Sozialkontrolle schafft sich treue, konforme, aber infantil bleibende Gefolgsleute – auf Kosten der inneren Selbständigkeit und der Realitätsangemessenheit des Denkens und Fühlens.
In der Erkenntnis der pathologischen Dimension des Verhältnisses Gesellschaft – Verbrecher liegt das pointiert kritische Moment der psychoanalytisch orientierten Strafrechtskritik.[8] Sie unterscheidet sich hierin – bei aller Gemeinsamkeit im Empirischen – von der soziologischen Theorie verschiedenster Schattierungen, die zwar gleichermaßen die konformitätsstiftende Funktion staatlichen Strafens hervorhebt, der aber der kritische, auf Auflösung dieses irrational-pathologischen Funktionszusammenhangs zielende Anspruch fehlt.[9] Entmystifizierung – diese Aufgabe hatte sich die psychoanalytische Strafrechtskritik gestellt. In ihrer traditionellen Gestalt ist sie jedoch an ihren eigenen Mystifikationen gescheitert: an ihrem Anspruch, das System staatlichen Strafens ausschließlich psychologisch erklären zu wollen, an ihrer – psychoanalytische Kategorien auf die Analyse sozialer Institutionen und Prozesse »übertragenden« – Diagnose »Zwangsneurose« und »rationalisierte Gewalt«, an ihrem Glauben, die Gesellschaft sei einer psychotherapeutischen Behandlung in großem Maßstab zugänglich.[10] Daß Polizei und Strafjustiz aber keine »kollektivpsychologisch« zu interpretierenden Hervorbringungen des Unbewußten sind, sondern veritable, ihrerseits in einem weitaus objektivistischer zu fassenden Funktionszusammenhang kollektiver Naturbeherrschung stehende Institutionen von hoher Komplexität und Eigendynamik, braucht hier nicht näher erläutert zu

werden.[11] Denn in Wahrheit verhält es sich genau umgekehrt: Aus der Einsicht in die wörtlich zu nehmende Zwangsgestalt der Instanzen sozialer Kontrolle (nomen est omen) und die Pathologie der umstandslos subsumierten Subjekte folgt, daß Gesellschaftliches, Ökonomisches, Institutionelles selber psychisch wirksam wird. »Die Irrationalität des rationalen Systems kommt zum Vorschein in der Psychologie des eingefangenen Subjekts«, schreibt Adorno[12], und die neuere Sozialisationsforschung psychoanalytischer Observanz scheint ihm recht zu geben. Den Typus des Konformen repräsentiert heute der »außengeleitete Typus«[13], der »manipulative Typus«[14], der »Marktcharakter«[15] oder der »Sozialautomat«[16]. Bei diesem läuft die Korrespondenz zwischen überichhaft formierter Innerlichkeit und äußerer Kontrollinstanz nicht bloß nach dem Muster zwanghaften Aufeinanderangewiesenseins ab, vielmehr geht die Innerlichkeit völlig in einer institutionell regulierten Außenlenkung auf. Ursache hierfür sind die allgemeinen Sozialisationsbedingungen, wie sie sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts herausgebildet haben und für die die »Vaterlosigkeit« kennzeichnend ist. In der »vaterlosen Gesellschaft«[17] kann sich wegen eines typischen Defizits an familialer Sozialisation – die lebensgeschichtlich wichtigen Bezugspersonen sind in den Produktionsprozeß vereinnahmt – eine auf guter Verinnerlichung fußende, wenigstens *virtuell* auch zu autonomem Handeln befähigende Über-Ich-Instanz nur noch in archaischen, verkümmerten Formen bilden. Statt dessen nehmen die anonymen, abstrakt bleibenden Kontrollinstitutionen, die depersonalisierte Autorität des Produktions- und Verwaltungsapparats und eine massenintegrative Kulturindustrie die kaum entwickelte Innerlichkeit unmittelbar in ihre Regie. Im Zuge dieser frühen Atomisierung und Entsubstantialisierung »soll das Subjekt mit genormter gesellschaftlicher Inneneinrichtung zu einem genau kalkulierbaren Bestandteil der bestehenden Produktionsapparate, des fixen Kapitals gemacht werden«.[18] Es soll sich – narzißtisch, innerlich hohl und von bemerkenswerter sozialer Bindungsschwäche – den vorherrschenden technisch-instrumentellen und verdinglichten kommunikativen Verkehrsformen und dem infantilen Kleinhandel des sinnlich besetzten Warenkonsums einfügen. Dadurch sind die Subjekte nicht nur außerstande gesetzt, solidarisch zu handeln, aus ihrer verdinglichten Selbst- und Fremdwahrnehmung resultiert vielmehr auch eine latente Aggressions- und Vorurteilsbereitschaft gegen alles, was anders definiert ist. Die Regulierung des auf infantil-regressive Abwehrformen reduzierten psychischen Haushalts erfolgt auf Kosten derjenigen Personen, Randgruppen und Außenseiter, die sich dem Kapitalverwertungsprozeß entzogen haben oder ihn bekämpfen. Das immer dichter werdende Netz sozialer Kontrolle produziert jenen rigiden Modus von Konformität, dessen »Eindimensionalität« den Kontrast zur Abweichung von der Norm nur noch weiter verschärft und dessen

Reaktionen eigentlich nur die eigene Ohnmacht signalisieren: Pogrom, Hexenjagd, Diskriminierung.

II. Kriminalität

Die Imperative strafrechtlicher Sozialkontrolle müssen notwendig an denen abgleiten, die sich nicht in jene irrational-reflexhafte Korrespondenz zwischen entsubstantialisierter, bestenfalls rigide-überichhafter Innerlichkeit und äußerem Sanktionsappell fügen. Bei ihnen fehlt es an einer sich bereitwillig dem äußeren Konformitätsdruck beugenden inneren Instanz, sei es, daß hier ein zu autonomen Entscheidungen befähigtes Subjekt eigene, diesseits oder jenseits des herrschenden Konformitätsideals liegende Wege geht, sei es, daß sich eine solche innere Instanz nicht oder nur lückenhaft entwickeln konnte. Beide Reaktionsmodi können gelegentlich als »kriminell« definiert werden, unterliegen jedoch grundsätzlich einer getrennten Betrachtung. Im ersten Falle spielt eine reflexive Normdistanz, die zur Infragestellung von Geltung und Legitimation der institutionell herangetragenen Konformitätsansprüche befähigt, eine wesentliche Rolle, im zweiten schlichtweg Fehlsozialisation.

1. Reflexive Normdistanz

Reflexive Normdistanz setzt voraus, daß sich die Subjekte im Zuge einer langen Auseinandersetzung mit den verinnerlichten Normen an diesen auch abgearbeitet haben. Imstande sowohl zur rationalen Selbstkontrolle nach innen als auch zu kritischer Distanz nach außen, zur Um- und Mitwelt, sind solche Individuen oder Gruppen auf die Krücke der Kriminalisierung anderer nicht angewiesen, weil sie sich unabhängig von den Imperativen strafrechtlicher Sozialkontrolle – allein ihrer rationalen Motivation, ihrem Gewissen[19] und ihrem Konsens verpflichtet – verhalten. Hierunter sind sicherlich eine ganze Reihe – nicht bloß selbsternannter – sog. Überzeugungstäter zu rechnen, aber auch rechtspolitisch folgenreiche Emanzipationsbewegungen, deren – formal gesehen – Verbrechen festgeronnene rechtliche Strukturen sprengen und zukünftige Entwicklungen vorwegnehmen. Und hier erst gewinnt Durkheims Wort seine eigentliche Verbindlichkeit, wonach »das Verbrechen in der sittlichen Entwicklung sogar eine nützliche Rolle spielt. Es hält nicht bloß den notwendigen Änderungen den Weg offen, in manchen Fällen bereitet es diese Änderungen auch direkt vor. (. . .) Wie oft ist das Verbrechen wirklich bloß eine Antizipation der zukünftigen Moral, der erste Schritt zu dem, was sein wird.«[20] Entscheiden-

des Merkmal solcher Gruppen scheint zu sein, daß sie sich – wie das Beispiel der zahlreichen Initiativen gegen § 218 zeigt – z. T. erfolgreich gegen eine Kriminalisierung, gegen die Zuweisung einer konformitätsstiftenden Sündenbockrolle zur Wehr setzen, daß sie »Gegenmacht« organisieren und damit die Legitimation der betreffenden strafrechtlich bewehrten Verbotsnorm in Frage stellen. Insoweit aber fallen solche Gruppen und Individuen nicht mehr in den Funktionszusammenhang einer gesellschaftlich organisierten Produktion von Kriminalität.

2. Fehlsozialisation

Konformitätsansprüche setzten sich – vermittelt über familiale Sozialisation, Kindergarten, Schule etc. – schon von frühster Kindheit an durch. Hierbei geht es allemal um die Anwendung von Normen, die der Negation, der Transformation, Verdrängung, Sublimierung – oder was auch immer – von gesellschaftlich-ökonomisch dysfunktionalen Triebbedürfnissen dient.[21] Mit dem Ziel, Konformität zu stiften, greift die Sozialisation insofern aktiv in die Organisation des Verhaltens, in die Tiefen- und Bewußtseinsstrukturen ein: Verbotsnormen, wie etwa das im ödipalen Konflikt kulminierende Aggressionsverbot, gerinnen zur psychischen Struktur, zu Schuldgefühl und Über-Ich, werden zu einer positiven, auf aggressionsfreies Verhalten getrimmten Maxime transformiert; Gebotsnormen müssen nolens volens akzeptiert werden, sie bilden als Kehrseite der Verbotsnormen die idealtypischen Leitlinien konformen Verhaltens, die man zur Orientierung im sozialen Raum braucht.
Legt man hier einen explizit materialistischen Ansatz – etwa den Lorenzers – zugrunde, so vollziehen sich Normanwendungsprozesse primär zunächst in der dyadischen Interaktion zwischen früher Bezugsperson – in der Regel der Mutter – und Kind, in deren Zuge – konstitutiv für alle Subjektivität – die »Einfädelung« der Triebbedürfnisse in normativ-gesellschaftlich bestimmte Äußerungsformen stattfindet. Lorenzer, einer der Protagonisten einer materialistischen Sozialisationstheorie, schlägt damit eine unmittelbare Brücke zwischen der gesellschaftlichen Objektivität der Produktionsverhältnisse und der Tiefenstruktur einer verplanten und im Interesse des Kapitalverwertungsmechanismus verstümmelten Subjektivität.[22] Entsprechend der Produktion von Waren gehorcht auch die Sozialisation den Gesetzen der Ökonomie. In ihren Äußerungsformen Konformität und Kriminalität muß Subjektivität daher als je produzierte begriffen werden. Dabei gelingt die Produktion von Konformität zwar in der Regel – wie gewaltverzerrt und pathologisch folgenreich auch immer –, aber mit einigen wichtigen Ausnahmen. Je nach Schichtzugehörigkeit, Frustrationsintensität

und dem Maß ausgleichender libidinöser Zuwendung durch die Bezugspersonen[23] schlägt die repressive Festlegung auf Konformität mitunter in ihr Gegenteil um. Einmal, wie im Falle des bereits bei Freud erwähnten neurotischen Verbrechers aus Schuldgefühl[24], in Gestalt einer Hyperreaktion: der Konformitätsdruck provoziert Abweichung dergestalt, daß der Abweichende nur noch in brutalisierter masochistischer Unterwerfung seine verzerrte psychische Balance aufrechterhalten kann, nämlich als zwanghaftes Strafbedürfnis. Die Abweichung ist hier die getreue Kehrseite der Konformität, und deshalb hat Nietzsche diesen Typus des Verbrechers auch den »bleichen Verbrecher«[25] genannt, weil er an sich selbst leidet, an einem – wie später Alexander und Staub eingehend dargelegt haben[26] – allzu strengen Über-Ich.

Die Konformitätsdressur schlägt jedoch auch noch unter einem zweiten Aspekt fehl, und folgt man hier Moser und anderen gewichtigen Vertretern der Kriminalpsychologie[27], so ist dies die heute am weitesten verbreitete Form der Fehlsozialisation: ein gänzliches Versagen oder Fehlen der inneren Kontrollinstanz, entweder in der »psychopathologischen« Form der völligen Über-Ich-Unterentwicklung oder als Über-Ich-Defizit bzw. -Lücke oder aber – bei psychischer Intaktheit – in Gestalt eines »kriminellen Über-Ich«.[28] Der Erziehungsstil bestimmt dabei die Verlaufsform der psychischen Entwicklung. Unmittelbar kriminogene Wirkungen haben hier die sog. *overfrustration* einerseits und *overprotection* andererseits oder ein Erziehungsstil, der widersprüchlich und inkonsistent zwischen beiden Extremen schwankt. Stark verallgemeinert kann man sagen: Inkonsistentes, repressives oder allzu lockeres – und daher beispielsweise die Bildung von Identität erschwerendes – Erziehungsverhalten provoziert Delinquenz: die Normen gehen – so oder so – irrational zu Protest.

Der beabsichtigte Erfolg der Konformitätsproduktion geht auf dieser tiefsten Stufe der sozialen Kontrolle freilich noch ganz unbeabsichtigt fehl, d. h. diese Form der Produktion von Kriminalität verdankt sich noch keineswegs dem Bedürfnis nach einem kriminellen Kontrast, nach Sündenböcken und Aggressionsobjekten. Um hier einen Zusammenhang herstellen zu können, bedürfte es weiterer, noch zu findender Variablen, die ihrerseits die konstanten gesellschaftlichen Bedingungen für diese und keine anderen Sozialisationsformen zu erklären hätten. Das aber verweist auf die Ebene gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse, die typisch kriminogene Sozialisationsformen hervorbringen.

Einen flagranten, nicht Konformität sondern Kriminalität *intendierenden* Modus familialer Sozialisation gibt es allerdings. Er entspricht spiegelbildlich – sozusagen als Mikrostruktur – sozialen Prozessen der Produktion von Kriminalität um der Konformitätsstabilisierung willen. Gemeint sind die vornehmlich von Richter[29] und Eissler[30] beschriebenen neurotischen

Familiensysteme. Hier dient eine provozierte frühkindliche Delinquenz der Stabilisierung des emotionalen Gleichgewichts innerhalb der Familie, sofern Eltern ein Kind systematisch in eine Sündenbockrolle abdrängen, in der es jene aggressiven, »asozialen« Impulse ausagiert, die die Eltern bei sich selbst unterdrücken. Die Eltern oder ein Elternteil erzeugen durch Schwächung der Triebbalance des Kindes, durch verhüllt signalisierte Ermutigung zur Abweichung den Sündenbock, *weil* sie ihn brauchen. Das in die Abweichung getriebene Kind garantiert die ständig bedrohte Anpassung der Eltern, die ihre eigenen, labil gestellten Triebansprüche nur projektiv bewältigen können. Anders gesagt: als Substitut der negativen Identität der Eltern agiert das Kind stellvertretend für die Eltern, denen es dadurch gelingt, an ihrem positiven Selbstbild festzuhalten. Die Pathologie des Familiensystems, dieser »Agentur«, die die Zwangsintegration des Einzelnen regeln soll, kann als Paradigma für die Pathologie des sozialen Systems gelten, aus dem sie hervorgeht, und geht man davon aus, daß sich »an ihrem Verhältnis zu Kindern . . . das Verhältnis einer Gesellschaft zum Besonderen, Individuellen, zum Schwachen überhaupt«[31] ablesen läßt, so drängt sich hier ein eigentümlicher Vergleich auf: Wie andere Minderheiten scheinen Kinder – die jeweils schwächsten Glieder einer Gruppe – gleichsam als früheste Minderheit verfolgt und gebrandmarkt zu werden.[32]

III. Kriminalisierung

Daß das Hauptkontingent der Kriminellen, vor allem in den gravierenden Formen der Gewaltkriminalität, die Unterschicht stellt, ist schon fast ein Gemeinplatz in der deutschen Kriminologie.[33] Die hohe Kriminalitätsbelastung der Unterschicht – wozu hier alle sozioökonomisch unterprivilegierten Gruppen zu zählen sind – verdankt sich dabei einem kriminogenen Erziehungsmilieu, das die Ausbildung einer adäquaten Über-Ich-Struktur und die Bildung von Identität erschwert. Die Frage nach den Ursachen der Kriminalität wäre mithin in doppelter Hinsicht zu beantworten: Zum ersten, was die Entstehung von Unterschichten unter spätkapitalistischen Produktionsbedingungen anbetrifft, zum zweiten aber im bezug darauf, inwieweit und durch welche Vermittlungsschritte sich die sozialstrukturell verankerte Schichtzugehörigkeit unmittelbar in eine auf Abweichung gerichtete, mehr oder weniger pathologisch disponierte psychische Struktur hinein fortsetzt. Vermutlich – und das könnte auf der Folie der Entfremdungstheorien von Marx bis Merton gezeigt werden – sind Unterschichten weitaus unmittelbarer den zerstörenden Bedingungen des Produktionsprozesses und der Produktionsverhältnisse ausgeliefert als Mittelschicht und Oberschicht, bei denen die Zerstörung der Innerlichkeit durch eine Vielzahl

kompensatorischer Mechanismen und halbwegs versöhnender Befriedigungsformen – wie hohl und abgeleitet auch immer – abgemildert bleibt.
Die Frage der Entstehung von Unterschichten ist jedoch eine Frage der Entstehung von Klassengesellschaften, ihre Beantwortung das Geschäft der – bislang nur in groben Umrissen entwickelten und hier nur anzudeutenden – Klassenanalyse. Das Problem des Verhältnisses von Konformität und Kriminalität tangiert Fragen der Klassenanalyse allerdings nicht bloß am Rande, denn hinter Konformitätsansprüchen stecken handfeste soziale Herrschaftsansprüche einer starken Mehrheit oder einer ideologisch mächtigen und die Kontrollmacht in den Händen haltenden Minderheit. Insofern sich Konformitätsansprüche auf relativ breiter Front – beginnend in der frühen Sozialisation – effektiv durchsetzen oder nicht durchsetzen, ist auch kriminelles Handeln stets eingebunden in die Äußerungsformen sozialer Herrschaft: Ohne einen Begriff von Konformität kein Begriff von Kriminalität, und ohne repressive Triebdressur keine pathologische Deformiertheit. Soweit, so klar. Dennoch wäre es verfehlt, die Konstitutionsbedingungen von Unterschichten und Randgruppen allein auf der Ebene der Durchsetzung von Konformitätsansprüchen zu suchen. Verfehlt deshalb, weil die regeldurchsetzenden, Konformität produzierenden und kontrollierenden Institutionen Randgruppen und Unterschichten immer schon vorfinden. Bei den vorgefundenen Gruppen setzen sich die grundsätzlich auf totale Vereinnahmung zielenden Konformitätsansprüche durch oder auch nicht durch; das liegt an der Sozialisation. Soweit sich Konformitätsansprüche nicht durchsetzen, entstehen kriminelle Dispositionen, sei es bei Einzelnen, sei es gruppenweise (Subkulturen etc.), und diese Kriminellen erfüllen dann immer noch wenigstens die Funktion eines konformitätsstabilisierenden Projektionsschirms, eines Ideals per Kontrast, eines Aggressionsvehikels . . . Daraus aber folgt, daß die auf dieser Ebene in irrationale Strafbedürfnisse gekleideten Konformitätsansprüche allenfalls eine Stabilisierung und Verfestigung derjenigen Verhältnisse bewirken können, aus denen sich Kriminelle rekrutieren. Oder anders formuliert: Soziale Herrschaft setzt sich im Medium konformitätsstabilisierender Straf- und Vergeltungsansprüche qua Stabilisierung, Verfestigung und Fixierung von Klassenschranken und damit qua Stabilisierung, Verfestigung und Fixierung eines kriminogenen Milieus durch.
Dieses spezifische Verhältnis von Konformität und Kriminalität läßt sich am Beispiel der Effizienz sozialer Vorurteile und Diskriminierungen deutlich zeigen. Konformitätsstabilisierende Strafbedürfnisse lassen sich möglicherweise als das dynamisch-funktionale Moment sozialer Prozesse vorurteils- und diskriminierungsgelenkter Kriminalisierung beschreiben, und dieses explizit sozialpsychologische Grundmuster der Produktion von Kriminalität hätte durchaus auch kausale Relevanz, sofern Vorurteile und

Diskriminierungen – ohne letzte Ursache zu sein – diejenigen Bedingungen setzen, die einer Auflösung und Entflechtung kriminogener Randgruppen entgegenstehen. Reiwalds Vermutung liegt in der gleichen Richtung: »Wird nicht . . . an den sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhängen, die die so entscheidenden Impulse für das Verbrechen liefern, aus unbewußter Einstellung heraus zäh und hartnäckig festgehalten?«[34] Unbewußte Einstellungen, Vorurteile und Diskriminierungen drücken so betrachtet in entsprechend versubjektivierter Weise Produktionsbedingungen und Klassenverhältnisse gerade aus.
Ob die These eines Zusammenhangs zwischen sozialem Vorurteil bzw. sozialer Diskriminierung und kriminogener Unterschichts- bzw. Randgruppenzugehörigkeit zutrifft und was ein sozialpsychologisches Modell für die Erklärung von Kriminalität überhaupt leisten kann, zeigen die folgenden Argumentationsschritte. Zunächst diskutiere ich unter (1) einschlägige Beiträge, die die Beziehung zwischen sozioökonomischer Unterprivilegierung und hoher Kriminalitätsbelastung in den Vordergrund der theoretischen Aufmerksamkeit stellen, und aus denen sich die Notwendigkeit einer sozialpsychologischen Betrachtungsweise mit einer gewissen Plausibilität ergibt. Unter (2) schließlich skizziere ich drei empirische Modelle, die den Produktionsprozeß von Kriminalität als einen Prozeß stufenweise eskalierender sozialer Diskriminierung ausweisen.

1. Sozioökonomische Unterprivilegierung und Kriminalitätsbelastung – Positionen und Theorien

Das auf der Grundlage der offiziellen Kriminalstatistiken als gesichert geltende Ergebnis einer hohen Kriminalitätsbelastung der Unterschicht[35] könnte mit Blick auf eine allseits hohe Dunkelziffer nicht nur empirisch angezweifelt werden, vielmehr lassen sich daraus auch gänzlich anders gelagerte Schlußfolgerungen als schlechte Sozialisation etc. ziehen. Gestützt auf Befunde der Dunkelfeldforschung und auf Untersuchungen über die konkreten Strafverfolgungs- und Sanktionspraktiken der Instanzen sozialer Kontrolle beziehen die Vertreter des aus den USA importierten Definitionsansatzes – oder auch *labeling approach* – gerade in diesem Punkte eine Position, die zu Beginn der siebziger Jahre in der deutschen Kriminologie neue und geradezu revolutionäre Perspektiven verhieß. Aus mancherlei Gründen blieb es aber beim Sturm im Wasserglas. Worum geht es? Für den Definitionsansatz ist die hohe Kriminalitätsbelastung der Unterschicht nicht Ausdruck einer realen Verteilung von Kriminalität, sondern allenfalls Ausdruck einer schichtenspezifisch selektiven Aktivität der Kontrollinstanzen. Mithin beziffern die Statistiken keine Kriminalitätsbelastung, sondern

nur eine Sanktionsbelastung. Kriminalität – so etwa Sack[36], einer der Wortführer – werde verteilt wie ein negatives Gut analog zu den positiven Gütern wie Einkommen, Privilegien, Prestige, Vermögen, verteilt kraft Zuweisung einer Rolle *als* kriminell. Die Pointe dieses Ansatzes besteht in der Annahme, daß die Maßnahmen der Instanzen sozialer Kontrolle das Merkmal Kriminalität überhaupt erst *konstituieren*, daß es also jenseits des kontrollierenden Eingriffs der Polizei, der Staatsanwaltschaft oder der Strafjustiz Kriminalität in strengem Sinne überhaupt nicht gibt. Als entscheidender empirischer Ausgangspunkt der Theoriebildung dient dabei die Interaktionssituation zwischen »Kontrollagent« und »Kontrolliertem« (deshalb auch das »Kontrollparadigma« dieses Ansatzes)[37], in der sich im Verlaufe eines wechselseitigen Austauschs von Interpretationen der zur Frage stehenden Handlung ihre verbindliche Deutung und Festlegung als kriminell erst ergibt. Diese mikrosoziale Schwerpunktbildung hat Konsequenzen zum einen für die Frage des Verhältnisses zwischen der abstrakten Polizei- bzw. Strafnorm und der konkreten Normanwendung. Die abstrakte Norm spielt nur eine sekundäre Rolle, denn ein »second code«, eine »Tiefenstruktur«, m. a. W. ein Set außerrechtlicher, informeller Regeln und Normen befindet darüber, ob die Instanzen im konkreten Falle ein Verhalten als kriminell definieren oder nicht. Infolgedessen – so lautet die Konsequenz – können die Instanzen unabhängig von jeglicher Gesetzesbindung jedes beliebige Verhalten zum kriminellen Verhalten erklären, und infolgedessen ist Kriminalität ein universelles, über alle Schichten hinweg gleichmäßig verteiltes Phänomen, denn – folgt man auch hierin Sack – nach der juristischen gesetzlichen Norm, nähme man sie wörtlich, wäre eine Mehrheit von Gesellschaftsmitgliedern »kriminell«. Doch diese Konsequenz erscheint »für das Selbstverständnis einer Gesellschaft und ihres formellen Sanktionsapparates . . . absurd. Würde sie ihre Gesetze in ihrer wörtlichen Form nehmen, müßte sie ihren Verfolgungsapparat ins Unermeßliche vergrößern und statt Wohnungen und Universitäten Gefängnisse bauen.«[38] Eine zweite Konsequenz liegt darin, daß die intersubjektiv-situationistische Blickrichtung keine Erklärungen für sozialstrukturelle und sozioökonomische Bedingungen des Kriminalisierungsprozesses liefern kann, und schon gar nicht interessiert die Frage, inwieweit sich die sozialstrukturellen Bedingungen bei den Betroffenen, beim konkreten Straftäter, bei den Instanzen wie auch bei den Konformen durchsetzen. Kriminalität bleibt einzig und allein eine Angelegenheit *strafrechtlicher* Sozialkontrolle, und keine Beachtung findet die sozialstrukturell vermittelte Sozialisationspraxis in Familie, Schule und Kleingruppe, auch nicht die Wirkung von Moral, Sitte etc. Das aber sind riskante, allzu riskante Annahmen, die – neben einer Reihe weiterer, hier nicht näher auszuführender – auch rasch ihre Kritiker gefunden haben[39] und die – betrachtet man die stürmische Entwicklung der

kriminologischen Diskussion der letzten Jahre – zwar nicht revidiert, aber doch wesentlich modifiziert und differenziert worden sind.[40]

Was bleibt, ist allerdings mehr als nur eine turnusmäßige Bereicherung des ständig anschwellenden Schatzes an mehr oder weniger aussagekräftigen Kriminalitätstheorien, denn selten hat es ein kriminologischer Ansatz fertiggebracht, Legitimation und Selbstverständnis der Instanzen strafrechtlicher Sozialkontrolle nebst ihrer Theorieproduzenten so grundlegend zu erschüttern. Im Nachweis differenter, machtabhängiger und irrationaler Kriminalisierungsprozesse durch selektive Strafverfolgung, mithin in einer Entideologisierung und Entmystifizierung der Instanzen strafrechtlicher Sozialkontrolle dürfte das ungeschmälerte Verdienst des Definitionsansatzes liegen – und das ist schon Beträchtliches.

Was bleibt, ist aber auch eine unfruchtbare Frontstellung zu den traditionell *täterorientierten* Theorien des Verbrechens. Deren unbestreitbares Manko liegt in der theoretischen Vernachlässigung institutioneller Sanktionsmaßnahmen der Sachwalter strafrechtlicher Sozialkontrolle; statt dessen dienen immer nur die Personen oder Gruppen als Gegenstand der Untersuchung, die in Gefängnissen, Asylen, Heimen etc. vorgefunden werden oder die zumindest nach der juristischen, formellen Definition von Kriminalität als »Kriminelle« anzusehen sind. Die Suche nach Erklärungen verläuft entsprechend einseitig: immer nur stehen der konkrete Täter, *sein* krimineller Werdegang, d. h. *seine* Ätiologie (deshalb auch »ätiologisches Paradigma«)[41], *seine* defizitären psychischen Strukturen, *sein* soziales oder ökologisches Umfeld, *seine* subkulturellen und normativen Bezüge und – im schlimmsten Falle – *seine* biologisch-anthropologische Ausstattung im Mittelpunkt des Interesses. Daß hier – ganz abgesehen von den jeweils zugrunde liegenden, nicht minder ideologieanfälligen, jeweils ganz verschiedenen Vorstellungen vom »Wesen« des Menschen – zuweilen pure Ideologie betrieben wurde, liegt einigermaßen klar auf der Hand, denn die durch das Strafgesetz klassifizierten Tatbestände, an denen sich die traditionellen Theorien orientieren, brauchen in bezug auf ihre Ätiologie nicht unbedingt übereinzustimmen. Die Vielzahl gänzlich heterogener Sachverhalte, die das Gesetz erfaßt, hat vermutlich eine ebenso heterogene Vielzahl von Ursachen, und die heillose Zersplitterung der das »ätiologische Paradigma« verwendenden Kriminalitätstheorien bezeugt es: eine prinzipiell unendliche Vielzahl kriminogener Faktoren wie Subkulturzugehörigkeit, schlechte Sozialisation, schlechte Arbeits- und Wohnsituation oder was auch immer kommt jeweils in Betracht, vermutlich so viele, wie es Faktoren für menschliches Verhalten überhaupt gibt. Mitunter entstehen deshalb paradoxe und überflüssige Kontroversen, nur weil den generalisierten theoretischen Aussagen ganz verschiedene Sachverhaltsgruppen zugrunde liegen und dementsprechend der Wahrheitsgehalt der Theorien auf diese Sachver-

haltsgruppen beschränkt bleibt. So könnte man behaupten, daß soziologische Theorien bei der Erklärung schwerer und schwerster Delikte wie Mord, Totschlag, Raub etc. nichts besonders Plausibles zu bieten haben, während umgekehrt psychologische Theorien zwar die schweren Fälle zutreffend erfassen, aber bei den leichteren Formen der Alltagskriminalität wie bei Eigentums-, Vermögens- oder Verkehrsdelikten mit der Diagnose »Psychopathologie« in der Regel daneben liegen. Wie dem auch sei . . . Zumindest bei einer Theorie aber sind die durch das Strafrecht klassifizierten Sachverhaltstypen auch in ätiologischer Hinsicht einheitlich (vom Fall des Überzeugungstäters abgesehen): bei der psychoanalytischen, die als Ursache von Kriminalität gerade die Nichtdurchsetzung von Normen – auf ganz verschiedenen Abstraktionsstufen – ansieht. Die Diagnose »defizitäres Über-Ich« beispielsweise wäre gleichbedeutend mit der Diagnose »fehlende Durchsetzung« einer Gebots- oder Verbotsnorm, aus welchen Gründen auch immer. An diesem Theorietypus aber läßt sich deutlich ein ontologisches Moment der Theorien des Verbrechens zeigen. Über Kriminalität kann man nur räsonieren, wenn man sich mehr oder weniger stillschweigend im vorhinein schon einen Begriff von den durch die Instanzen strafrechtlicher Sozialkontrolle exekutierten Konformitätsansprüchen gemacht hat. Kriminalität definiert sich also zwingend über Konformität und über die Durchsetzung von Konformität[42], und insofern die Produktion von Konformität die Produktion von Kriminalität notwendig einschließt, heißt das: Es gibt keine Kriminalität ohne vorgängige Kriminalisierung, ohne einen Begriff von Kriminalität, der in Abgrenzung zur Konformität sagt, was kriminell sein soll, und es gibt keine Kriminalität ohne eine Anwendung des abstrakten Begriffs, die kriminelles Verhalten in concreto identifiziert und aussondert. Der Prozeß der Kriminalisierung beschreibt, was Kriminalität ausmacht, aber auch, wie sich über die identifizierte und ausgesonderte Kriminalität Konformität definiert. Es gibt daher auch keine Theorie der Kriminalität ohne eine Theorie der Kriminalisierung[43], und eine solche Theorie hätte das gesamte Terrain sozialer Kontrolle abzustecken: die sozialisatorische Produktion von Konformität und Kriminalität, die Definition, Durchsetzung und Stabilisierung von Konformität durch das System strafrechtlicher Sozialkontrolle sowie die kriminogene Effizienz dieser auf Strafbedürfnisse, Vorurteils- und Diskriminierungsbereitschaften basierenden sozialen Prozesse. Solche Theorieansätze sind freilich noch kaum entwickelt, obgleich sich zeigen läßt, daß bereits in die traditionellen Kriminalitätstheorien Aussagen über Konformität mehr oder weniger explizit mit eingeflossen sind. Insofern eine Theorie der Kriminalisierung aber zeigen könnte, inwieweit Theorien über Kriminalität zugleich auch Theorien über Konformität einschließen, hätte sie metatheoretischen Status.
Als Beispiel dafür, was eine metatheoretische Betrachtung bringt, sei die

Anomietheorie genannt. Nach deren traditioneller Version verdankt sich Kriminalität – grob verkürzt – einem eklatanten Mißverhältnis zwischen kulturell präformierten Zielen einerseits und institutionalisierten Normen, die die Mittel zur Erreichung dieser Ziele definieren und legitimieren, andererseits, bzw. differenten Chancen des Zugangs zu legitimen und illegitimen Mitteln.[44] Der durch dieses Mißverhältnis evozierte sozialstrukturelle Druck – kurz: der Anomiestreß – trifft naturgemäß die Unterschicht am härtesten, weil diese am schwersten die hochgesteckten kulturellen Ziele wie etwa Besitz, Konsum etc. auf legitime Weise erreichen kann. Daß hier eine ganz spezifische, wiederum anomieabhängige Sozialisationspraxis womöglich erst die Grundlage für eine Bewältigung des Anomiestreß durch Kriminalität bildet, den Anomiestreß aber auch abmildern kann[45], daß weiterhin der verstärkte Sanktionsdruck der Instanzen strafrechtlicher Sozialkontrolle den bereits vorhandenen Anomiestreß weiter verschärft[46], braucht dabei nicht weiter erläutert zu werden. Hier interessiert aber zugleich eine andere Ebene der Argumentation. Wechselt man die Perspektive – weg vom konkreten Täter und hin zu den Konformen –, so wäre die Frage zu klären, in welcher Weise Konforme Anomiestreß bewältigen. Da hinter Anomiestreß immer auch ein allgemein verbreiteter Zustand gesellschaftlicher Desorientierung und Desintegration steckt (Besitz und Konsum erweisen sich als trügerische, keineswegs befriedigende Ziele, die alten, den gesellschaftlichen Zusammenhalt sichernden Ideale sind verlorengegangen), unterliegen die Konformen dem Anomiestreß – marxisch gesprochen: der Entfremdung – gleichermaßen. Die Bewältigung des sozialstrukturellen Drucks läuft hier allerdings ganz anders: nicht durch Abweichung, sondern durch moralischen Rigorismus, durch eine Tendenz zu einer festen, alles integrierenden Ordnung, durch projektive, konformitätsstabilisierende Verarbeitung der durch Desorientierung erzeugten Ängste. Der Zustand gesellschaftlicher Desintegration schlägt bei den Konformen – deutlich zu sehen in Krisenzeiten – in ein gänzlich irrationales Reaktionsmuster um, das – bei hoher Empfindlichkeit schon bei geringfügigen Abweichungen – in der Forderung nach strenger Verfolgung von negativ markierten Minderheiten und Randgruppen, in der Forderung nach einer Forcierung der sozialen Kontrolle schlechthin kulminiert. Man sucht nach klaren Konturen im sozialen Leben, nach einer beruhigenden, negativen Abgrenzung, vermittels derer die Subjekte ihr »Gefühl der Ohnmacht«[47] gegenüber sozialen und politischen Vorgängen, die sich über ihre Köpfe hinweg abspielen, kompensieren und verarbeiten können.

Eine interessante Parallele zu dieser These bietet Parsons' Anomiemodell. Danach beruht der Anomiestreß auf einer ungenügenden Integration von »Persönlichkeitssystem« und »sozialem System«. Ganz auf der Linie Freuds[48] betont auch Parsons den Zwangscharakter sozialer Integration,

deren Modus aber – Parsons sieht die Diskrepanz zwischen der sozialen Kontrolle des Sanktionssystems, der Sozialisation und der eigentlichen Notwendigkeit der Triebunterdrückung – letztlich anomische Reaktionen provozieren muß. Schlagen die von ihrem Anspruch her soziofunktionalen Prozesse der Sozialisation und der strafrechtlichen Sozialkontrolle fehl, so können Probleme in der an Werten und Normen ausgerichteten Verhaltensorientierung auftauchen oder es kommt zu realen Frustrationserscheinungen. Parsons variiert dementsprechend sechs Grundformen abweichenden Verhaltens, zu denen er – und einzig und allein das ist hier wichtig – pikanterweise auch *zwanghafte Konformität* und Unterordnung zählt.[49] Parsons weist insofern einer durch rigiden Konventionalismus geprägten Einstellung – richtigerweise – eine insgeheim abweichende Motivation zu, die deswegen der ständigen Stabilisierung durch konformitätsbewahrende, scharfe Sanktionen bedarf. Die nur kraft rigider Verdrängung von Triebrepräsentanzen in unbewußter Einstellung gezügelten Strebungen können aber jederzeit in Hyperreaktionen in umgekehrter Richtung, in anarchischen Zerfall von Staat und Gesellschaft, in blinde Selbstzerstörung umschlagen. M. a. W.: diese Art von Konformität ist nur per Gängelband überhaupt denkbar. Parsons' Schema möglicher abweichender Verhaltenstypen könnte insofern als Versuch einer Kategorisierung generell möglicher Richtungen des Verhaltens interpretiert werden und daher auch im Sinne einer Sozialpsychologie oder Soziologie der Konformität.[50]

Aus der Sicht der hier vorgetragenen, noch gänzlich ungesicherten These hätte das Verhältnis Definition – Anomie – Sozialisation eine bemerkenswerte Erweiterung erfahren, die aber ein die verschiedenen Ansätze integrierendes Interdependenzmodell stark verkomplizieren würde. Schon die kriminalisierende Aktivität der Instanzen strafrechtlicher Sozialkontrolle könnte sich als anomiegelenkt, als abhängig von einem durch Desintegration, ein hohes Maß an Aggressivität bei gleichzeitiger zwanghaft-projektiver Konformität geprägten sozialen Klima erweisen. Eine anomiegelenkte konforme Majorität, eine anomiegelenkte soziale Kontrolle stößt mithin auf gleichfalls unter Anomiestreß stehende abweichende Individuen. Was Konforme und Abweichende dann noch unterscheidet, mag allenfalls dahingehend beziffert werden, daß sich die einen auf Kosten der anderen ihre Konformität bewahren, sei es durch eine vorurteils- und diskriminierungsgelenkte Fixierung an ein virtuell kriminogenes Unterschichtsmilieu, sei es – noch weiter zurückgehend – durch eine schon anomiegelenkte, kriminogene primäre und sekundäre Sozialisation.

Wenn sich aber eine pathologisch labil gehaltene Konformität nur der negativ-kriminalisierenden Abgrenzung zur Kriminalität verdankt, so wären – radikal genommen – die ätiologisch verfahrenden Kriminalitätstheorien nichts anderes als *negativ formulierte Theorien der Konformität.*

Konformität scheint unlösbar verknüpft mit einer affektiven Vorurteils- und Diskriminierungsbereitschaft, die das bedrohliche Element des Verbrechens auf Distanz hält. Daß hier aber nicht nur affektive Komponenten der Projektion, der Aggressionsabfuhr etc. ins Spiel kommen, sondern auch kognitive, daß also Vorurteile und Diskriminierungen schon Teil des gesellschaftlichen Realitätsprinzips – und als solche normal – geworden sind, zeigen die geläufigen Definitionen. Vorurteile sind demnach negative Formen von Einstellungen, und diese werden gewöhnlich definiert als Dispositionen und Reaktionsbereitschaften gegenüber Sachverhalten, Objekten und Vorgängen bzw. Klassen von Objekten und Vorgängen im sozialen Umfeld.[51] Einstellungen bezeichnen die für die Um- und Mitweltbewältigung notwendigen dynamischen Faktoren menschlichen Wahrnehmungs- und Orientierungsgeschehens, denen eine affektive Komponente, d. h. eine Haltung zwischen Abneigung und Sympathie stets zugehört. Das Normale an der negativen Bezugskomponente der Einstellung, dem Vorurteil, ist sein Beitrag, den es zur sozialen Anpassung und Selbstbehauptung leistet. »Mit Vorurteilen wird die passive Anpassung des einzelnen in gesellschaftlich vorgeschriebene Formen der Triebäußerung vollzogen, die Norm-Unwürde über out-groups und randständige Gruppenmitglieder verhängt und die in-group zu einem affektiv vereinheitlichenden Sozialverband verschmolzen.«[52] Da gesellschaftlich lizensiert und akzeptiert, stiften Vorurteile durch negative Definition unliebsamer – oder als unliebsam erklärter – Sachverhalte oder Gruppen so etwas wie eine moralische Identität der Vorurteilsträger. Daß deren negative Definitionen nicht unbedingt mit der Wahrheit übereinzustimmen brauchen, erweist das Vorurteil als falsche, generalisierende und negativ bewertende bzw. urteilende Behauptung, an der festgehalten wird, ohne daß dem Urteilenden die empirische Sachstruktur hinreichend objektiv bekannt ist oder – typisch die Argumentationsresistenz – von ihm berücksichtigt wird.[53] Die Konsequenz dieser Form der »Vergesellschaftung projektiver Abwehr« ist zunächst die Diskriminierung der negativ bewerteten Gruppen. Diskriminierung meint insofern die Verhaltensdimension des Vorurteils: Vorurteil und Diskriminierung stehen im Verhältnis innere Ursache – äußere Aktivität.[54]

Einstellungs- und Vorurteilssysteme weisen auch schon von der Struktur ihrer Merkmale her jenes antagonistische Prinzip auf, wie es für das bipolare Verhältnis Gesellschaft – Verbrecher maßgeblich zu sein scheint.[55] Das Falsche am generalisierenden Vorurteil ist die Stilisierung des »wirklichen«, des »bösen«, des »grausamen« Verbrechers[56], und daraus spricht nichts anderes als eine durch repressive Vergesellschaftung innerer Triebnatur deformierte Innerlichkeit der Konformen. Je repressiver, desto parano-

ider, desto mehr muß man sie sich vom Leibe halten, je nach Art der Repression: in sexuell extrem repressiven Gesellschaften erfreuen sich vor allem Sexualstraftäter einer irrationalen Überschätzung, Verfolgung und Bestrafung[57], während – als Gegenbeispiel – Wirtschaftsstraftäter jedenfalls in einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft über eine besonders negative Wertschätzung und Diskriminierung kaum zu klagen haben (mangels normativer Distanz zu den Konformen vermutlich).[58] Also ist klar: Vorurteile richten sich nicht gegen jede Art von Abweichung, und sicherlich fallen sie bei den vorhandenen, ganz verschiedenen Deliktstypen in ihrer Art und Intensität jeweils auch ganz anders aus. Abgesehen davon hat nicht jeder die gleichen Vorurteile: ein Soziologiestudent aus Bochum hat andere und vielleicht weniger als eine katholische Hausfrau in Niederbayern. Beide aber greifen auf Einstellungs- und Vorurteilssysteme zurück zur Stabilisierung ihres an Normen orientierten Verhaltens, zur Definition, Strukturierung und Erklärung der widersprüchlichen, Konformität bedrohenden, Identität erschütternden, Ängste und Spannungen erzeugenden sozialen Lebenswelt. Adorno zufolge, der Vorurteilsbereitschaft auf autoritäre Charakterstrukturen zurückführt, »führt die Unkenntnis von der heutigen komplexen Gesellschaft . . . zu einem Zustand allgemeiner Unsicherheit und Unruhe, der den idealen Nährboden für reaktionäre Massenbewegungen modernen Typus abgibt«.[59] Das Argumentieren in starren Schwarz-Weiß-Schemata verdeckt nur, daß der Vorurteilsvolle »aus tieferliegenden psychologischen Gründen . . . am Klischee festhalten« will.[60] Rationale Realitätsprüfung tritt hinter »vorurteilsbestimmte und andressierte Fügsamkeit, die sich mit moralischen Leitwerten tarnt, zurück«.[61]

Wo Vorurteile eine rationale Realitätsprüfung ersetzen und sich womöglich in diskriminierendes Verhalten umsetzen, läßt sich für drei hier unmittelbar einschlägige empirische Bereiche zeigen. Zum einen für den Bereich sozialer und wirtschaftlicher Diskriminierung von Unterschichten und Randgruppen, zum anderen für den Bereich rechtlicher Diskriminierung von Unterschichts- und Randgruppenangehörigen und zum dritten für den Bereich der sozialen und wirtschaftlichen Diskriminierung Strafgefangener. Daraus erhellt der Prozeß der Kriminalisierung als ein sozialer Prozeß vorurteils- und diskriminierungsgelenkten Handelns, der die Bedingungen für die Produktion, Verfestigung und Reproduktion von Kriminalität setzt: Zuerst durch Fixierung an ein kriminogenes Milieu, dann durch rechtliche Identifizierung und negative Sanktion der Vorbelasteten, endlich – der Kreis schließt sich, die kriminelle Karriere erreicht ihren Höhepunkt – durch endgültige und stigmatisierende Aussonderung.

a) Diskriminierung und sozioökonomische Unterprivilegierung

Aus der Vielzahl der in Frage kommenden Untersuchungen zum Verhältnis Diskriminierung – sozioökonomische Unterprivilegierung[62] sind hier diejenigen erwähnt, die sich nicht allein auf eine rein beschreibende Erfassung des Phänomens Diskriminierung beschränken, sondern die zugleich das prozessuale Geschehen zunehmender äußerer und – daran anknüpfend – auch innerer Verelendung in den Vordergrund der Aufmerksamkeit rücken. In einer ausgedehnten empirischen Studie zeigt Iben[63] beispielsweise die vorurteils- und diskriminierungsgelenkte Fixierung speziell »asozialer« Obdachlosenfamilien und beschreibt deren sozialpsychologisch-funktionale Bedeutung für die konforme Mittelschicht. Asoziale werden stilisiert zum Zwecke der Statusabgrenzung, zur Selbsterhöhung und als Haßobjekte.

Die Produktion von Asozialität beginnt dabei schon in der Sozialisation, die allenfalls zur kurzfristigen Bedürfnisbefriedigung, nicht aber zur Reflexion anleitet, und die die Chance zu autonomer Bildung und Sprachentwicklung verschüttet. Die Fixierung an ein kognitiv und sprachlich retardiertes Milieu geht Hand in Hand mit einer extremen schulischen Diskriminierung; zum überwiegenden Teil schiebt man Unterschichtskinder auf Sonderschulen ab. Hier sind sie wieder unter sich wie in ihren Wohnsiedlungen und Unterkünften. Zur Ausschließung aus der öffentlichen, erst zur Teilhabe am Wirtschafts- und Sozialleben berechtigenden und durch entsprechende Sprachentwicklung ermöglichten Kommunikation kommt die ökologische Ausschließung: eine die soziale Isolierung weiter verstärkende Ghettoisierung. Die Arbeit von Hess und Mechler über das »Ghetto ohne Mauern« nennt neben den sozialpsychologischen die ökologischen und kommunalpolitischen Daten der Ausschließung.[64] Es entstehen – und das zeigt ihr Bericht im Detail – völlig abgeschlossene Wohnsiedlungen, und wer von dort kommt, den läßt man die soziale Schranke spüren. Daß eine solche ökologische »Stigmatisierung« notwendig kriminelle Banden und subkulturelle Gruppierungen hervorbringt, liegt ebenso auf der Hand wie die Tatsache einer vermehrten Aktivität staatlicher Kontrolltätigkeit in den von vornherein als verdächtig und als besonders kontrollbedürftig angesehenen Gebieten. Die soziale Diskriminierung zieht insofern eine Diskriminierung durch die Instanzen strafrechtlicher Sozialkontrolle nach sich, und niemand würde die Notwendigkeit eines besonders harten Durchgriffs in diesen »gefährdeten Gebieten« bestreiten, aber niemanden interessiert, wie sich ein solcher Durchgriff auf die Betroffenen auswirkt und wie sie sich dagegen wehren.[65]

Eine gänzlich andere Zielgruppe ist Gegenstand der – auf den US-Bundesstaat New York begrenzten – Untersuchung von Shaw und McKay.[66] Sie heben die durchgängig kriminogene Bedeutung sozialer und wirtschaftli-

cher Diskriminierung insbesondere rassisch und ethnisch differenter Gruppen hervor. Die Autoren weisen nach, daß vor allem Gewaltdelikte primär von Arbeitslosen und ungelernten Arbeitern aus diesen Gruppen begangen werden. Rassische und wirtschaftliche Diskriminierung läßt die Kriminalitätsbelastung der puertorikanischen und schwarzen Bevölkerungsschichten auf das Achtfache der Kriminalitätsbelastung der weißen Bevölkerung anschwellen; die Ziffer entspricht der signifikant höheren Arbeitslosenzahl der diskriminierten Gruppe. Ein wesentliches Ergebnis der Untersuchung besteht in der Erkenntnis, daß sich die Kriminalität der Unterprivilegierten vor allem gegen die Mitglieder der eigenen Gruppe richtet – Ausdruck der Ghettosituation und der sozialen Isolierung.

Soziale Diskriminierung – das ist die Quintessenz aus diesen Untersuchungen – scheint ganze Gruppen an eine unterprivilegierte soziale Situation zu fesseln, legitime Lebenschancen systematisch zu beschneiden, soziale Mobilität zu blockieren und damit den Zugang zu dem gesamten kulturellen Inventar einer Gesellschaft zu versperren. Die Unterschichts-, Obdachlosen- oder Randgruppenzugehörigkeit – und das folgende ist die traurige Logik der Diskriminierung – wird zum »master-status« der Betroffenen: die Tatsache der Randgruppenzugehörigkeit steht allgemein in allen sozialen Lebensbezügen im Vordergrund, mit der Folge, daß dieses Merkmal die gesamte soziale Wahrnehmung und Einstellung bestimmt und als *das* entscheidende Persönlichkeitsmerkmal angesehen wird.[67] Das Basismerkmal »Obdachloser« oder »Asozialer« muß für alle neuen Formen der Diskriminierung als Legitimation herhalten. Die Ausschließung aus der die moralische und normative Gestalt einer Gesellschaft abbildenden öffentlichen Kommunikation hat freilich noch andere Folgen: die sich selbst überlassenen Gruppen etablieren einen eigenen Gewaltkodex, eine eigene Kultur und eigene normative Leitbilder, die sich zwar von den Leitbildern der Majorität abheben, aber noch nicht ohne weiteres mit den Maßstäben der Sozial- oder Psychopathologie gemessen werden können. Über solche meist langfristig entstehenden Sub- oder Kontrakulturen und über ihre verschiedenen Formen berichten eine Reihe z. T. stark kontroverser Subkulturtheorien.[68] Aus der hier eingeschlagenen sozialpsychologischen Perspektive sei nur soviel festgehalten: Soziale Diskriminierung verschärft die Fixierung an ein kriminogenes Subkulturmilieu, sie schafft darüber hinaus auch die ökologischen Voraussetzungen für die ungehinderte Entfaltung kriminell-subkultureller Aktivität, wie etwa durch Abdrängen in Slums oder slumähnliche Wohngebiete. Insoweit wäre eine Komplementärperspektive gewonnen zu den Ansätzen der Subkulturtheorie und zu den sozialökologischen Ansätzen des »area-approach« der Kriminalsoziologie, der zu belegen versucht, daß sich Kriminalität in ganz charakteristischen Gebieten zu ereignen pflegt.[69]

Gleichwohl sind auch Subkulturen stets in Beziehung zu sehen zu einem sozialen Ganzen, dessen Anspruch auf Konformität und Vereinnahmung an Subkulturen nicht ungebrochen abprallt. Ganz im Gegenteil sind Subkulturen oft nur mehr oder weniger freiwillige Reaktionen auf gesamtkulturelle Vereinnahmung und Repression durch informelle oder formelle Kontrollinstanzen.[70] In ihrer bloßen Negativität – meist nur ein Kompromiß – bestätigen sie das konforme Prinzip, mögen auch – wie bei einigen spontaneistischen Gruppierungen – alternative Lebens- und Denkformen jenseits des herrschenden Realitätsprinzips zumindest perspektivisch konkret werden. Zeigen läßt sich die Vereinnahmung der Subkulturen zumindest dort, wo im Rahmen individueller oder kollektiver Problemlösungen die subkulturelle Abweichung eine Rechtfertigung durch neu gefundene Wertsysteme oder durch »Techniken der Neutralisation«[71] erfährt. »Rationalisierung« wäre hierfür der geeignete Begriff aus der Psychologie . . . Insbesondere bei kriminellen Subkulturen bleibt insoweit der Zusammenhang zu einer psychologischen Erklärung gewahrt, sofern man davon ausgehen kann, daß sich – durch die Sozialisationspraxis vermittelt[72] – herrschafts- und vorurteilsgelenkte Diskriminierungen bei den Betroffenen selbst intrapsychisch durchsetzen. Entscheidend fällt daher der Sachverhalt einer durch Zugehörigkeit zu sozial desintegrierten Gruppen hervorgerufenen Verwahrlosung, psychischen Fehlentwicklung, mangelhaften Über-Ich- und Identitätsbildung ins Gewicht. Als Folge einer aggressiven und auf systematische Unterdrückung kognitiver und emotionaler Fähigkeiten ausgerichteten Sozialisationspraxis neigen diese Randgruppen dazu, Konflikte und Spannungen des täglichen Lebens eher motorisch-aggressiv als kognitiv-sprachlich (wie die überwiegende Mittelschicht) zu bewältigen.[73] Die privilegierten sozialen Gruppen bleiben dabei erstrebenswertes Ideal und verkörpern moralische Integrität. Für die Unterprivilegierten scheint die konforme Majorität bis zu einem gewissen Grad ein Ziel von Hoffnungen und Sehnsüchten darzustellen, vor allem in bezug auf die materielle Lebenssicherung, Lebenshaltung und Beruf. Analog einigen anderen, etwa sexuell abweichenden Gruppierungen[74], übernehmen die Unterprivilegierten unter der Hand das normative Inventar einer an ganz bestimmten Zielen, nämlich der materiellen Produktion und Reproduktion ausgerichteten Gesellschaft. Ihr Problemlösungsverhalten schwankt so betrachtet in je verschieden akzentuierter Weise zwischen krimineller Aggression, Anpassung und Idealisierung.[75]

Die teilweise Übernahme der »Kontrollperspektive« der Konformen findet schließlich ihren Höhepunkt in dem Sachverhalt, daß die unterprivilegierten Gruppen auf ihre Weise zur Produktion und Reproduktion sozialer Schranken beitragen, indem sie sich selbst negativ markieren. Das Phänomen der »self-fulfilling prophecy« schafft eindeutige Fakten: die diskrimi-

nierten Gruppen nehmen die Eigenschaften und Merkmale an, die ihnen aufdefiniert werden, und sie akzeptieren damit die diskriminierende Fixierung als persönliches, womöglich selbstverschuldetes Problem.
Der Begriff der »self-fulfilling prophecy« geht auf W. I. Thomas, einen der Väter des symbolischen Interaktionismus zurück, der dazu die klassische Formel geprägt hat: »Wenn die Menschen Situationen als real definieren, so sind sie in ihren Konsequenzen real.«[76] Merton hat diesen bemerkenswerten sozialpsychologischen Effekt theoretisch noch genauer umschrieben: »Die ›self-fulfilling prophecy‹ gibt ursprünglich eine *falsche* Definition der Situation, die ein neues Verhalten hervorruft, welches am Ende die zunächst falsche Vorstellung *richtig* werden läßt. Die trügerische Richtigkeit der ›self-fulfilling prophecy‹ verewigt die Herrschaft des Irrtums. Der Voraussagende wird nämlich den tatsächlichen Ablauf der Ereignisse zum Beweis dafür heranziehen, daß er von Anfang an recht hatte.«[77] Somit paßt sich das Selbstbild der abweichenden Randgruppen an die per Diskriminierung verhängte negative Definition an. Treppenhauer moniert denn auch zutreffend den »Sachverhalt, daß Herrschaft einerseits bis in die Psyche des einzelnen wirkt und beschädigt, andererseits dieses Elend gerade zur Absicherung von Herrschaft noch einmal mißbraucht wird«.[78] Der Mechanismus der »self-fulfilling prophecy« liefert das Scharnier für die doppelte Wirksamkeit von Gewaltverhältnissen: die Betroffenen lernen ihre Deformiertheit noch zu bejahen, indem sie sich durch Anerkennung des oktroierten sozialen Ideals »in Selbstkritik genauso . . . verurteilen, wie es ihre Beherrscher tun«.[79]

b) Rechtliche Diskriminierung
Daß Unterschichtsangehörige die Kriminalstatistiken anführen, ist noch kein Indiz dafür, daß allein die Aktivität der Instanzen sozialer Kontrolle über die Kriminalitätsbelastung entscheidet oder Kriminalität erst gar in der Situation konstituiert. Ein solcher Schluß ließe psychische Verstümmelung und individuelles Leiden, ließe schlechte Sozialisation und deformiertes Sprachverhalten der Randgruppen außer acht, und vernachlässigt bliebe auch die Tatsache typisch schichtenspezifischer Delinquenzformen – Gewaltkriminalität primär in der Unterschicht, Vermögenskriminalität primär in der Mittelschicht – und ihre Bedeutung. Ganz abgesehen davon tauchen auch Zweifel darüber auf, ob allein schon die Aufhebung der Kontrollaktivität der staatlichen Strafinstanzen auch die kritisierten kulturellen und sozialen Ungleichheiten ausräumt und der autonomen Entfaltung von Randgruppen Vorschub leistet. Denn informelle Sanktionssysteme, soziale Vorurteile und Diskriminierungen bestimmen nach wie vor die soziale Lebenspraxis.
Rechtspraxis gehört dieser sozialen Lebenspraxis indessen notwendig zu,

und selbst wenn die hier genannten Einwände gegen etwas einseitige Definitionsansätze auch zutreffen, so kann dennoch über »die Existenz von Verzerrungseffekten in der differentiellen Verfolgung von Delinquenten verschiedener Schicht und verschiedenen Milieus kaum Zweifel bestehen«.[80] Dynamik und Ursache einer ungleich gewichteten Strafverfolgung bedürfen dabei noch der Aufhellung. Der pauschale Hinweis auf Klassengesetzgebung und Klassenjustiz – eine von radikalen labeling-Theoretikern bevorzugte Argumentationsfigur[81] – wirft allerdings mehr Probleme auf, als er löst. Denn hier pflegt übersehen zu werden, daß soziale Strukturen und Prozesse dieser Art – deren begriffliche Erfassung im übrigen noch in bezug auf die Stimmigkeit des marxistischen Klassenbegriffs hin zu überprüfen wäre – keinesfalls den »objektiven« und kognitiv-rationalen, jederzeit einsehbaren Bedeutungsgehalt haben, den der Begriff »Klasse« vorgibt. Klassen- bzw. schichtenspezifische Verzerrungen – soviel steht fest[82] – haben keine für jedermann sichtbare Evidenz, sondern setzen sich in hohem Maße unbewußt, hinter dem Rücken der Beteiligten, der Polizisten, der Richter, der Gesetzgeber durch – als Ideologien oder als Vorurteile. Die davon abhängigen Diskriminierungen sind mithin keine bewußten Akte böswilliger Kontrollagenten, sie fließen vielmehr als informelle, unreflektierte Handlungsanleitungen in die Konkretisierung der formellen Sanktionsnormen oder gar schon in die Formulierung eines abstrakten Regeltextes mit ein.

Polizei, Strafjustiz und Gesetzgebung – auf diesen Stationen strafrechtlicher Sozialkontrolle entscheidet sich das Ob und Wie des staatlichen Zugriffs, d. h.

- unter welchen formellen und informellen Voraussetzungen die Polizei kontrolliert, eine Verfolgung aufnimmt und ein formelles Strafverfahren durch Weiterleitung an Staatsanwaltschaft und Strafjustiz folgen läßt;
- ob und aufgrund welcher tatsächlichen empirischen und normativen Voraussetzungen und Erwägungen ein konkretes Strafurteil ergeht, und
- ob und aufgrund welcher tatsächlichen und normativen Voraussetzungen und Erwägungen ein Verhalten eine gesetzliche Pönalisierung erfährt.

Unter diesen drei Gesichtspunkten spielen vorurteils- und diskriminierungsgelenkte Verzerrungseffekte mithin eine handlungs- und entscheidungstheoretische Rolle. Das heißt im einzelnen:

1. Den möglichen Einfluß diskriminierender Mechanismen auf polizeiliches Handeln umschreibt der Aspekt des Ermessens oder der »Definitionsmacht«.[83] Darunter wird gewöhnlich ein Handlungsspielraum verstanden, der über das vom Gesetz ausdrücklich zugestandene formelle Ermessen hinausgeht und das »tatsächliche« oder das »Ermessen im soziologischen Sinne«[84] bezeichnet. Damit sind alle informellen Strategien in der täglichen Praxis gemeint, mit denen die Kontrolleure situationsspezifisch ihre soziale

Macht durchsetzen. Vor allem interessieren hierbei die handlungsanleitenden *Theorien*, deren sich die Kontrolleure bedienen – oder denen sie unterliegen –, um ihr Ermessen zu betätigen. Ihre inhaltliche Ausformung erhalten handlungsanleitende, durch die »Definitionsmacht« in Wirklichkeit transformierte Theorien in erster Linie durch außerrechtliche Wertungen, durch generalisierte »Alltagstheorien«, d. h. durch Einstellungen und Vorurteile. Deutlich vorurteilsbehaftet wären in diesem Zusammenhang etwa die bekannten Assoziationen wie die generalisierende Gleichsetzung von sozioökonomischer Privilegierung und Normtreue und – umgekehrt – von sozioökonomischer Unterprivilegierung und Kriminalität bzw. Verdächtigkeit.[85] Einmal erworbene oder im Gruppenkontext übernommene Vorurteile, die sich an äußeren Merkmalen wie Habitus, Auftreten etc. festmachen, erhalten durch eine organisierte Selektion »Verdächtiger« aus der Unterschicht jeweils neue Nahrung. Die organisatorische Verfestigung des Vorurteils zeigt sich in der gehäuften Streifentätigkeit in »verdächtigen« Gebieten, in dem akkumulierten »Polizeiwissen«, in den Beobachtungsregeln und in den professionellen Ideologien, deren Grundstruktur die Dichotomie »normal«-»verdächtig« bildet. Dazu gehört auch die schichten- und deliktsspezifische Bagatellisierung privater Strafanzeigen durch die Anzeigebehörden in der »Situation des Konflikts«.[86] Der diskriminierende Effekt polizeilichen Handelns verstärkt sich durch ein weitgehendes Fehlen individueller Gegenmacht der Betroffenen in den Situationen, in denen über die keineswegs immer von vornherein feststehende strafrechtliche Relevanz einer Handlung eine vorläufige Entscheidung fällt. Wegen ihrer sozialen und sprachlich-kognitiven Nachteile verfügen die Kontrollierten hier nicht über die entsprechende Handlungskompetenz, um diskriminierenden Aktivitäten der Kontrollorgane etwas entgegenzusetzen, um beispielsweise aus dem »zwangskommunikativen Interaktionsprozeß« der polizeilichen Vernehmung[87] auszubrechen.

Die polizeilich-rechtliche Diskriminierung folgt konsequent der sozialen, folgt dem erworbenen »master-status« der Betroffenen, die ihre durch soziale Diskriminierung verfestigte Unterprivilegierung mit verstärkter rechtlicher Diskriminierung durch die Instanzen der sozialen Kontrolle bezahlen.

Daß polizeiliches Handeln Kriminalität produziert, kann man dabei freilich nicht sagen; die möglichen Diskriminierungen schlagen sich zunächst nur in einer schichtenspezifischen Verzerrung der polizeilichen Kriminalstatistik nieder, der die hohe Dunkelziffer der weniger scharf sanktionierten gesellschaftlichen Gruppen entspricht. Ihren spezifischen Beitrag zur Produktion von Kriminalität leistet die Polizei als Vorstufe zur staatsanwaltschaftlichen und richterlichen Tätigkeit, als Filter, den bestimmte Leute eher passieren als andere.

2. Der Tätigkeit der Staatsanwaltschaft, in deren Kompetenz u. a. die Einstellung des Strafverfahrens mangels Beweises oder wegen Geringfügigkeit liegt[88], folgt in der Regel das für einen Kriminalisierungsprozeß zentral wichtige strafprozessuale Verfahren. Wichtig deshalb, weil hier die Normunwürde nicht nur öffentlich und mit einer gewissen Endgültigkeit, sondern zugleich mit einem umfassenden Geltungs- und Legitimationsanspruch verhängt wird. Das muß um so gewichtigere Auswirkungen auf den betroffenen Verurteilten haben.

Grundsätzlich zeigt sich auch richterliches Handeln anfällig für Vorurteile und Diskriminierungen, und zwar in allen entscheidenden Phasen der Urteilsbildung. Pointierte Beispiele sind einmal die Rekonstruktion des Sachverhalts, d. h. des abweichenden Ereignisses, zum anderen die Frage der Strafzumessung.

Ganz allgemein wird man hier zunächst sagen können, daß außerrechtliche, informelle »Anwendungsregeln« den erklärten Rationalitätsanspruch richterlicher Entscheidungstätigkeit und insbesondere den Rationalitätsanspruch der dem Richter zur Verfügung stehenden dogmatischen Methode schon aus unmittelbar rechtstheoretisch einsichtigen Gründen weitgehend ausgehöhlt haben. Denn die richterliche Entscheidungstätigkeit wird dadurch bestimmt, daß der abstrakte Code des Gesetzes auf einen konkreten empirischen Sachverhalt »angewendet« werden muß. Das geschieht vermittels einer Reihe komplizierter gedanklicher Operationen und Transformationsschritte: Einerseits zerlegt der Richter die Merkmale des Gesetzes nach vorgeschriebenen, logisch schlüssigen Regeln in so kleine Partikel, daß sie auf einen Lebenssachverhalt passen, andererseits sucht er einen juristisch relevanten Lebenssachverhalt. Auf der ersten Ebene bedient sich der Richter verschiedener Auslegungsmethoden, auf der zweiten aber selegiert er aus einem natürlichen Lebenssachverhalt das für ihn Wesentliche und macht daraus einen juristischen, subsumierbaren Tatbestand. Welcher Methoden der Richter sich hierbei bedient, wie er zu seinem juristischen Tatbestand kommt und wie er diesen dann entscheidungsreif subsumiert, ist aber eine stets prekäre Frage. Geht man mit der neueren Methodendiskussion, die bezeichnenderweise im Zivilrecht begann[89], davon aus, daß die Methodenwahl bei der Auslegung der gesetzlichen Merkmale beliebig, die Auslegung selbst unbegrenzt, der semantische Spielraum juristischer Begriffe prinzipiell unendlich ist, so wird deutlich, daß hier notwendigerweise ein zweiter, informeller Code, eine »Tiefengrammatik«, außerrechtliche Normen und ähnliches das richterliche Handeln anleiten. Die offizielle juristische Methodik hat nur noch ornamentale Bedeutung: sie stellt – verbindlich nach außen – eine Entscheidung und ihre Begründung bloß dar, während inoffizielle und nicht genannte Regeln – oft unbewußt für die Beteiligten – die Entscheidung aber de facto *herstellen*. Raum für unkon-

trollierbare »Vorverständnisse«, Alltagstheorien und Vorurteile aller Art gibt es demnach genug. Das beginnt bei der – hier unmittelbar einschlägigen – assoziativen und generalisierenden Verknüpfung von Unterschichtszugehörigkeit, Obdachlosigkeit, Arbeitslosigkeit etc. mit realer Kriminalität und Verdächtigkeit. Solche Personen sind viel eher geeignet, die Merkmale eines juristischen Straftatbestandes zu erfüllen, als etwa Angehörige der oberen Schichten, bei denen man leichter generalisierend Konformität assoziiert.[90] Insgeheim findet hier zugleich eine Bewertung sozialer Positionen statt, bei der die empirische Sachstruktur des tatsächlichen Geschehens kaum noch eine Rolle spielt. Wer es an der erforderlichen Willensanstrengung, konform zu werden, hat fehlen lassen, wer nicht regelmäßig arbeitet, wer kein Aufstiegsverhalten zeigt, wer sich nicht ausdrücken kann, wer seine Angelegenheiten durch Faustrecht zu ordnen pflegt, wer im Asyl wohnt, ist vor Gericht schon so gut wie abgeschrieben.[91] Sofern sich richterliches Handeln vorurteilsbehaftet an solchen Merkmalen orientiert, spiegelt es nur die Konformitätserwartungen und Konformitätsvorstellungen der Schicht wider, der der Richter zugehört und von der er sozialisatorisch beeinflußt wird. Auch die Sozialisation innerhalb des Justizapparates, organisatorische und institutionelle Anpassungszwänge, Rollenkonflikte etc. bestimmen den Erfahrungsbegriff und die Theorien, die der Richter bei der Einschätzung eines Lebenssachverhalts zugrundelegt. Daß Unterschichtsangehörige auch hier nicht viel tun können, um die eigene Perspektive einzubringen, um das Verfahren ein wenig zu entzerren, macht ihre fehlende Handlungskompetenz, ihre signifikante wirtschaftliche und soziale Schwäche aus, was sie aber gerade – ein circulus vitiosus – als prädisponierte Vorurteilsobjekte ausweist.

Die Strafzumessung schließlich ist, folgt man den wenigen soziologischen Untersuchungen, die es darüber gibt[92], ein Feld willkürlicher Ermessensentscheidungen par excellence. Grundsätzlich orientiert sich hier der Richter gleichermaßen an der sozialen Situation des Abweichenden und an dem, was ihm seine Alltagstheorien über die Strafwürdigkeit, über die zu erwartende Rückfälligkeit oder »Besserungsfähigkeit« des Betroffenen sagen. Wie sich gezeigt hat, spielen hierbei vor allem die Vorstrafen und die ungeregelten Lebensverhältnisse eine wichtige Rolle.[93] Diese sozialen Merkmale erhöhen nicht nur die Chance, als verdächtiger Täter aufgegriffen und in ein Strafverfahren hineingezogen zu werden, sondern sie bestimmen auch die Schwere der verhängten Strafe, unabhängig davon, welche Norm dabei jeweils übertreten worden ist. Dabei gibt es über die Konsequenzen negativer Sanktionen keinen Zweifel: sie verschärfen die kriminogenen Bedingungen, sie steigern den Anomiestreß, sie verstärken psychische Fehlhaltungen und fixieren weiter an ein kriminogenes, speziell an das subkulturelle Gefängnismilieu. Der offizielle Charakter des Strafurteils verleiht der Dy-

namik der »self-fulfilling prophecy« eine zusätzliche Dynamik. Zwar soll Strafe läutern und sühnen, daran glauben aber allenfalls die Konformen selbst noch. Bei den Betroffenen findet das Gegenteil statt. Was Nietzsche zu deren »Schuldfähigkeit« anmerkt, trifft den Kern der Sache: »Der echte Gewissensbiß ist gerade unter Verbrechern und Sträflingen etwas äußerst Seltenes. (. . .) Ins große gerechnet, härtet und kältet die Strafe ab; sie konzentriert; sie verschärft das Gefühl der Entfremdung, sie stärkt die Widerstandskraft.«[94] Rückfälligkeit – das ist die fatale Konsequenz – hängt gerade von der Schwere der verhängten Sanktion ab, die Rückfälligkeit verhindern helfen soll.

Ohne daß es hier darauf ankäme, gültige und verbindliche Kriterien zur Bestimmung der Rationalität und Irrationalität richterlichen Handelns zu nennen, sei darauf verwiesen, daß Rationalität nicht von vornherein leerer Wahn bleiben muß. Keinesfalls ist die pauschale Schlußfolgerung erlaubt, richterliche Entscheidungstätigkeit müsse immer irrational, vorurteilsgelenkt, diskriminierend und daher illegitim sein. Es wäre absurd, zumindest die *Existenz* kontrollierbarer Rationalitätsgarantien zu leugnen, mögen diese in einer Konsistenzkontrolle der Entscheidung oder in einer Reflexion der Entscheidungsfolgen bestehen, und mag letzten Endes Rationalität nur noch darin bestehen, auf Strafe ganz zu verzichten. Richter haben es allemal mit Vorbelasteten, Anfälligen, immer schon Diskriminierten zu tun, deren Handlungskompetenz in keinem Verhältnis steht zur Macht des Justizapparates, und dies verzerrt Entscheidungen zweifellos. Will man sich indessen nicht den Zugang zu der Frage versperren, ob und inwieweit Richter »richtige« und aus Gründen sozialer Existenzerhaltungs- und Bestandsinteressen notwendige Entscheidungen treffen sollen (und generell auch können), welche Funktion Strafe dabei hat und welche anderen Konfliktlösungsmöglichkeiten in Frage kommen, so kann ein Ansatz sinnvoll nur davon ausgehen, inwieweit richterliches Handeln rechtfertigungsfähig ist oder inwieweit es Gewaltverhältnisse stabilisiert. Und das ist vor allem ein Legitimationsproblem[95], das nicht dadurch bewältigt werden kann, daß man blauäugig »kompensatorisches Judizieren«[96] durch eine betonte Privilegierung der Benachteiligten fordert. Bemerkenswert an einer solchen Forderung ist allenfalls, daß sie Funktion und Konsequenzen staatlichen Strafens noch nicht einmal in Frage stellt und rechtsstaatliche Grundsätze völlig preisgibt – eine Diskriminierung ersetzt die andere.

3. Schwerer noch als auf der Ebene richterlichen Handelns lassen sich Diskriminierungen in der Gesetzgebung nachweisen. Hier ist die Ebene politischen Handelns tangiert, und zwar in einem für die Gesamtgesellschaft verbindlichen Sinn. Mitscherlich bemerkt: »Unsere Rechtsbücher sind durchsetzt von Vorurteilen, die nichts mit einer Rechtsordnung – im Sinne unseres Grundgesetzes etwa –, aber alles mit der psychischen Ökono-

mie der Gruppen zu tun haben, denen es gelungen ist, ihre Vorurteilshaltung bis zum kodifizierten Recht zu erheben.«[97] Dies beschränkt sich bei Mitscherlich jedoch auf die moralische Inkriminierung sexueller Praktiken. Diskriminierung kann auch in allgemeinerem Sinn begriffen werden, und außerdem politisch: als bewußte Stabilisierung der herrschenden Eigentumsordnung durch bewußt scharfe Sanktionierung von Eigentums- und Vermögensdelikten, hinter die die Sanktionierung etwa von Körperverletzungsdelikten zurückfällt, oder umgekehrt als Favorisierung der ökonomisch Privilegierten durch Nichterfüllung von Wirtschaftsstraftatbeständen bzw. Einführung von vornherein unwirksamer, weil nicht durchsetzbarer Wirtschaftsstrafgesetze.[98] Hierher gehört grundsätzlich auch die differenzierte Kodifizierung aggressiver, für den Konfliktbewältigungsstil der Unterschichten typischer Gewaltdelikte, die sozialpsychologisch mit den spezifischen Konformitätsängsten der Mittelschichten erklärt werden könnte. Auch die Privilegierung statushoher Gesellschaftsmitglieder – die im übrigen auf allen Stationen strafrechtlicher Sozialkontrolle durchschlägt – hat ihre irrationale, sozialpsychologisch aufzeigbare Dimension und ist keinesfalls bloß eine Machtfrage. Lerntheoretisch orientierte Sozialpsychologen haben hierfür die Formel »idiosynkratischer Kredit«[99] gefunden, was nichts anderes heißt als: höherer Toleranzspielraum bei Abweichungen statushoher Gesellschaftsmitglieder, Tendenz zur irrationalen Privilegierung Statushoher durch die Nicht- oder Unterprivilegierten selbst.[100] Auf der Ebene der Gesetzgebungspraxis wird diskriminierendes Handeln indessen in realem Sinne zu einer Ursache von Kriminalität: die Kriminalisierung nimmt hier in Form einer abstrakten und generellen Regelung ihren Ausgangspunkt.

c) Die soziale Diskriminierung Strafgefangener

Die Tatsache einer Reproduktion von Kriminalität durch soziale Diskriminierung Strafgefangener gehört heute zum gesicherten theoretischen Inventar der Kriminologie.[101] Soziale Sanktionen erschöpfen sich keineswegs in vorrechtlichen, informellen Sanktionspraktiken und im formellen Strafvollzug, vielmehr zieht der staatlich vollzogene Strafakt eine Reihe poststrafrechtlicher, d. h. außerrechtlicher Sanktionen nach sich, die sich in hohem Maße kriminalitätsfördernd auswirken. Sei es am Arbeitsplatz, sei es in sozialen Institutionen, sei es in der täglichen Lebenspraxis: das Stigma »Strafgefangener« oder »Vorbestrafter« schafft eine unüberwindbare soziale Schranke und erschwert die notwendige soziale Rehabilitierung und Reintegration des Rechtsbrechers. Werden jeweils schon Gezeichnete – u. d. h. sozialisatorisch Geschädigte, Diskriminierte – Opfer des strafrechtlichen Zugriffs, so erweist sich die staatliche Sanktion in doppeltem Sinne als ein Produktionsfaktor von Kriminalität, denn sie verschärft zum einen die

bereits vorhandenen kriminogenen Bedingungen durch eine Art »sekundäre Kriminalisierung«, trägt zum anderen aber zugleich zur sozialpsychologischen Fixierung eines Stigmas durch soziale Diskriminierung bei. Der Strafvollzug verfehlt insofern nicht allein therapeutisch gesehen seinen Zweck, sondern auch sozialpsychologisch: wer einmal den Strafvollzug durchlaufen hat, findet sich auch später im sozialen Leben stets draußen und ist dem sozialen Druck einer diskriminierenden, isolierenden Umwelt noch verstärkt ausgeliefert. Der Strafvollzug stellt eine »Statusdegradierungszeremonie«[102] dar, die nicht nur Selbstbild und Identität der Betroffenen endgültig ändert, sondern auch zu einer stigmatisierenden Etikettierung durch die soziale Umwelt führt.[103] Da der Strafvollzug – jedenfalls nach seiner neueren Funktionsbestimmung – primär aber gerade »Resozialisierung« zum Ziel haben soll[104], läßt sich aus dieser Perspektive durchaus von einer strukturellen Antinomie des Strafvollzugs sprechen. Strafbedürfnisse holen den hehren Anspruch hinterrücks wieder ein.

Was Straffällige als Vorurteilsobjekte aber erst prädestiniert, ist ihre relative Geschlossenheit als Gruppe. Strafgefangene bzw. Vorbestrafte kommen in eine einer Randgruppe ähnliche gesellschaftliche Situation, wenn die verhängte Normunwürde als differenzierbares Merkmal erkennbar wird und wenn dieses Merkmal negativ-symbolische gesellschaftliche Bedeutung bekommt.[105] Noch am ehesten erkennbar und von hoher symbolischer Bedeutsamkeit zeigen sich die Merkmalsqualitäten während der Haft. *Inhaftierte* Rechtsbrecher bilden eine homogene, subkulturell organisierte[106] und – zumindest äußerlich – deutlich abgegrenzte Gruppe, die sich aufgrund ihrer institutionalisierten Randseiterposition als Vorurteilsobjekt vorzüglich eignet. Die hohe Sichtbarkeit der Gruppenzugehörigkeit erleichtert eine – der Kasernierung psychisch Kranker analoge – Stigmatisierung, häufig der wichtigste Abschnitt einer kriminellen Karriere überhaupt. Das diskriminierende Etikett, im Knast zu sein oder auch nur gewesen zu sein, ist Anlaß für die soziale Ausgliederung und Isolierung der stigmatisierten Personengruppen. Das gilt selbst dann, wenn das Stigma – wie bei den Vorbestraften – unsichtbar zu bleiben scheint[107] und wenn sich hier mangels institutionalisierter Formen sozialer Interaktion wie bei den Inhaftierten Gruppeneigenschaften nicht bilden können, da es an einem homogenen Gruppenkontext, sprich: der Subkultur des Gefängnisses fehlt. Denn im sozialen Leben schafft die Eintragung ins Strafregister – als eine Art stigmaanaloges Zeichen – die Voraussetzung für soziale Diskriminierungen, und dieses Zeichen scheint auszureichen, um in den entscheidenden Lebenssituationen der ehemals Inhaftierten Diskriminierungen zu mobilisieren. Die Eintragung ins Strafregister hat ihre spezifische, negativ-symbolische Merkmalsqualität und wird dadurch für den Betroffenen zu einer existenzkritischen Größe, zu einem »master-status«, der alle anderen Ei-

genschaften und Merkmale überragt und die berufliche und soziale Integration blockiert.[108]

Strafgefangene und Vorbestrafte ziehen aber noch aus einem ganz anderen Grunde in extremem Ausmaß Vorurteile auf sich, und zwar in einer eigentümlich konstanten Weise, die sich hierin von der oft historisch wechselnden, womöglich politisch gelenkten – z. B. Antisemitismus – Vorurteilsdisposition gegen andere gesellschaftliche Randgruppen abhebt. Denn das stets prekäre innere Gleichgewicht der Konformen stellt die Vorurteilsdisposition unter den gegebenen historischen Sozialisationsbedingungen auf Dauer: Kriminelle bilden unter den Voraussetzungen repressiv vollzogener Vergesellschaftung innerer Triebnatur eine permanente Bedrohung und Provokation. Wer das herrschende, internalisierte oder reflexhaft befolgte Norminventar einmal durchbrochen hat, erregt auch in Zukunft Angst, wirkt von vornherein verdächtig, bedarf intensiverer Kontrolle. Je nach Deliktsart und je nach dem Grad der repressiven Vergesellschaftung der Innerlichkeit konformer Mehrheiten wird die Perspektive von einem irrationalen *Vorurteilsapriori* bestimmt, das schon per se die soziale Wahrnehmung und Kommunikation auf Distanzierung einstellt.

Diese These unterstreicht die Annahme einer strukturell irrationalen Dimension des rationalen Sinngehalts strafrechtlicher und außerrechtlicher Sozialkontrolle und verweist einmal mehr auf die Schwierigkeit einer klaren Distinktion zwischen Rationalität und Irrationalität. Die Distinktion Rationalität – Irrationalität kann mithin nur eine analytische, idealtypische sein, wobei sich die Rationalität der sozialen Reaktion auf Häftlinge und Vorbestrafte an der realen Gefahr bemißt, die von diesen Personen ausgeht und die informelle und formelle Vorsichtsmaßregeln erforderlich macht; Irrationalität hingegen bemißt sich an der verzerrten Perspektive projektiver Beschuldigung und Stereotypisierung, die generalisierend zu der tatsächlichen – vergleichsweise geringfügigen – Gefahr und zu den tatsächlichen Merkmalen nicht oder nur tendenziell vorhandene Gefahren und Eigenschaften hinzuaddiert, die mit der konkreten Straftat nichts zu tun haben.[109]

Der Nerv der Diskriminierung liegt mithin in der disproportionalen Stilisierung der Betroffenen zu monströsen Gebilden krimineller Potenz a priori, zu Gefahren höchsten Ausmaßes für Staat und Gesellschaft, ohne Ansehung der konkreten Umstände. Man traut Kriminellen eben alles zu und verhält sich dementsprechend.

1 Friedrich Nietzsche, *Werke II* (Hrsg. K. Schlechta), München 1969, S. 151 (219. Aphorismus).

2 *Die Gesellschaft und ihre Verbrecher,* Neuausgabe Frankfurt 1973 (Hrsg. H. Jäger und T. Moser), S. 72.

3 Vgl. dazu ausführlicher K. Engelhardt, *Psychoanalyse der strafenden Gesellschaft,* Mskr., Frankfurt 1976, S. 30 ff.

4 *Totem und Tabu,* G. W. IX, S. 89.

5 A.a.O., S. 242.

6 Vgl. E. Fromm, »Zur Psychologie des Verbrechers und der strafenden Gesellschaft«, in ders., *Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie,* Frankfurt 1970, S. 139.

7 Vgl. P. Reiwald, *Die Gesellschaft und ihre Verbrecher,* S. 201 ff. (209).

8 Neben Reiwald gehören dazu vor allem F. Alexander / H. Staub, *Der Verbrecher und seine Richter,* in T. Moser (Hrsg.), *Psychoanalyse und Justiz,* Frankfurt 1971, S. 205 ff., ferner Th. Reik, »Geständniszwang und Strafbedürfnis«, in T. Moser (Hrsg.), a.a.O., S. 9 ff., und heute vor allem Ostermeyer, *Strafrecht und Psychoanalyse,* München 1972.

9 Vgl. E. Durkheim, *Regeln der soziologischen Methode,* Neuwied und Berlin 1961, S. 161 ff.; ders., *De la division du travail social,* Paris 1960, S. 70; L. A. Coser, *Theorie sozialer Konflikte,* Neuwied und Berlin 1972, S. 149 ff.; ders., »Einige Funktionen abweichenden Verhaltens und normativer Flexibilität«, in F. Sack / R. König (Hrsg.), *Kriminalsoziologie,* Frankfurt 1968, S. 21 ff.; K. T. Erikson, *Wayward Puritans,* New York 1966, S. 11 ff.; R. A. Dentler, K. T. Erikson, »Some Functions of Deviance in Groups«, *Social Problems 7* (1955), S. 98 ff.; zusammenfassend A. K. Cohen, *Abweichung und Kontrolle,* München 1968, S. 19 ff.

10 »Wir bedürfen einer Psychologie der strafenden Gesellschaft. Ihr *Ziel* ist, die Affekte, die die Gesellschaft ins Strafen legt, zu mildern und zu mindern, um den Weg freizumachen für eine vernünftige Behandlung des Asozialen . . . *Ihre Methode* ist die der Psychoanalyse . . .: sie sucht die unbewußten Affekte und Konflikte, die im Strafen ihre Abfuhr finden, ins Bewußtsein zu rücken und dadurch beherrschbar zu machen. Für die Gesellschaftsanalyse gilt das gleiche wie für die des Individuums.« Reiwald, a.a.O., S. 62.

11 Vgl. dazu T. Moser, »Wie überholt ist Paul Reiwalds Kriminologie?« und H. Jäger, »Psychologie des Strafrechts und der strafenden Gesellschaft«, beide in Paul Reiwald, *Die Gesellschaft und ihre Verbrecher,* a.a.O., S. 9 ff. und S. 20 ff., ausführlich Engelhardt, a.a.O., S. 68 ff.

12 »Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie«, in ders., *Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie,* Frankfurt 1970, S. 14.

13 Vgl. unter Bezugnahme auf diesen von Riesmann geprägten Begriff K. Horn in »Bemerkungen zur Situation des ›subjektiven Faktors‹ in der hochindustrialisierten Gesellschaft kapitalistischer Struktur«, in ders. (Hrsg.), *Gruppendynamik und der »subjektive Faktor«,* Frankfurt 1973, S. 38 ff.

14 So Adorno in *Studien zum autoritären Charakter,* Frankfurt 1973 (Taschenbuchausgabe), S. 334 ff.

15 Vgl. Fromm, *Psychoanalyse und Ethik,* Zürich 1954, S. 82 ff.

16 Vgl. A. Mitscherlich, *Auf dem Wege zur vaterlosen Gesellschaft,* München 1973, S. 276; ferner A. und M. Mitscherlich, *Die Unfähigkeit zu trauern,* München 1967, S. 226.

17 Vgl. A. Mitscherlich, a.a.O.

18 So Horn in »Zur Formierung der Innerlichkeit«, in G. Schäfer / C. Nedelmann (Hrsg.), *Der CDU-Staat,* Frankfurt 1969, Bd. 2, S. 346.

19 So z. B. R. Quinney in »Die Ideologie des Rechts: über eine radikale Alternative zum

legalen Zwang«, in K. Lüderssen / F. Sack (Hrsg.), *Seminar: Abweichendes Verhalten I*, Frankfurt 1975, S. 110.

20 *Regeln der soziologischen Methode*, a.a.O., S. 160.

21 Vgl. dazu Freuds grundlegende Arbeit, *Das Unbehagen in der Kultur*, G. W. XIV, S. 419 ff.

22 Grundlegend: *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*, Frankfurt 1970, ferner *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie*, Frankfurt 1972.

23 Vgl. dazu etwa H. Ch. Dechêne, *Verwahrlosung und Delinquenz. Profil einer Kriminalpsychologie*, München 1975, S. 126 ff.

24 »Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit«, G. W. X, S. 389 ff.

25 Vgl. *Also sprach Zarathustra*, in Nietzsche, *Werke II*, a.a.O., S. 303 ff.

26 A.a.O., S. 286 ff.

27 Moser, *Jugendkriminalität und Gesellschaftsstruktur*, Frankfurt 1970, hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe 1972; Dechêne, a.a.O., S. 141 ff.

28 Diese von S. Bernfeld in die Diskussion gebrachte These wird heute kaum noch vertreten, vgl. »Die Tantalussituation«, *Imago* XVII (1931), S. 252 ff.

29 *Eltern, Kind und Neurose*, Reinbek 1969.

30 »Scapegoats of Society«, in K. R. Eissler (Hrsg.), *Searchlights on Delinquency*, New York 1949, S. 288 ff.

31 So Horn in *Dressur oder Erziehung. Schlagrituale und ihre gesellschaftliche Funktion*, Frankfurt 1971, S. 16.

32 Vgl. G. Ammon, *Gruppendynamik der Aggression*, München 1973, S. 81; A. und M. Mitscherlich, a.a.O., S. 102.

33 Vgl. zusammenfassend A. E. Brauneck, *Allgemeine Kriminologie*, Reinbek 1974, S. 113 ff.

34 »Verbrechensverhütung als Teil der Gesellschaftspsychohygiene«, in H. Meng (Hrsg.), *Die Prophylaxe des Verbrechens*, Basel 1948, S. 251.

35 Vgl. Anm. 33.

36 Vgl. »Neue Perspektiven in der Kriminologie«, in F. Sack / R. König (Hrsg.), *Kriminalsoziologie*, Frankfurt 1968, S. 431 ff. (469), ferner »Probleme der Kriminalsoziologie«, in R. König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Stuttgart 1969, S. 961 ff., »Definition von Kriminalität als politisches Handeln: der labeling approach«, *Kriminologisches Journal* 1972, S. 3 ff.

37 Vgl. dazu die instruktive Studie von W. Keckeisen, *Die gesellschaftliche Definition abweichenden Verhaltens*, München 1974.

38 »Neue Perspektiven . . .«, a.a.O., S. 458.

39 Vgl. die Diskussion im *Kriminologischen Journal* 1972, S. 53 ff., ferner Engelhardt, »Eine psychoanalytische Konstruktion des labeling-approach«, *Kritische Justiz* 1975, S. 266 ff.

40 Vgl. nur den Versuch einer Reformulierung als globale Stigmatheorie in den Beiträgen zu den von M. Brusten und J. Hohmeier herausgegebenen Sammelbänden *Stigmatisierung*, Band 1 und 2, Neuwied und Darmstadt 1975.

41 Vgl. Keckeisen, a.a.O.

42 Diese Komplementarität der Perspektiven betont u. a. auch Sack in »Probleme der Kriminalsoziologie«, a.a.O., S. 980, ebenso Cohen, a.a.O., S. 11 und S. 70.

43 So auch Hassemer in *Theorie und Soziologie des Verbrechens*, Frankfurt 1973, S. 131 ff.

44 Vgl. nur die Texte von R. K. Merton, »Sozialstruktur und Anomie« und von R. A. Cloward, »Illegitime Mittel, Anomie und abweichendes Verhalten«, beide abgedruckt in F. Sack / R. König (Hrsg.), *Kriminalsoziologie*, a.a.O., S. 283 ff. und S. 314 ff.

45 Vgl. zum ganzen T. Moser, *Jugendkriminalität und Gesellschaftsstruktur*, a.a.O., S. 237 ff.

46 Vgl. dazu Opp, »Die ›alte‹ und die ›neue‹ Kriminalsoziologie«, *Kriminologisches Journal*

1972, S. 32 ff. (48); ferner Treppenhauer, »Kriminalität und Kriminalisierung«, *Kritische Justiz* 1974, S. 48.

47 Vgl. treffend E. Fromm, »Zum Gefühl der Ohnmacht«, *Zeitschrift für Sozialforschung* VI (1937), S. 95 ff.

48 Das zeigt H. Nolte in *Psychoanalyse und Soziologie*, Bern 1970.

49 Vgl. »Entstehung und Richtung abweichenden Verhaltens«, in Sack/König (Hrsg.), *Kriminalsoziologie*, a.a.O., S. 9 ff.

50 In diesem Sinne auch H. Dreitzel, *Das gesellschaftliche Leiden und das Leiden an der Gesellschaft*, Stuttgart 1973 (Taschenbuchausgabe), S. 59.

51 Vgl. den Überblick bei R. Bergler und B. Six, »Stereotype und Vorurteile«, in C. F. Graumann u. a. (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie*, Band 7 (Sozialpsychologie), Göttingen 1972, S. 1371 ff.

52 P. Brückner, »Fortschritte der analytischen Sozialpsychologie in Deutschland«, *KZfSS* 1963, S. 688.

53 Bergler und Six, a.a.O., S. 1375; ferner H. E. Wolf, »Soziologie der Vorurteile«, in R. König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Band II, Stuttgart 1969, S. 912 ff.

54 Das ist der Regelfall, vgl. zu den verschiedenen anderen Möglichkeiten M. Rehbinder, »Die Diskriminierung«, in ders., *Einführung in die Rechtssoziologie*, Frankfurt 1971, S. 162 ff.

55 Zu den Struktur- und Funktionsmerkmalen von Einstellungen eingehend Bergler und Six, a.a.O., S. 1382 ff.

56 Reiwald registriert ein irrationales Bedürfnis nach dem »gesteigerten« Verbrechen, das der Wirklichkeit in den Gerichtssälen und Haftanstalten allerdings glatt widerspricht. Dazu gehört auch die grundsätzliche Übersteigerung der *Bedeutung* des Verbrechens in den Massenmedien und in der Literatur, sie steht außer Verhältnis zu der Gefahr, selbst einmal Opfer zu werden, und spiegelt dementsprechend nur die *innere* Bedrohung der Konformen wider; vgl. *Die Gesellschaft und ihre Verbrecher*, a.a.O., S. 158, und Müller/Dietz, a.a.O., S. 169.

57 Vgl. Adorno, »Sexualtabus und Recht heute«, in F. Bauer u. a. (Hrsg.), *Sexualität und Verbrechen*, Frankfurt 1963, S. 299 ff. (301); R. König, »Sittlichkeitsdelikte und Probleme der Gestaltung des Sexuallebens in der Gegenwartsgesellschaft«, in F. Bauer u. a. (Hrsg.), a.a.O., S. 337 ff. (345 ff.); E. Naegeli, *Die Gesellschaft und die Kriminellen*, Zürich 1972, S. 17.

58 Vgl. dazu jetzt Engelhardt, »Sozialpsychologische Aspekte der Wirtschaftskriminalität«, in Vorbereitung für *Kritische Justiz*.

59 *Studien zum autoritären Charakter*, a.a.O., S. 181.

60 Adorno, a.a.O., S. 136.

61 P. Brückner, »Fortschritte der analytischen Sozialpsychologie in Deutschland«, *KZfSS* 1963, S. 676 ff. (689).

62 Eine Literaturzusammenstellung findet sich in der Bibliographie von S. Karstedt, *Soziale Randgruppen*, Hamburg 1975.

63 *Randgruppen der Gesellschaft*, München 1974.

64 *Ghetto ohne Mauern. Ein Bericht aus der Unterschicht*, Frankfurt 1973.

65 Vgl. dazu G. Armstrong und M. Wilson, »Kommunalpolitik und Zunahme abweichenden Verhaltens«, in Lüderssen/Sack (Hrsg.), *Seminar: Abweichendes Verhalten I. Die selektiven Normen der Gesellschaft*, a.a.O., S. 477 ff.

66 Entnommen dem Bericht »Kriminalität als Folge der Rassendiskriminierung«, in der *Süddeutschen Zeitung* vom 7. 8. 1973, S. 24.

67 Vgl. E. M. Schur, *Abweichendes Verhalten und soziale Kontrolle*, Frankfurt 1974, S. 53 ff.

68 Vgl. dazu die Übersicht bei Moser, *Jugendkriminalität und Gesellschaftsstruktur*, a.a.O., S. 23 ff., und Hood/Sparks, *Kriminalität*, München 1970, S. 82 ff.

69 Das klassische Standardwerk ist hier immer noch *Juvenile Delinquency and Urban Areas* von Shaw und MacKay, New York 1942.

70 Vgl. z. B. R. Schwendter, *Theorie der Subkultur*, Köln 1974.

71 G. M. Sykes / D. Matza, »Techniken der Neutralisierung. Eine Theorie der Delinquenz«, in F. Sack / R. König (Hrsg.), *Kriminalsoziologie*, a.a.O., S. 360 ff.

72 Einen solchen integrierenden Ansatz vertritt auch L. Jablonsky in *The Violent Gang*, New York 1962, S. 181 ff. und S. 246 ff.

73 Vgl. P. Brückner, *Zur Sozialpsychologie des Kapitalismus*, Frankfurt 1972, S. 156; zum kriminogenen Sozialisationsstil der Unterschicht allgemein Moser, a.a.O., S. 244 ff.

74 Vgl. M. Dannecker und R. Reiche, »Die kollektive Neurose der Homosexuellen«, *Leviathan* 1 (1974).

75 S. Karstedt zeigt dies in einer Gegenüberstellung verschiedener Randgruppen: »Soziale Randgruppen und soziologische Theorie«, in Brusten/Hohmeier (Hrsg.), *Stigmatisierung*, Band 1, S. 169 ff. (185 ff.).

76 *The Child in America*, New York 1928, S. 572.

77 »Die Eigendynamik gesellschaftlicher Voraussagen«, in E. Topitsch (Hrsg.), *Logik der Sozialwissenschaften*, Köln 1965, S. 144 ff. (146); vgl. auch Rehbinder, a.a.O., S. 171.

78 A.a.O., S. 48.

79 *Die Unfähigkeit zu trauern*, a.a.O., S. 151.

80 So mit Recht Moser, a.a.O., S. 11.

81 Vgl. nur Sack, »Definition von Kriminalität als politisches Handeln . . .«, a.a.O., ders., »Selektion und Kriminalität«, *Kritische Justiz* 1971, S. 384 ff. (399 f.).

82 So auch H. Hess, »Soziale Schranken und Vorurteile«, *Neue Sammlung* 1970, S. 193; R. Lautmann, »Klassenjustiz?«, *Der Bürger im Staat* 1970, S. 155 ff.; ders., *Soziologie vor den Toren der Jurisprudenz*, Stuttgart 1971, S. 69 und S. 84.

83 Vgl. J. Feest / E. Blankenburg, *Die Definitionsmacht der Polizei*, Düsseldorf 1972, S. 19 ff.

84 So M. Brusten, »Determinanten selektiver Sanktionierung durch die Polizei«, in J. Feest / R. Lautmann (Hrsg.), *Die Polizei*, Opladen 1971, S. 34.

85 Zur »Situation des Verdachts« vgl. ausführlicher Feest/Blankenburg, a.a.O., S. 35 ff.

86 Feest/Blankenburg, a.a.O., ferner Blankenburg/Feest, »Über die schichtspezifische Chance, kriminalisiert zu werden«, in A. Abele / S. Mitzlaff / W. Nowack (Hrsg.), *Abweichendes Verhalten, Erklärungen, Scheinerklärungen und praktische Probleme*, Stuttgart 1975, S. 262 ff.

87 Eine ausführliche Rekonstruktion der polizeilichen Vernehmung findet sich bei M. Brusten / P. Malinowski, »Die Vernehmungsmethoden der Polizei und ihre Funktion für die gesellschaftliche Verteilung des Etiketts ›kriminell‹«, in Brusten/Hohmeier (Hrsg.), *Stigmatisierung*, Band 2, a.a.O., S. 57 ff.

88 Vgl. dazu die Arbeiten von M. Brusten, »Polizei – Staatsanwaltschaft – Gericht«, *MschrKrim* 1974, Heft 3, und H. J. Kerner, *Verbrechenswirklichkeit und Strafverfolgung*, München 1973, S. 105 ff.

89 Vgl. J. Esser, *Vorverständnis und Methodenwahl in der Rechtsfindung*, Frankfurt 1970; H. Rottleuthner, *Richterliches Handeln*, Frankfurt 1973.

90 Hierzu sei nur auf die vorzüglichen empirischen Untersuchungen von D. Peters verwiesen: »Die Genese richterlicher Urteilsbildung und die Schichtverteilung der Kriminalität«, *Kriminologisches Journal* 1970, S. 210 ff.; *Richter im Dienst der Macht*, Stuttgart 1973.

91 Vgl. Peters, a.a.O.

92 Z. B. K.-D. Opp und R. Peuckert, *Ideologie und Fakten in der Rechtsprechung*, München 1971.

93 Vgl. dazu schon D. Peters, a.a.O.

94 *Werke II*, a.a.O., S. 822 (14. Aphorismus).

95 Vgl. dazu eingehend Engelhardt, *Psychoanalyse der strafenden Gesellschaft*, a.a.O., S. 281 ff.

96 So aber R. Lautmann und D. Peters, »Ungleichheit vor dem Gesetz: Strafjustiz und soziale Schicht«, *Vorgänge* 12 (1973), S. 45 ff.

97 *Auf dem Wege zur vaterlosen Gesellschaft*, a.a.O., S. 294.

98 Eine Reihe von Beispielen nennt Müller in »Begünstigung der Steuer- und Wirtschaftsstraftäter durch den Staat?«, *Zeitschrift für Rechtspolitik* 1975, S. 49 ff.

99 Vgl. dazu E. P. Hollander, »Konformität, Status und Idiosynkrasie-Kredit«, in W. Lipp (Hrsg.), *Konformismus – Nonkonformismus*, Darmstadt und Neuwied 1975, S. 206 ff., ferner M. Sherif / C. Sherif, *Social Psychology*, New York 1969, S. 172.

100 Vgl. ausführlich Engelhardt, »Sozialpsychologische Aspekte der Wirtschaftskriminalität«, a.a.O.

101 Nach statistischen Unterlagen galten im Jahre 1968 rund 81,5% aller Häftlinge als vorbestraft, rund 74% hatten bereits vorher schon einmal in Strafhaft gesessen; vgl. dazu die von der *Spiegel*-Redaktion herausgegebene Studie *Unterprivilegiert*, Neuwied und Berlin 1973, S. 253 ff, (259).

102 So H. Garfinkel, »Bedingungen für den Erfolg von Degradierungszeremonien, in *Gruppendynamik* 2 (1974), S. 77 ff.

103 Vgl. dazu die instruktive Studie von Cremer/Schäfer, »Stigmatisierung von Vorbestraften und Rückfallkriminalität«, in Brusten/Hohmeier (Hrsg.), *Stigmatisierung*, Band 2, a.a.O., S. 129 ff.

104 Vgl. dazu die §§ 3 und 3a des »Vorläufigen Referentenentwurfs eines Gesetzes über den Vollzug der Freiheitsstrafe und der freiheitsentziehenden Maßregeln der Besserung und Sicherung – Strafvollzugsgesetz –«, Bundesministerium der Justiz, Bonn 1971.

105 Vgl. zu dieser Voraussetzung M. Markefka, *Vorurteile, Minderheiten, Diskriminierung*, Neuwied und Berlin 1974, S. 17.

106 Unübertroffen die klassische Studie von D. Clemmer, *The Prison Community*, Boston 1940; ferner S. Harbordt, *Die Subkultur des Gefängnisses*, Stuttgart 1967; G. M. Sykes, *The Society of Captives*, Princeton 1958; eine allgemeine Charakterisierung der Merkmale »totaler Institutionen« findet sich bei E. Goffman, *Asyle*, Frankfurt 1973, S. 13 ff.

107 Zur Frage der Sichtbarkeit des Stigmasymbols E. Goffman, *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt 1967, S. 58 ff.

108 Vgl. dazu H. S. Becker, *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*, Frankfurt 1973, S. 28 ff.

109 Vgl. Müller/Dietz, a.a.O., S. 169.

Beck'sche Schwarze Reihe

Tim Guldimann: Lateinamerika
Die Entwicklung der Unterentwicklung. 1975. 167 Seiten. DM 12,80 (Band 135)

Richard Saage: Faschismustheorien
Eine Einführung. 1976. 184 Seiten. DM 16,80 (Band 141)

Karl-Dieter Opp: Soziologie der Wirtschafts-kriminalität
1975. 218 Seiten mit 15 Abbildungen. DM 16,80 (Band 122)

Helmut Arndt: Wirtschaftliche Macht
Tatsachen und Theorien. 1974. 210 Seiten mit 8 Textabbildungen. DM 12,80 (Band 119)

Joan Robinson: Die Gesellschaft als Wirtschafts-gesellschaft
Grundlagen und Entwicklung. 1971. VII, 128 Seiten. DM 9,80 (Band 82)

Sozialistische Marktwirtschaften
Konzeptionen- und Lenkungsprobleme. Herausgegeben von Helmut Leipold. 1975. 201 Seiten mit 9 Textabbildungen. DM 16,80 (Band 124)

Verlag C.H.Beck München

edition suhrkamp

Richard Lorenz
Sozialgeschichte der Sowjetunion 1. 1917–1945
es 654. DM 11,–

R. Goldscheid/ J. Schumpeter
Die Finanzkrise des Steuerstaats
Beiträge zur politischen Ökonomie der Staatsfinanzen
Hrsg. von Rudolf Hickel
es 698. DM 10,–

Jahoda / Lazarsfeld / Zeisel
Die Arbeitslosen von Marienthal
Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit
es 769. DM 5,–

Gewaltverhältnisse und die Ohnmacht der Kritik
Mit Beiträgen von K. Horn, N. Luhmann, W.-D. Narr, O. Rammstedt u. K. Röttgers
es 775. DM 8,–

R. Döbert/ G. Nunner-Winkler
Adoleszenzkrise und Identitätsbildung
Psychische und soziale Aspekte des Jugendalters in modernen Gesellschaften
es 794. DM 7,–

In allen Buchhandlungen
Prospekte durch Suhrkamp Verlag, Suhrkamp Haus, 6 Frankfurt 1

Harald Wieser
Oberwelt als Unterwelt

Über Steuerbetrug und Bilanzschwindel, Korruption und Bestechung, Wechselreitereien und Kreditmanöver und vom Missgeschick eines Unternehmers, derethalben nicht nur angeklagt sondern auch verurteilt zu werden.

Seriösität und Verbrechen

». . . Sehen Sie, man wandelt, wenn man mit fremdem Geld arbeitet und dabei nicht höllisch aufpaßt, eigentlich ständig am Rande der Legalität. Nehmen wir als Beispiel die Bilanzen. Damit fing bei mir ja alles an. Ich habe mein Unternehmen immerhin zehn Jahre lang grundsolide geführt, ja wenn ich die Dinge mal nicht ganz so streng nehme, dann sogar etwa 12 Jahre lang. Danach begannen die ersten Schwierigkeiten. Einerseits wurde das Kapital knapp, andererseits war ich gezwungen, mehr und mehr zu investieren. Für Investitionen braucht man bekanntlich Geld. Geld kriegt man aber bei den Banken nur dann, wenn man ein solides oder, wie die Leute sagen, ein seriöses Unternehmen hat. Solide und seriös ist ein Unternehmen aber nur, wenn es, machen wir es kurz, mit Gewinn arbeitet. Je größer der Gewinn, desto angesehener der Unternehmer und desto seriöser sein Unternehmen. Diese Art von Seriösität nun wird lediglich in den Bilanzen sichtbar, die unsereins einmal im Jahr erstellen muß. Und genau hier fangen die dunklen Geschichten an. Denn wenn einer hergeht und tatsächlich astreine Bilanzen fertigmacht, also wenn er bis auf die Knochen ehrlich ist, dann haben die wenigsten Unternehmen große Gewinne. Aus diesem Grunde gibt es bei der Bilanziererei einen wahnsinnig großen Bewertungsspielraum und dieser Spielraum gibt dem Unternehmer eine Waffe in die Hand, und zwar, aufgepaßt, ganz im Rahmen seiner legalen Möglichkeiten. Eine Waffe gegenüber dem Finanzamt und den Banken. Wenn ich z. B. mein Warenlager niedrig bewerte, dann tauchen in den Bilanzen unterm Strich natürlich entsprechend kleinere Gewinne auf, jubele ich den Warenbestand dagegen in die Höhe, dann finden sich folgerichtig hohe Gewinne in den Zahlen. *Daß* mit diesen Bilanztricks gearbeitet wird, ist im übrigen ein offenes Geheimnis, denn warum sonst wohl schreien die Gewerkschaften beinahe nach jedem Tarifabschluß, die Unternehmer hätten ihre wirklichen Gewinne verheimlicht, um auf die

Löhne zu drücken. Nur *wie* das gemacht wird, bleibt das Bier der Fachleute. Allein durch die ganz in mein unternehmerisches Belieben gelegte Bewertung meines Warenlagers hatte ich z. B. die Möglichkeit, im Jahr sagen wir 100 Tausend Mark Minus zu machen oder aber 500 Tausend Mark Plus. Ich spreche vom Profit, um einmal Ihrem Sprachgebrauch entgegenzukommen, nicht vom Umsatz. Und all das im Rahmen der Legalität wohlgemerkt, denn das machen sie fast alle so, und niemand, kein Staatsanwalt kann das richtig überprüfen. Die Steuerfahnder ahnen zwar, was gespielt wird, aber *beweisen* können sie in den meisten Fällen nicht das Schwarze unterm Fingernagel.
Mein Verhängnis war nun, daß ich mich mit diesen legalen und halb-legalen Mitteln der Täuschung nicht begnügt habe, sondern das Niemandsland zwischen Seriösität und Verbrechen überschritt, indem ich über mehrere Jahre hinweg beim Finanzamt mit roten Zahlen operierte und bei den Banken mit schwarzen, mit hohen Gewinnzahlen. Und das mußte irgendwann einmal auffliegen. Ich habe also im Grunde nichts weiter als Pech gehabt . . .«

Verhaftung, Anklage, Urteil

Im Februar 1972 wurde der Unternehmer Andreas Zech verhaftet. Die Untersuchungshaft war für einen Mann mit seinen Beziehungen und seines sozialen Kalibers ungewöhnlich streng. Eine Zeitlang wurde er total isoliert. Es gab weder Lesestoff, noch Besuche, noch Hofgang, und in den Wochen vor Prozeßbeginn wurde er nachts alle 15 Minuten geweckt. Amtliche Begründung: Selbstmordabsichten und Verdunkelungsgefahr. Nicht-amtliche Vermutung: Zech sollte weich gemacht werden, denn von seinen Kabinettsstückchen und unsauberen Geschäften hatten wissentlich auch Leute profitiert, ehrenwerte Damen und Herren von Rang, denen nicht lieb sein konnte, ins Gerede zu kommen. Immerhin ist erstaunlich, daß Zech nicht etwa aufflog, weil ihn irgendeiner der z. T. maßlos von ihm geschröpften Unternehmerkollegen oder Bankiers angezeigt hätte; kein einziger hat das getan. Im Gegenteil. Die Ungeheuerlichkeiten, welche die Staatsanwaltschaft aus dem Arsenal der Geschäftspraktiken des Herrn Zech vor den Kadi brachte, hatte sie in unermüdlicher Fleißarbeit völlig einsam und mitunter sogar *gegen* gute und beste Referenzen der arg übers Ohr gehauenen Unternehmer und Bankbosse zusammenrecherchiert. Für einen dieser um Hunderttausende Betrogenen, den später das Gericht als Zeugen lud, war es gar befremdlich, in Sachen Zech schmutzige Wäsche waschen zu sollen, denn für ihn war der Unternehmer im Knast nichts weiter als »ein Geschäftspartner auf Urlaub«.

Im Sommer 1973 kam es zum Prozeß, der sich zu einem Mammutverfahren auswuchs, neun Monate dauerte und den Fiskus beinahe eine dreiviertel Million Deutsche Mark kostete. Während der im Befehlen geübte Zech sich mit seinen Anwälten über die Frage der richtigen Verteidigung zerstritt und einem nach dem anderen den Laufpaß gab, spielte der glänzend präparierte Ankläger in aller Ruhe seine Trümpfe aus. In der Presse regnete es Schlagzeilen. »Die halbe Mannschaft der regionalen Schwerpunktstaatsanwaltschaft« (›Zeitung‹) hatte gegen Zech ermittelt und die Vorwürfe waren so erdrückend, daß seine Haut zu retten Zech keine Chance hatte. Denn »aus der Sicht der Anklagebehörde hat der Fabrikant ein saftiges Millionenspielchen inszeniert, das mehr als gut genug wäre, im ›Handbuch für Wirtschaftsverbrecher‹ einen Ehrenplatz zu erhalten« (›Zeitung‹).
Die Staatsanwaltschaft klagte Zech unter anderem an:
– durch Bilanzschwindeleien mindestens zwei deutsche Banken um über eine Million Mark gebracht
– einer Schweizer Bank ungedeckte Sicherheiten übereignet, den Bankdirektor erpreßt und Kredite von summa summarum 6 Millionen Mark erschlichen
– etwa 20 andere Unternehmer (Kunden und Lieferanten) um große Geldbeträge betrogen und
– das Finanzamt durch enorme Steuerverkürzungen hintergangen zu haben.
Der Unternehmer heute dazu: »Der Staatsanwalt hätte mit Sicherheit nicht so viele Komplexe vorgebracht, aber ich habe ihn durch eine taktisch unkluge, weil ohnehin aussichtslose Offensive im Grunde selber dazu gezwungen. Der größte Fehler war, daß ich zu Anfang alles rundweg bestritten habe. Das hat den Mann natürlich wild gemacht und da hat er dann restlos ausgepackt.« Der Stichhaltigkeit der Anklage hatte Zech dann bald nichts mehr entgegenzusetzen, so daß eine Zeitung beinahe enttäuscht kommentierte: »Aus dem schillernden Hauptakteur der Wirtschaftsstrafjustiz, aus dem enfant terrible der Kapitalisten ist ein Ritter von der traurigen Gestalt geworden«.
Im Frühjahr 1974 wurde das Urteil verkündet: 75 000 Mark Geldstrafe und 8 Jahre Haft. Mit diesem Urteil (der Staatsanwalt hatte 9 gefordert, die Verteidigung mit 3 gerechnet) war Zech der mit der höchsten Strafe belegte Wirtschaftsstraftäter in der Bundesrepublik. Auch bei Roland Ermisch fiel die Strafe nicht so drastisch aus. Wer war der Unternehmer Zech vor seiner Verhaftung und wie hat er gelebt?

Zechs Unternehmen (ein Brenn- und Scherenbetrieb, ein Schweiß- und ein Preßwerk) produzierte in der Hauptsache Schweißgeräte, Zahnräder, schnitt Bleche aller Art, stellte sich den Konzernen für Lagerhaltung zur Verfügung und lieferte Auftragsprodukte an die Großindustrie: an Mannesmann, Klöckner, RWE und ins Ausland. Das Firmengelände war etwa 8000 m² groß, die Hälfte überdachte Hallen, die andere Hälfte Lagerfläche. In seinen besten Zeiten hatte Zech u. a. 20 Lastzüge auf den Straßen und beschäftigte vom Lehrling bis zum Nachtwächter etwas mehr als 100 Leute, in der Mehrzahl Facharbeiter. Der Umsatz pendelte sich jährlich bei 100 Millionen ein. Auch schon in seiner seriösen Zeit hatte das Unternehmen einen zwielichtigen Ruf: die großen Kunden waren zufrieden, die anderen Eisenhändler, die Konkurrenten also, lehnten Zech ab. Denn seine Firma galt als Hau-Ruck-Unternehmen. Da er äußerst schnell und dazu billig produzierte, nahm er der Konkurrenz die Aufträge weg. Eines dieser Hau-Ruck-Beispiele: Ein großes Bergwerksunternehmen vergibt einen Auftrag, bei dem sich 80 000 Mark verdienen lassen. Der Einkäufer des Bergwerks sendet die entsprechenden Anfragen an 20 Eisenlieferanten und bittet um Preis und Lieferzeit. Während nun andere ganze Tage disponierten, war die Firma Zech in der Lage, ein detailliertes Angebot innerhalb weniger Stunden vorzulegen und ein günstiges dazu.

Solcherlei unternehmerische Tüchtigkeit hatte ihren Preis. In Zechs Betrieben wurden die Arbeiter mit übertariflichen Zulagen geködert und im Gegenzug, ungeachtet ihrer Gesundheit, rücksichtslos ausgebeutet.

»Um die Aufträge termingerecht und zur Zufriedenheit der Kunden zu erfüllen, haben die Leute oft 60 bis 70 Stunden in der Woche geschuftet, nicht selten auch an Sams- und Sonntagen. Die Lehrlinge wurden förmlich abgerichtet und so für die Konzerne fit gemacht. Bei der Großindustrie stand die Ausbildung in meiner Firma darum auch hoch im Kurs: wer bei mir als Lehrling war, ist da mit Kußhand eingestellt worden. Für mich als Unternehmer konnte es nur einen Maßstab geben: Umsatz, Umsatz und nochmals Umsatz. Wir haben Zeiten gekannt, da sind die Frauen einiger Arbeiter bei mir vorstellig geworden und haben geheult, das ginge doch nicht so weiter, denn ihren Männern fiel beim Mittagessen am Sonntag mittlerweile der Kopf in die Suppenschüssel.«

Und dagegen hat kein Mensch protestiert, nicht einmal der Betriebsrat?

»Nein. Der Betriebsrat war bestochen, schicke Anzüge und andere Annehmlichkeiten, der war brav und hielt den Mund. Und die Arbeiter nahmen wegen der kleinen materiellen Gratifikationen eben verdammt viel in Kauf. Warten Sie, ich erinnere mich doch an einen Fall, wo sich einige Arbeiter, ich glaube es waren drei, gewehrt haben: die haben Schlips und

Kragen angelegt, sind extra nach Hamburg gefahren und haben die Zeitungsfritzen dort gebeten, sie möchten gegen die Zustände in meiner Firma doch bitte einen Artikel bringen. Der Redakteur roch eine Story, sagte danke schön und rief dann aber, um sich wenigstens etwas abzusichern, erst mal in der Firma an. Dort wurde er an meinen Anwalt verwiesen, der schon damals ein Mann mit Einfluß war, und der brüderliche Anwalt hat dem Redakteur dann geraten, von der Geschichte die Finger zu lassen: die Beschwerden seien Schall und Rauch und die Firma sei ein Musterladen. Die Arbeiter kehrten reumütig heim und freuten sich auch noch, daß ich sie nicht an die frische Luft gesetzt habe.«
1950 gegründet und dann in wenigen Jahren »kometenhaft aufgestiegen« (›Zeitung‹), ging der Musterbetrieb im Herbst des Jahres 72, wenige Monate nach Zechs Verhaftung, in Konkurs. Zurück blieben Gläubiger noch und noch und ein Schuldenberg von über 17 Millionen Mark.

Der Unternehmer

Nicht nur als Geschäftsmann, auch privat war Zech eine schillernde Figur. Vom Typus des Asketen, des Spartaners hatte er nichts, obwohl er in den letzten 12 Jahren seiner Unternehmerschaft nicht einmal mehr in Urlaub fahren konnte, vor lauter Angst, in seiner Abwesenheit könnten Steuerfahnder oder Staatsanwalt das Unternehmen ganz ungestört hochgehen lassen. Aber ansonsten wußte Zech zu leben. Das ist ihm sogar höchstrichterlich bescheinigt worden. Für den Richter lebte er »auf großem Fuße« und für den Staatsanwalt »wohnte er nicht, er residierte«. Er selber findet nichts Merkwürdiges daran: »Wenn einer 20 Jahre Unternehmer ist, dann erwirbt er eben ganz zwangsläufig auch privaten Besitz«. Zu diesem zwangsläufig erworbenen Besitz gehörten (und gehören auf Umwegen teilweise noch heute) recht große Grundstücke, auf denen 10 beachtliche Häuser stehen, die mit einem Hausrat versehen sind, »der eben so dazugehört: Plastiken, Gemäldesammlungen, Holzschnitzereien, teures Mobiliar«. Seine Kinder ritten auf eigenen Pferden übers Land, wurden von einem Hauslehrer unterrichtet, und bei den vielen Festen im Hause Zech wurden die bourgeoisen Gäste von gemieteten Dienern versorgt. »Freunde hatte ich in meiner Glanzzeit natürlich sehr viele. Politische und Geldprominenz. Diese Freunde haben mir bei meinen Geschäftsabschlüssen natürlich die eine oder andere Tür geöffnet.« Sozusagen als Ausgleich für diese Gunst hat Zech den Freunden »dann Frauen zugeführt oder andere Geschenke gemacht«. Im Wohnzimmer einer dieser Freunde stehen, »wenn er sie nicht inzwischen auf die Müllkippe hat fahren lassen«, noch heute drei handgeschnitzte Apostel, welche Zech ihm einst zum Geburtstag offerierte. Stück-

preis: 16 Tausend Mark. Nie hätte Zech sich damals träumen lassen, »daß diese Leute mich mit dem Tage meiner Verhaftung fallen ließen wie eine heiße Kartoffel, obwohl so mancher von ihnen doch selber Dreck am Stecken hat und bei meinen krummen Geschäften stets ein Auge zugedrückt hat«. *Obwohl* oder *weil?*
Aber es gab auch andere. Als Gustav Heinemann im Jahre 69 in der Ostpreußenhalle zum Bundespräsidenten gewählt wurde, war der Familienfreund und ehemalige Sozialdemokrat Zech einer der ersten, die mit Blumen gratulierte. Und Heinemanns Sohn Peter schrieb zurück: »Im Namen meines Vaters möchte ich Ihnen und allen Ihren Mitarbeitern herzlich danken für die herrlichen Blumen und die Glückwünsche, die Sie nach Berlin geschickt haben . . . Der große Blumenstrauß war bei dem stürmischen Hin und Her nur schwer nach Essen zu bringen. Meine Mutter aber bestand darauf, daß sich der Leibwächter der Blumen annehme, was er getreulich getan hat.«

Gespräche im Knast

Warum überhaupt redet Zech? Den Kontakt zu ihm hat ein prominenter Jurist hergestellt. Als ich ihn daraufhin sprach, erfuhr ich, daß ich beileibe nicht der erste war, der sich für seine Vergangenheit interessierte. Aber die früheren Kontakte sind, aus den verschiedensten Gründen, alle im Sand verlaufen: einmal waren ihm die Leute »zu rechts, noch rechter als Strauß«, ein ander Mal hat sein damaliger Anwalt die Pressebesuche verhindert, einmal witterte Zech die reinste Sensationslust und fühlte sich gemolken, ein ander Mal wollten seine Besucher mit aller Gewalt Namen von ihm hören (»aber warum sollte ich denn den alten Freunden was ins Nest legen«), einmal sollte es gegen die Justiz gehen (»aber der Staatsanwalt hat doch nur seine Pflicht getan«), ein ander Mal zogen die Leute von selber wieder ab, weil sie Zech für einen Aufschneider hielten, und schließlich hatte er ganz einfach Angst, die freimütige Veröffentlichung seiner unternehmerischen Praktiken könnte einer vorzeitigen Entlassung einen Stein in den Weg legen.
Wie dem auch immer gewesen sein mag, jetzt wollte er mitmachen. »Denn was ich erzähle, sind ja alles aktenkundige Geschichten, deretwegen ich rechtskräftig verurteilt worden bin«. Und warum erzählt er sie? Weil sie eine doppelte Funktion erfüllen. »Die Geschichten sind zwar einerseits die Geschichten des Gauners Zech, andererseits, und das ist für Sie ja das besonders Interessante, plaudern sie einiges aus über Zustände hierzulande, welche die enorme Wirtschaftskriminalität begünstigen, ja geradezu herausfordern. Und ich finde, es kann nicht schaden, wenn ein bißchen von diesen

Zuständen einmal ins Licht gerückt wird.« Daß Zech sich von seinen mächtigen Freund-Feinden inzwischen in Ruhe gelassen fühlt, hat seine Gesprächsbereitschaft natürlich gefördert. »Ich erzähle Ihnen das auch deswegen, weil ich ja einige von den Herren persönlich gekannt habe, die heute dasitzen und auf ihre Weise für Recht und Ordnung sorgen: indem sie junge Lehrer oder wer immer ihre Kritiker sind mit Berufsverboten fertigmachen und die Tugendapostel spielen, obwohl sie nicht selten selber die größten Gauner sind.« Nicht daß Zech was gegen den Kapitalismus hätte, er wird auch in Zukunft zu denen gehören, die von ihm profitieren, aber er mag eben die nicht, welche er »die weißen Westen mit dem verdammten Doppelleben« nennt. Ob dieser Groll nur Futterneid ist oder Überzeugung, weiß er selber nicht mit letzter Sicherheit. Ich habe Leute getroffen, die gegenüber Zech zur Vorsicht rieten, weil er schon immer ein Mann gewesen sei, der keine Gelegenheit ausläßt, sich wichtig zu machen. Aber selbst diese Leute gestehen zu, daß auch in etwaigen Bluffs mehr als nur der Kern wahr sei. Für den Wahrheitsgehalt der hier erzählten Geschichten (und wörtlich oder dem Sinne nach wiedergegebenen Gesprächsabschnitte) steht darum auch sein heutiger Anwalt ein, der wie Zech selbst das Manuskript gelesen und abgesegnet hat. Aber selbst wenn sich der eine oder andere Satz bei näherer Überprüfung als etwas wackelig erwiese, selbst dann ist der Unternehmer Zech mit seinen Berichten aus der oberen Welt eine Art Kronzeuge. Ein Kronzeuge für Verhältnisse, über die wir sonst nur Teilwahrheiten und Dinge hören, die bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind, oder über die es Statistiken und Zahlen gibt, die, wenn man so will, selber ein Stück Wirtschaftkriminalität sind, da sie entschieden mehr verbergen als an den Tag bringen.

Für den Staatsanwalt, den Richter, die Journalisten, für unsereins und andere also, für die ein Tausend-Mark-Schein viel Geld sein kann, ist Andreas Zech ein Hai, ein krimineller Riese. Und doch ist er nur ein Kleiner unter den Großen. Seine Geschäfte waren eine Mixtur aus humorvollen Eulenspiegeleien, rotzfrechen Dreistigkeiten und schwerer Kriminalität.

> »Glauben Sie mir: Wenn einer seinen Lebtag lang mit nichts anderem als Geld umgeht, unter dem Zwang zumal, immer mehr daraus zu machen, dann wird er früher oder später, ob er will oder nicht zum Halunken. Da kann der Mensch persönlich die redlichsten Absichten haben, das hilft ihm auf Dauer gar nichts. Wenn er einer ist, der sich so seine philantropischen Mätzchen bewahrt, dann braucht er gar nicht lange zu warten und kommt, eh er sich versieht, unter die Räder der Konkurrenz.«

Die alte Firma im Koma

Den ersten großen Schlag haben die Behörden im Juni 1970 gegen das Unternehmen geführt. Ein kundiger Blick in unsere Geschäftsunterlagen beim Finanzamt hatte einen pfiffigen Steuerfahnder alarmiert. Er stellte ein interessantes Mißverhältnis fest: daß wir einerseits permanent pleite waren, dessen ungeachtet aber andererseits bei einigen deutschen Banken in derart hohem Ansehen standen, daß man uns dort Kredite in Millionenhöhe gab. Um diesem Mißverhältnis genauer auf die Spur zu kommen, forderte der Staatsanwalt bei den Banken unsere Bilanzberichte an und siehe da: der tiefe Graben, welcher zwischen unserer Geschäftspolitik dem Finanzamt und den Banken gegenüber klaffte, wurde offenbar. Das war für die Firma die Stunde X. Die Banken wurden nun offiziell und zu ihrer großen Überraschung von unseren Betrügereien in Kenntnis gesetzt und reagierten auf ihre Weise: sie kündigten uns sofort alle laufenden Kredite, behielten alle Eingänge der Firma automatisch zurück und verpflichteten uns, die bereits an uns vergebenen Gelder in kürzester Zeit zurückzuzahlen. In der Firma selbst passierte nicht soviel. Der Staatsanwalt beschlagnahmte zwar eine Reihe von Akten, nahm aber weder mich noch irgendeinen Mitarbeiter in Haft. Dennoch reichten auch diese Maßnahmen aus, um das Unternehmen mehr als arg in Verlegenheit zu bringen. Das Kapital reichte gerade noch, um die Löhne und Gehälter zu zahlen, danach war der letzte Pfennig verpulvert. Wir waren also im Juni 1970 total am Boden.

Die neue Firma: Ein Kaninchen aus dem Zylinder

Nun möchte man doch eigentlich annehmen, daß ein Unternehmen, das bei Kreditbetrug und Steuerhinterziehungen in diesem Ausmaß erwischt wird, auf die Knie geht. Dies war aber nicht der Fall. Im Gegenteil. Jetzt, nach

dem Auftritt der Staatsanwaltschaft, ging es mit den eigentlichen Aktionen erst richtig los. Um trotz des Fiaskos weitermachen zu können, mußte es gelingen, drei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Erstens mußten wir unsere Pleite den Geschäftspartnern gegenüber überpinseln, zweitens brauchten wir Geld für einen neuen Anfang und drittens mußten wir den Staatsanwalt erst einmal loswerden. Alle drei Aufgaben wurden sozusagen erfüllt, indem wir eine Idee umsetzten, die ich mir für den Ernstfall schon lange zuvor überlegt hatte: Wir gründeten jetzt, wo die alte Firma erledigt war, einfach eine neue Firma. Die neue Firma war natürlich ein erbärmlicher Papiertiger, aber rechtlich gesehen war sie eine respektable juristische Person. Faktisch war die neue nichts anderes als die alte Firma: wir arbeiteten mit denselben Leuten weiter, in denselben Betrieben, mit denselben Lastzügen und in denselben Büros. Nur die Briefbögen, die wurden geändert, die kriegten einen neuen Kopf. Gegenüber der alten hatte die neue Firma lediglich einen einzigen nicht unerheblichen Unterschied: sie war schuldenfrei und kein Staatsanwalt machte ihr das Leben schwer. Denn die Schulden waren ja die Schulden der alten Firma und der Staatsanwalt ermittelte ja gegen die alte Firma. Gegen die neue Firma hatte er keinen Ermittlungsgrund. Das hieß: er war vorübergehend ausgeschaltet. Natürlich ahnte er, wie der Hase bei uns lief, aber ahnen und juristisch eingreifen sind nun mal zwei Paar Stiefel. Ich hatte also wieder ein einigermaßen seriöses Unternehmen, dem nur noch eins fehlte: flüssige Mittel. Aber auch dieses Problem sollte nicht unüberwindbar sein.

Kapitalbeschaffung durch gezinkte Gutachten

> »Ich hab hier diese Hose an. Die hat vielleicht 50 Mark gekostet. Wenn Sie wollen, lasse ich die Hose taxieren. Dann sag ich, mit der Hose ist der Erzbischof Frings in Maria Laach den Baum raufgeklettert und hat dort Äpfel gezupft. Und nachher ist die Hose nicht gewaschen worden. Was glauben Sie wohl, dann krieg ich die Hose für 1000 Mark los. Ob der Frings da mit seinen Bischofsbeinen wirklich drinnen war oder nicht, spielt doch keine Rolle. Also so etwa haben ich und meine Sachverständigen das in der Fabrik auch gemacht.«

Also wie an flüssige Mittel kommen? Wir produzierten bis 1970 teilweise auf Gelände, das der Deutschen Bundesbahn gehörte. Ich hatte dieses Gelände und die dazu gehörigen Werte wie Hallen, Sozialräume, Kräne und Werksauffahrten lediglich gepachtet. Frühere Anstrengungen, dieses durch mehrere Bahnanschlüsse mit dem Schienenpark der Bahn verbundene und daher für das Unternehmen sehr vorteilhafte Grundstück zu kaufen, waren gescheitert, denn die Bundesbahn hatte sich an einem solchen Geschäft nicht interessiert gezeigt. Eben diese Geschäftsunlust hatte sich inzwischen

geändert. Mein erneuter Kaufvorschlag, förmlich meine letzte Rettung, stieß auf Gegenliebe und dann ging alles den üblichen Weg. Wir einigten uns auf einen Gutachter, den die Bahn für einen neutralen Mann hielt, der aber in Unternehmerkreisen dafür bekannt war, daß er gegen gute Bezahlung zu mancher, sagen wir diskreten Sauerei bereit war. Auch für die Firma Zech hatte er schon früher einmal, da ging es um ein privates Objekt, ein Gefälligkeitsgutachten erstellt. Diesem Mann war es nun ein Leichtes, das zur Disposition stehende Bahngelände erheblich unter Wert zu schätzen; der Gute kam, ich glaube, auf 138 Tausend Deutsche Mark. Nun passen sie auf. Der wirkliche Wert dieses Grundstückes war aber so hoch, daß folgendes gelang. Obwohl ich keinen einzigen Pfennig mehr hatte, der Betrag sollte dann in Kürze gezahlt werden, erwarb ich das Grundstück an einem Samstagvormittag im Beisein eines Notars. Nur zwei Tage später, also Montag drauf, wurden auf das Grundstück aber bereits Belastungen eingetragen in Höhe von 1 Million Mark und wieder wenige Tage danach kam eine weitere Million an Belastung dazu. Und diese, quasi über Nacht 2 Millionen betragenden, sogenannten Eigentümer-Grundschulden habe ich später zur Absicherung von Krediten bei einer neuen Bank angegeben. Die Kredite wurden gewährt und der Bundesbahn, dieser Jammereule, die vor Defiziten nicht aus den Augen gucken kann, habe ich ihre im Grunde lächerlichen 138 Tausend dann bezahlen können, ohne mir groß ein Bein auszureißen. Und das alles in einer Zeit, wo der Staatsanwalt seinen Besuch bei uns gemacht hatte, die Banken von meinen Kreditschwindeleien wußten und die Lieferanten auf ihr Geld warteten. Nun fragt sich wohl ein jedermann, wieso es möglich ist, daß ein amtlich gerade erst auf 138 Tausend Mark geschätztes Grundstück mir nichts dir nichts so hoch beliehen werden kann. Ganz einfach: Noch ehe der Gefälligkeitsgutachter seine neutralen 138 Tausend errechnet hatte, habe ich einen anderen Gutachter und Freund des Hauses, ebenfalls ein grandioser Zinker, gebeten, das Grundstück penibel genau so zu schätzen, daß dabei mindestens 3 Millionen herausschauen; er brachte es auf 3,4 Millionen. Doch damit nicht genug. Später wurden weitere Gutachter eingeschaltet. Einer taxierte das Gelände, schön säuberlich mit Aufschlüsselungen in die diversen Teilwerte freilich, auf 4 Millionen Mark. Und eine nahezu voll amtliche Gutachterkommission beglaubigte schließlich mit Unterschrift und Testat, das Objekt sei sage und schreibe 5,8 Millionen wert. *(Zech legt ein Gutachten nach dem anderen auf den Tisch.)* Und alle diese Herren wurden für ihren *Sachverstand* königlich bezahlt. Die Unternehmensmisere war folglich erst einmal bereinigt. Die alte Firma starb dahin, aber die neue Firma hatte durch die Beleihung des Werksgrundstückes plötzlich ansehnliche Geldbeträge zur Verfügung. Hätte der Staatsanwalt uns schon damals aus dem Verkehr gezogen, dann wäre schon Mitte 70 Schluß gewesen, aber so

konnte die Firma weitermachen, und zwar immer mehr in die roten Zahlen hinein.

Das Umsatzkarussell

Mit diesem Grundstück, d. h. mit den Gutachten über seinen großen Wert, haben wir, ich deutete es ja bereits an, auch eine neue Bank angezapft. Ein mir bekannter Finanzmakler, der selber total pleite war, hatte einen Freund in Zürich. Dieser Freund stellte nun eine Verbindung zu einer Schweizer Bank her, die Geschäftsräume nicht nur in Zürich, sondern auch in Chiasso, Mailand und Rom hatte. Diese Bank gehörte zum sogenannten Sindona-Komplex und ist später unter dem Namen »Vatikan-Bank« ins Gerede gekommen. Der Mafioso Sindona hat u. a. den Wahlkampf von Nixon mitfinanziert und den römischen Fiskus um umgerechnet mehrere hundert Millionen Mark gebracht. Zwischendurch wurde er soviel ich weiß auch mal eingebuchtet, heute soll er wieder im Geschäft sein. Mir ging es nun darum, nachdem die meisten deutschen Banken als Quellen für meine Firma versiegt waren, bei der Schweizer Bank in hohem Maße kreditwürdig zu erscheinen. Die Gutachten über das Grundstück waren dabei so etwas wie eine Eintrittskarte und wir wurden miteinander schnell handelseinig: Ich sagte den Schweizern zu, alle meine künftigen Umsätze über ihre Bank laufen zu lassen, und die Schweizer versprachen dafür Kredite. Das lief dann im einzelnen so ab: Wenn die Firma Material verkauft hatte, dann zahlten die Kunden per Verrechnungsscheck. Diese Schecks schickte ich dann mit Eilpost zwei oder dreimal in der Woche nach Zürich und dort wurden sie meinem Firmenkonto gutgeschrieben. Und auf Basis dieser Eingänge war die Bank zur Kreditvergabe bereit. Soweit waren die Transaktionen völlig in Ordnung, denn die Schecks waren ausnahmsweise mal nicht geschmiert, sondern gingen aus tatsächlich getätigten Geschäften hervor. Die Sache hatte nur einen Haken: die Kredite der Bank waren für die Firma noch nicht attraktiv genug. Denn 1970, das Desaster noch in den Knochen, waren die Umsätze der Firma naturgemäß sehr bescheiden, hoch gerechnet nicht mehr als 1 Million im Monat. Folge: auch die Kredite waren, dem Umsatz entsprechend, nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Die Bank war aber langfristig an hohen Umsätzen meiner Firma, und ich war an hohen Krediten der Bank interessiert. Diesem beiderseitigen Interesse bin ich entgegengekommen, indem ich das Umsatzkarussell in Bewegung setzte: Ich eröffnete dazu in der Bundesrepublik vier neue Konten bei vier verschiedenen Geldinstituten und ein Postscheckkonto obendrein. Die Firma hatte nun fünf deutsche Kontenträger und jetzt passierte folgendes: Hatte ich an einem Tag einen Zahlungseingang von meinethalben 100

Tausend Mark, dann ging dieses Geld also per Eilpost an die Schweizer Bank. Zugleich aber, und hier fängt das Karussell an sich zu drehen, bat ich die Schweizer, sie möchten die gerade eingegangenen 100 Tausend Mark telegraphisch sofort auf eines der deutschen Firmenkonten weiterüberweisen. Sie denken vielleicht, welches Interesse die Schweizer denn daran haben konnten. Die Schweizer Bank war schon zufrieden, wenn unser Geld auch nur eine Sekunde lang in Zürich bei ihnen drinnen lag. Denn das bewies ihnen einmal unsere Kreditfähigkeit, das Geld spazierte ja herein und sagte, seht, hier bin ich. Und daß das Geld dann prompt weiterüberwiesen werden sollte, konnte ihnen auch nur recht sein, denn das zeigte der Bank, daß die Firma das Geld nicht nur besaß, sondern es zur Investition in neue Geschäfte, also zur Vermehrung des Geldes auch dringend benötigte. Also schickten die Schweizer die 100 Tausend Mark ohne zu murren zu einer unserer deutschen Banken, die ich jetzt einmal Huber nenne. Die Bank Huber forderte ich dann auf, das Geld, dasselbe Geld an die zweite deutsche Bank, an die Bank Meier weiterzuleiten, und Meier wurde angewiesen, den Betrag wieder in die Schweiz zu schicken. Natürlich nicht auf den Pfennig genau die 100 Tausend Mark, sondern 94 600 oder 103 760 Mark oder so, damit das Falschspiel nicht platzte und der Betrag für die Schweizer wie anderes, wie neu erworbenes Geld der Firma aussah. Die Schweizer jagten das Geld sodann in die dritte deutsche Bank, also nach Müller, und Müller schickte es auf unser Konto bei Schmidt, Bank Nummer 4. Undsoweiter. Undsoweiter. Auf diese Weise schoben wir die 100 Tausend Mark pausenlos hin und her. Die Wirkung war, daß die 100 Tausend, immer mit einem anderen Absender, drei bis viermal in der Schweiz landeten und die Schweizer glauben mußten, der jeweilige Tagesumsatz betrage nicht 100 Tausend sondern etwas mehr oder etwas weniger als 400 Tausend Mark. Dieses Karussell bediente ich mehrmals im Monat, und zwar immer, wenn ein Kunde zahlte und ich einen Scheck in den Fingern hatte. Für die großen Augen der Schweizer Bankleute wuchs mein tatsächlicher monatlicher Umsatz von knapp 1 Million Mark auf diese Weise etwa auf das Vierfache, auf 4 Millionen an. Wir haben denen also einen unverschämt hohen Umsatz vorgegaukelt. Und die Erwartungen, die ich an dieses Karussell geknüpft hatte, wurden mehr als nur erfüllt: die waren der festen Überzeugung, daß bei uns der Ofen kräftig raucht, und haben den Kredit der Firma innerhalb eines Jahres von 200 000 auf 6 Millionen Mark angehoben. Die Bank in der Schweiz war umsatzbesessen und ich habe diesem Verlangen Rechnung getragen, indem ich dieses Umsatzkarussell in Gang setzte.

Der Dreh mit dem Umsatzkarussell war aber nicht die einzige Aktion, um die Schweizer an der Nase herumzuführen und ihr Vertrauen zu erschleichen. Das Ansehen eines Unternehmens ist in nicht unerheblichem Maße von den Auskunfteien abhängig. Auskunfteien gibt es in der Bundesrepublik mehrere. Die bekanntesten sind wohl die Auskunfteien Schimmelpfeng, Kreditreform, Bürgel und Wys Mulla. Diese Auskunfteien geben den Banken und den Unternehmen auf Anfrage Auskünfte über die Geschäftsentwicklung anderer Firmen, sie loben, wenn die Firma liquide ist, und sie schicken Warnungen heraus, wenn jemand finanziell angeschlagen ist, und bringen so eine gewisse Ordnung in die Kredit- und Unternehmensgeschäfte. Wer von den Auskunfteien schlecht beurteilt wird, ist erledigt und kriegt keine müde Mark mehr von den Banken.

Zu einer dieser Auskunfteien hatte ich damals recht gute Beziehungen. Jedenfalls kannte ich einen Mann, der eine solche Auskunftei leitete, welche in drei größeren deutschen Städten Agenturen unterhielt. Dieser Mann gab sich immer als Doktor aus, obwohl er in Wirklichkeit gelernter Schlosser war. Der Schlosser beurteilte nicht nur Krupp und Mannesmann, sondern auch Hebammen und kleine Krauter. Von diesem Mann wußte ich, daß er ein krankhaftes Geltungsbedürfnis hatte. Obwohl er nur 1,56 m groß war, war es ihm gelungen, der Schützenhauptmann in einer Kleinstadt zu werden. Da er auch noch andere nicht gerade billige Bedürfnisse hatte, brauchte er ewig Geld und stand daher des öfteren bei mir in der Tür, um sich welches zu pumpen. Er stand dort nie vergeblich, ich half ihm auf die Beine und ich wußte warum. Denn bei jemanden in der Kreide zu stehen, verpflichtet natürlich, und ich habe eigentlich nie zu denen gehört, die eine derartige Gelegenheit ungenutzt verstreichen lassen. Ab Sommer 1970 hätte uns der Schlosser und seine Auskunftei vernichtend beurteilen müssen. Durch zwei andere Auskunfteien ist das auch geschehen. Der Schlosser aber brachte Auskünfte heraus, die ich Zeile für Zeile selber entworfen hatte und in denen wahrheitswidrig vermerkt war, die Firma beschäftige über 200 Leute, habe ein Auftragspolster auf Jahre hinaus, die Lieferanten würden immer sofort bezahlt, der Umsatz floriere, die Bonität sei also durch und durch gegeben und ich verfügte über Privatbesitz, welcher für Haftungen in der Firma jederzeit einstehe. In Wirklichkeit war die Firma pleite. Wenn nun eine Bank oder ein Lieferant das Pech hatte, ausgerechnet bei dieser Auskunftei Erkundigungen einzuholen, dann wurden sie natürlich in Euphorie versetzt und den Geschäften stand nichts mehr im Wege. Kurzum: wir haben es geschafft, die Schweizer Bank zu bewegen, bei dieser Auskunftei über uns nachzufragen, und die Auskünfte fielen dann eben so aus,

wie ich sie aufgesetzt und der Pseudodoktor sie zu verantworten hatte und herausposaunte.

Der Wechselreiterring

Neben dem Umsatzkarussell und der für Schmiergeld auf Märchen spezialisierten Auskunftei habe ich noch eine dritte Karte gegen die Bank in Zürich auf den Tisch gelegt. Diese Karte bestand in einer recht ausgedehnten Wechselreiterei. Wechselreitereien sind im Grunde nicht mehr als Lehrlingsstückchen in der unseriösen Geschäftswelt, Anfängertricks, mit denen man sich sozusagen die ersten kriminellen Sporen verdient, und kleinere Reitereien kommen so häufig vor, daß die in Sachen Wirtschaftskriminalität erfahrenen Staatsanwälte beinahe schon das Gähnen kriegen, wenn mal wieder sowas aufplatzt. Von diesen kleineren Geschichten haben wir uns lediglich durch die Geldhaufen unterschieden, die wir dabei verdient haben. Die Idee, die Wechselreiterei zu organisieren, also einen regelrechten Ring aufzuziehen, ging seinerzeit von unserem Auskunft-Doktor aus. Der kam eines Tages angelaufen und imponierte mir mit einem Bild aus der Welt der Physik. Er sagte, stell dir vor, du sollst eine Leiche nehmen und sie irgendwo aufrecht hinstellen, das kriegst du nicht hin, denn die sackt sofort zusammen. Wenn du aber zehn Leichen zusammenpackst und irgendwo aufbaust, dann stützen sich diese zehn Leichen gegenseitig so, daß sie bei etwas Glück noch jahrelang aufrecht dastehen können. Entsprechend diesem Bild wollte der Doktor auch mit einigen wirtschaftlichen Leichen umspringen, mit mir und einigen anderen Firmen. Wirtschaftliche Leichen hatte der Auskunftfritze in seiner Kartei natürlich zur Genüge und er wußte von ihnen, daß sie, um nicht vollends beerdigt zu werden, zu jeder Gaunerei bereit sein würden. Anstatt also seiner eigentlichen Aufgabe gerecht zu werden und gute Firmen gut und schlechte Firmen schlecht zu beurteilen, zog dieser Mann nun zum Nachteil honoriger Geschäftsleute einen großangelegten Wechselreiterring auf. Er nannte mir immer wieder neue Geschäftspartner, und ich hatte nichts weiter zu tun, als mit diesen Partnern Wechsel auszutauschen, die bekamen Wechsel von mir, um sich bei ihren Banken refinanzieren zu können, und ich bekam Wechsel von ihnen. Mit diesen Wechseln wurde ich dann auch bei meiner Bank und wurden die anderen bei ihren Banken vorstellig. Jeder von uns wußte über den anderen natürlich genauestens bescheid.
In dem Zusammenhang fällt mir ein besonders kurioser Fall ein. Ich bekam von dem Auskunft-Doktor u. a. auch eine Adresse von einem Menschen, der nichts anderes mehr besaßt als vergilbte Briefbögen und verrottete Stempel. Sein Unternehmen war so zahlungsunfähig, daß gegen ihn nicht

einmal ein Konkursverfahren eröffnet worden war, denn er war wirtschaftlich so arm wie eine Kirchenmaus. Zwischen mir und der Firma Kirchenmaus ging nun folgendes über die Bühne. Erster Schritt: die Firma Kirchenmaus stellt mir Wechsel über 115 Tausend Mark aus, das heißt, Kirchenmaus bestätigt auf einem Stück Papier, daß meine Firma ihm für 115 Tausend Mark Eisen geliefert hat und er dieses Eisen innerhalb von drei Monaten zu bezahlen hat. In Wirklichkeit hat die Kirchenmaus nicht mal ein Gramm Eisen gesehen. Zweiter Schritt: ich reiche diese Wechsel bei meiner Bank in der Schweiz ein. Dritter Schritt: die Schweizer Bank holt über die Firma Kirchenmaus beim Doktor eine Auskunft ein, der Doktor stimmt eine wahre Hymne an. Vierter Schritt: die Schweizer Bank zahlt mir gegen die Wechsel die 115 Tausend Mark, weil sie per Auskunft ja damit rechnen zu können glaubt, das Geld nach Ablauf der drei Monate zurückzukriegen. Kirchenmaus hat mir auf diesem Wege also zu einem Geschenk von über 100 Tausend verholfen, wofür er ein schönes Trinkgeld kassierte. Fünfter Schritt: die drei Monate sind ins Land gegangen und die Schweizer fordern die Kirchenmaus auf, sie möge zahlen. Auf dem Konto der Firma Kirchenmaus in Deutschland lag aber kein Geld, was man hätte überweisen können. Sechster Schritt: also zahle ich auf dieses Konto die 115 Tausend ein und von da aus wandert der Betrag ordnungsgemäß in die Schweiz. Die Wechsel sind fristgerecht eingelöst. Siebter und letzter Schritt: zugleich, also parallel zu dieser Transaktion, gibt mir Kirchenmaus neue Wechsel über etwa 250 Tausend Mark, die ich dann in der Schweiz wieder versilbere. Das heißt: 115 Tausend wurden eingelöst und 250 Tausend wurden neu aufgerissen. Wenn auch mit kleineren Beträgen, so wurde nach diesem Muster und unter Aufsicht der Auskunftei mit etwa 20 Wechselreitern verfahren, mit Unternehmen also, die allesamt mit mindestens einem Bein im Grab standen, ja man kann sagen, wir waren ein einziges Leichenhaus.

Ein Blinder als Strohmann

Durch die Geschäfte meiner Firma wurden in erster Linie andere Unternehmen und vor allem Banken geschädigt. Wenn einer die Dinge aber so auf die Spitze treibt und seine Vorteile dazu noch so ausdauernd kalkuliert, wie wir das gemacht haben, dann kommt er gar nicht daran vorbei, auch dem Staat das eine oder andere Gröschchen aus dem Säckel zu holen. Für meinen unternehmerischen Kampf gegen den Fiskus will ich zwei Beispiele geben, die z. T. noch aus der Zeit vor 1970 stammen. Das ist einmal die Blindengeschichte und zum anderen der Komplex Bilanzschwindelei und Steuerbetrug. Eine Zeitlang gehörten zur Firma 20 Lastzüge, 4 Busse und 10 PKWs. Die Busse und PKWs fuhren auf Benzin, die Lastzüge mit Diesel. Nun gab

es und gibt es noch ein Gesetz, wonach ein Blinder keine Mineralölsteuer zu zahlen braucht. Kurzum: um dieses Gesetz zum Wohle der Firma in Anspruch nehmen zu können, haben wir einen Blinden gesucht, gefunden und eingestellt. Der war kaum drin in der Firma, da wurden alle Fahrzeuge auf seinen Namen überschrieben. Von diesem Tag an haben wir unseren Treibstoff bei einer großen Kölner Raffinerie ohne den pro Liter beträchtlichen Steuerzuschlag bezogen. Der Liter Diesel kostete damals 55 Pfennige, wir aber zahlten durch den Blinden fortan nur 17 Pfennige. Als dann, was ja über kurz oder lang mal passieren mußte, der Zoll hinter die Geschichte kam, da haben wir uns dumm gestellt und gesagt, was denn die Aufregung solle, die Autos gehörten doch alle dem Blinden und der fahre halt steuerfrei. Aber dieses Gezeter half natürlich nichts und der Zoll hat durch eine Verfügung erwirkt, daß der blinde Strohmann aus der Firma flog. Ich glaube, unser Blinder war sogar eine kleine Pioniertat, denn anschließend wurden alle Zoll- und Finanzämter vor diesem Trick gewarnt. Nichtsdestotrotz ist er mindestens noch einmal erfolgreich praktiziert worden: ein hochkarätiger Unternehmerkollege, den sie dann dafür zu sieben Jahren verurteilt haben, hat den Fiskus allein durch einen blinden Strohmann um annähernd 30 Millionen gebracht.

War es denn nicht auch ein gewisses Risiko, dem Blinden den gesamten Autopark zu übereignen?
Wieso denn Risiko. Ich konnte den Blinden leicht zum Inhaber meiner Autos machen, weil die Fahrzeuge ja gar nicht bezahlt waren. Der Blinde hat doch nichts als Schulden übernommen. Was nicht bezahlt ist, kann man doch seelenruhig verschenken, zumal die Autos den Reibach ja nicht für den blinden Lohnempfänger, sondern für mich nach Hause fuhren.
Aber der Blinde war ausnahmsweise tatsächlich blind?
Der war tatsächlich blind.

> »Bei einem steuerpflichtigen Lohnempfänger, bei dem heißts genau: du hast 1875 Mark und 68 Pfennige verdient, bist ledig, Steuerklasse so und so, das macht an Steuer im Monat genau 150 Mark und was weiß ich wieviel Zerquetschte. Der Unternehmer dagegen, der bestimmt doch seinen Steuersatz selber! Denn er macht eine Bilanz und in dieser Bilanz kann er, wenn er nicht vollkommen auf den Kopf gefallen ist oder anstelle seines beschädigten Kopfes einen guten Steuerberater hat, herumfuhrwerken soviel er will. Gut, er geht dabei natürlich Risiken ein. Aber diese Risiken sind minimal, denn nach fünf Jahren darf ich meine Bilanz ja wegschmeißen. Und die Steuerfahnder können im äußersten Falle alle vier Jahre in die Firma kommen. Nach vorheriger Anmeldung. Die kommen erst und fragen höflich: dürfen wir kommen.«

Ein Unternehmer, der trotz hoher Gewinne wenig Steuer bezahlt, ist ein gewiefter Mann, wer gar keine Steuern zahlt, weiß mit dem Staat bemerkenswert gut umzugehen, und Hut ab vor dem, der es, obwohl die Geschäfte laufen, versteht, auch noch Steuern zurückzubekommen. Ganz gleich wie er es anstellt, das A und O für seine Steuergeschäfte sind die Bilanzen. Bilanzschwindeleien, im Strafgesetzbuch beinahe zärtlich Täuschung zum Nachteile von Banken und Finanzamt genannt, sind in Wahrheit eine Art unternehmerischer Gefechtsstand gegen den Zugriff des Fiskus. Ich hatte wie jeder vernünftige Geschäftsmann natürlich stets das Bestreben, keine Steuern zu zahlen, und darum hatten die Steuerberater in sturer Regelmäßigkeit den Auftrag, fürs Finanzamt katastrophale Bilanzen zu erstellen. Oft war ein eigener Auftrag dazu nicht einmal nötig, denn die Berater machten von sich aus die kompetentesten Vorschläge. Wir haben es dann über Jahre hinweg fertiggebracht, in zwei vollkommen verschiedenen Anzügen aufzutreten: wenn es mal wieder soweit war, ging ich in Begleitung eines Steuerberaters und Rechtsanwalts zum Finanzamt und wir jammerten dort im Chor: Defizite, Defizite, die Firma schleppe sich nur noch so dahin und groß steuerzahlen sei beim besten Willen nicht drin, denn dann seien am Ende sogar die Arbeitsplätze gefährdet. Die Jammerei kostete alle Jahre wieder ein paar Stunden Stirnrunzeln, Schweiß und Kraft, aber es lohnte sich auch: die Besteuerung war mehrfach gleich Null. Das war der Vormittag. Am Nachmittag desselben Tages stand ich dann in der Bank, mit demselben Steuerberater und demselben Anwalt. Während wir ins Finanzamt eben noch hineingeschlurft waren, traten wir bei der Bank mit geschwellter Brust auf. Hier legten wir Bilanzen vor, die in genau entgegengesetzter Richtung gefälscht waren, d. h. sie wiesen Gewinne und ein florierendes Unternehmen aus und die Kredite konnten losmarschieren. Das wars, woran der Staatsanwalt dann eines Tages Anstoß nahm, und von den Bilanzen ausgehend, hat er dann auch die anderen Delikte spitzgekriegt.

Da fällt mir noch eine herrliche Geschichte ein: nach Gründung der neuen Firma hatte ich einen Steuerberater, der dermaßen korrupt war, daß er *(er lacht und lacht)* eine Steuerrückzahlung für mich herausholte, während gleichzeitig die Bank die Kredite anhob. Mitte 70 schuldete die alte Firma dem Finanzamt ungefähr 2 Millionen Mark. Die neue Firma, die ja nichts anderes als die alte war, hat nun, obwohl sie noch keinen Heller an Steuern abgeführt hatte, die sogenannte »Mehrwertsteuerrückvergütung« in Anspruch genommen und ein Heidengeld kassiert. Ich kann Ihnen sagen, das war solide, das war sogar echt gekonnt. Soll ichs Ihnen erzählen: die neue Firma war beim Finanzamt völlig unbekannt, wir haben lediglich mitgeteilt, sie sei gegründet. Dann ist die neue Firma hergegangen und hat auf dem Papier für 1,3 Millionen Eisen gekauft. Die Firma hat aber im gleichen Zeitraum, in dem sie für soviel Geld *ge*kauft hat, nur für 70 Tausend Mark *ver*kauft. Wenn aber einer für 1,3 Millionen Ware kauft, dann muß er ja die in diesem Preis enthaltene Mehrwertsteuer mitbezahlen. Steht diesem großen Kauf nun aber kein entsprechender Verkauf entgegen, dann kann der Unternehmer in den Genuß dieser Mehrwertsteuerrückvergütung kommen. Ich genoß auf diese Weise seinerzeit 88 Tausend Mark. Der Beamte, der den Betrag anweisen mußte, hat Augen und Maul aufgerissen. Aber gezahlt hat er.

Außergerichtliche Moratorien

Sie haben mich gefragt, wieso es eigentlich möglich war, nach dem Eingreifen des Staatsanwalts 1970 mit der Firma weiterzumachen, obwohl die Entdeckung unserer Schwindelunternehmungen doch dazu geführt haben müsse, daß die diversen Gläubiger mit ihren hohen Zahlungsforderungen auf mich zukommen. Wissen Sie, auch hier gab es Wege, sich vorübergehend aus der Affäre zu ziehen. Richtig ist, daß die Schulden schon wenige Monate nach dem Debakel, spätestens im Oktober 1970 fällig waren. Richtig ist aber auch, daß ich von diesen Schulden kaum etwas wirklich bezahlt habe. Denn ich habe mit einigen Gläubigern sogenannte außergerichtliche Moratorien gebildet, das heißt einen Handel geschlossen, den ich den Herren so unterbreitete: ihr verzichtet global auf 50-60% eurer Forderungen an die alte Firma, dafür könnt ihr die neue Firma vorzugsweise beliefern, und zwar zu folgenden Konzessionen: Ihr schlagt auf den Festpreis jeder meiner Firma in Zukunft zu liefernden Tonne Blech einfach einen gewissen Betrag auf, so daß ihr die euch aus meinem Schuldenberg zustehenden restlichen 40-50% sukzessive, etwa im Verlauf von zehn Jahren hereinbekommt. Das brachte mir zwar einen gewissen Zinsnachteil, aber es half meinen akuten Zahlungsschwierigkeiten erst mal aus der

Patsche. Auf diesen Handel sind nicht wenige Lieferanten eingegangen. Es gab Firmen, die haben, diesem Modus entsprechend, auf 95% ihres Geldes verzichtet. Eine Firma im Ruhrgebiet, der ich zwischen 500 und 800 Tausend schuldete, hat mir sogar den ganzen Betrag gestundet, nur um mit uns im Geschäft zu bleiben. Der Grund für diese Großzügigkeit ist ein ganz simpler. Wenn eine Firma zusammenbricht, dann gerät nicht nur das Pleite-Unternehmen ins Zwielicht, sondern ins Zwielicht geraten dann automatisch auch viele der Firmen, die mit dem Pleite-Unternehmen Geschäftsbeziehungen unterhielten. Denn dann heißt es sofort, sieh mal einer an, die Firma A hatte mit diesem Pleitegeier zu tun, das heißt, da hat sie bestimmt ganz schön Federn lassen müssen. Also Vorsicht, denn dann wird die Firma A wohl selber in wirtschaftlichen Schwierigkeiten sein. Folglich nimmt die Firma A, soweit sie es ökonomisch einigermaßen verkraften kann, lieber kleinere Verluste in Kauf, als groß ins Gerede zu kommen. Der Schweizer Bankier führte sich in dem Zusammenhang ja ganz ähnlich auf. Als die Schweizer im Dezember 71 von der Staatsanwaltschaft schriftlich und fernschriftlich darüber informiert wurden, daß sie ihre Riesenkredite einem Konkursunternehmen zugeschustert hatten, da haben die nicht etwa Hölle und Himmel in Bewegung gesetzt, den Schwindel an die Öffentlichkeit zu bringen, sondern sie haben bei der Anwaltschaft in Zürich so gute Zeugnisse über mich abgegeben, daß der arme Staatsanwalt mit seinen Beweisen im Koffer die Welt nicht mehr verstand. Der Bankdirektor wäre mit gefalteten Händen und auf den Knien durch ganz Zürich gerutscht, wenn er dadurch vor der Geschäftswelt hätte vertuschen können, daß er durch die Firma Zech runde 6 Millionen Mark verloren hat. Dabei muß folgendes bedacht werden. Schweizer Banken haben es auf dem deutschen Geldmarkt seit alters her sehr schwer. Durch den Kontakt zu meiner Firma war es den Zürichern jedoch gelungen, wenigstens ein Stückchen Land zu erobern. Denn über meine Firma hat die Schweizer Bank peu à peu auch andere deutsche Firmen kennengelernt, die dann ebenfalls ihre Kunden wurden. Und dieser ungestörte Zuwachs deutscher Unternehmerkunden war der Bank langfristig das liebere Kind als die kurzfristige, aber mit einem gehörigen Prestigeverlust verbundene, weil öffentlich bemerkte Rückzahlung der Millionenkredite. Daß ich den Schweizer Bankier, wie Sie wahrscheinlich aus der Zeitung wissen, mittels einiger Fotos, auf denen er mit gewissen Frauen zu sehen war, nebenher auch ein bißchen erpreßt habe, war zwar vielleicht nicht völlig unwirksam für sein Verhalten, aber die Fotos haben wirklich nur eine untergeordnete Rolle in der ganzen Geschichte gespielt.

Die Fabrik als Attrappe

Trotz der Millionenschiebungen aber gab es weder Kaiser noch Tribun, der die Firma Zech vor dem Konkurs hätte bewahren können. Für eine gewisse Zeit ließen sich der juristische Trick mit der neuen Firma und die geschickt aufgereihte Betrugskette zwar in klingende Münze umsetzen, aber das Siechtum des Unternehmens wurde dadurch nur künstlich verlängert. Zwar war es Zech gelungen, die kapitalistische Prestigeangst der Schweizer Bank und einiger Lieferanten für seine Interessen auszunutzen, so daß sie ihm bis zum bitteren Ende die Stange hielten. Aber versteckt hinter der schönen Kulisse enormer finanzieller Transaktionen, kam die Produktion in der Firma selbst immer mehr zum Erliegen. Durch den Staatsanwalt gewarnt, ließen sich nämlich *neue* Kunden für die Firma nicht auftreiben, die Auftragspolster wurden folglich immer schmaler und Zech war gezwungen, einen Arbeiter nach dem anderen zu entlassen. Großes Aufsehen erregte das nicht, denn die Entlassenen waren meist Facharbeiter und kamen damals noch relativ schnell anderswo wieder unter oder sie waren Pendler, die mit ihrer Wut die Stadt verließen.

Aber selbst noch, als es in der Firma 5 vor 12 und das sichere Ende nur noch eine Frage der Zeit war, gab Zech nicht auf, sondern bewegte sich so, als ob diese Gesellschaft ihm gehörte, was für ihn, den Kapitalisten, in gewissen Grenzen ja auch Jahre lang gegolten hatte. Um seinen drohenden Konkurs zu verheimlichen, zog er Register, die so unglaublich sind, daß sie schon wieder amüsant klingen, wie beste Eulenspiegeleien. Als z. B. die Belegschaft auf etwa zehn Leute geschrumpft war, die mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt wurden: Türen streichen, Höfe fegen, Kräne reparieren, hat Zech eine Betriebsbesichtigung veranstaltet, bei der die staunenden Besucher mit einer kompletten Belegschaft hinters Licht geführt wurden: die Angestellten in den Büros waren ausgeliehene Schreibkräfte aus einer befreundeten Anwaltskanzlei, und die Männer mit Helm und Kittel in den Werkstätten waren gemietete Studenten einer nahen Universität. Und auch die Nachbarn der Firma sollten glauben, im Unternehmen Zech sei nach wie vor alles zum Besten bestellt: die Zech tatsächlich verbliebenen zehn Arbeiter schlugen kräftig Radau, der Krach wurde auf Tonband aufgenommen, und für Produktionslärm war gesorgt. Die dreisteste Eulenspiegelei aber war die Wasserturm-Aktion.

Ein städtischer Wasserturm als private Sicherheit

Bei jener Betriebsbesichtigung lief auch der Schweizer Bankdirektor mit durch Hallen und Büros. Der Direktor war entzückt über das emsige Geklappere an den Schreibmaschinen und über den Lärm in den Werkstätten. Da nahm er mich plötzlich beiseite und fragte mich, Herr Zech, was haben Sie denn da für einen großen Turm. Dieser Turm war der Wasserturm der Stadt. Der Direktor aber war kurzsichtig und hatte den feinen Maschendraht übersehen, der den Turm und mein Firmengelände voneinander trennte. Da hab ich nicht lange überlegt und mir gedacht, aus dieser Trotteligkeit kannst du Geld machen, und ihm eröffnet, das sei der Sauerstoffturm meiner Firma. Der hat wohl viel gekostet, meinte da der Direktor, und ich hab ihm geantwortet, das könne man wohl sagen, der Turm sei 3,3 Millionen wert. Das gefiel dem Direktor und er kam in Fahrt: ob ich ihm den Turm nicht als Sicherheit zusprechen könne. Zusprechen läßt der

sich alle Tage, hab ich dann zu seiner Freude erwidert. Dann haben wir den Turm fotographiert und eine Erklärung aufgesetzt, daß, sollte es mit der Firma mal bergab gehen, ihm der Turm gehören würde.
Als der Direktor nach meiner Verhaftung, also etwa ein Jahr später, mit seinen 6 Millionen Kreditverlust in seiner Bank saß, da wollte er wenigstens die ihm übereigneten Sicherheiten realisieren. Darum machte er sich sofort auf die Socken, besuchte die Firma und begab sich zu dem großen Turm. Hier sah er nun erstmals den Maschendraht und das Schild der Stadtverwaltung ›Betreten verboten!‹ Aber nicht für mich, dachte da der Direktor und betrat das städtische Gelände. Da entdeckte ihn der Pumpenwärter und ging ihn an, was er hier wolle. Der Direktor: Ich bin der neue Besitzer. Der Wärter: Ja, so siehst du auch aus, du Depp. Der Wärter dachte, er sei auf einen Irren gestoßen. Die dann folgende Offenbarung hat den Bankier dermaßen mitgenommen, daß er sich in meiner Firma gleich mehrere Mokka kochen und sich immer wieder erklären ließ, worum es sich bei seinem großen Turm in Wirklichkeit handelte. Vor Gericht hat man mir später die Frage vorgelegt, warum ich, etwa als Lagerhalle, der Bank nicht auch den Hauptbahnhof übereignet hätte.

Aktienboom aus dem Nichts

Zu guter Letzt bin ich in ein Geschäft eingestiegen, dessen Früchte ich aber nicht mehr ernten konnte, weil ich, als die Klasse klingelte, bereits im Knast hockte. Da animierte mich eines Tages unser Bankier, ich solle ab sofort und ohne Unterlaß die verschiedensten Banken anschreiben, deren Telexnummer er mir nannte, und nach Shantung-Aktien fragen. Erst sachte, dann immer aufgeregter. Da hab ich erst mal wissen wollen, was das ist: Shantung. Ja, sagte der Bankier, irgendeine Eisenbahnlinie in Rot-China. Also habe ich die Banken angeschrieben und zurück kam immer dieselbe Antwort: Die Kurse würden gar nicht notiert. Es gebe wohl Shantung-Aktien, aber nach denen sei schon Jahrzehnte lang nicht mehr gefragt worden. Diese Antwortschreiben habe ich regelmäßig dem Bankier geschickt, der sie wohl gesammelt hat. Nach einer Weile meinte der Bankier, ich kennte doch noch eine stattliche Anzahl anderer Unternehmer, die ihrerseits mit anderen Banken zu tun hätten, und es koste mich doch nichts, die ebenso anzustacheln, sich in der Shantung-Sache mal herumzuhören. Gesagt, getan, kurz darauf hatte ich so an die 600 Anfragen vermittelt. Zwischen den Banken und den Unternehmern hob ein regelrechtes Shantung-Geflüster an. Da hab ich den Bankmenschen gefragt, was er mit der Geschichte eigentlich bezwecke. Die Sache ist die, unterrichtete mich der Bankier: wir haben in den Panzerschränken unserer Bank die Aktien dieser Shantung-Gruppe,

von der aber seit 1938 kein Mensch mehr weiß, was mit denen überhaupt los ist. Diese Aktien sind nicht einmal das Papier wert, auf dem sie gedruckt sind. Und an diesen Aktien wollen wir bei Banken und Börsen Interesse wecken. Und sehen Sie, die ersten zarten Anfragen habe ich bereits in der Tasche, die Banken suchen schon je 15 oder 20 Aktien. Ja, und wenn das so weitergeht, dann schmeiß ich die Dinger eines Tages allesamt auf den Markt. Soweit der Bankier. Seine Aktien waren also Papier, Toilettenpapier. Ich hab dann zwar auch weiterhin und stur ein paar Anfragen herumgehen lassen, aber danach war erst mal ein ganzes Jahr Ruhe. Bis auf einmal. Da gab der Bankier wieder Laut in der Sache und sagte, Herr Zech, kein Fernschreiben mehr raus – die ganzen Aktien sind verkauft. Für 120 Millionen Mark. Da hab ich natürlich die Hand aufgehalten und gefragt, was krieg ich davon mit. Wird alles geregelt, beruhigte mich der Bankier. Ich bin gerade acht Tage im Knast, da berichten *Capital* und *Spiegel*, daß unser Bankier seine Aktien tatsächlich restlos aus seinem Panzerschrank heraus und in den Markt hineinbekommen hat. Möglich war das geworden, weil ein international renommierter Schweizer Währungsexperte per Gutachten bestätigt hatte, die Aktien erfreuten sich einer außerordentlich guten Tendenz und würden in Zukunft weit über Kurs notiert werden. Gott und die Welt hat der Kerl verrückt gemacht. Aus allen Ecken kamen dann die Anfragen: Wir wollen Shantung-Aktien, wir wollen Shantung-Aktien. Und dann hat der Hund sie im entscheidenden Moment, als besonders viel für sein Toilettenpapier geboten wurde, herausgeholt und verkauft. Inzwischen haben die Aktien wieder den Wert, den sie verdienen: Archivwert, interessant lediglich fürs Kriminalmuseum.

Seriöse Nachbemerkungen über unternehmerische Spielregeln

I

Wir haben festgestellt, daß es in der Geschäftswelt eine wirtschaftskriminelle Grauzone gibt, ein Niemandsland zwischen Seriösität und Verbrechen, in welchem illegale Unternehmungen vollkommen legal aussehen und unbeschattet gedeihen können. Was hat einem Unternehmer wie Ihnen, der sich in diesem Niemandsland doch recht selbstbewußt zu bewegen wußte, schließlich dennoch den Hals gebrochen?

Es klingt paradox, trifft aber den Nagel auf den Kopf: den Hals gebrochen haben mir im Grunde mein Anstand und meine Ehrlichkeit. Wenn ich, als es mit der alten Firma zu Ende ging, cool genug gewesen wäre, Schluß zu machen, Konkurs zu machen, zum großen Schaden aller Gläubiger, dann wäre ich nie, niemals für so lange Zeit ins Gefängnis gegangen. In den Knast bin ich gegangen, weil ich, als ich die neue Firma anmeldete, ganz einfach sozusagen ehrlich war. Nicht subjektiv ehrlich, objektiv. Denn ich habe mit

den Gläubigern doch Vergleiche, diese außergerichtlichen Moratorien abgeschlossen. Es versteht sich von selbst, daß das Motiv dafür ein durchaus egoistisches Geschäftsinteresse war: ich rechnete mir nämlich aus, dadurch zu überleben. Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist, daß die Gläubiger mittels dieser Vergleiche zwar *etwas* Geld eingebüßt, aber bei weitem *nicht alles* verloren haben. Insofern war ich ihnen gegenüber anständiger und ehrlicher, als für mich gut war. Denn wenn ich 1970 nur gemacht hätte, was die meisten in Schwierigkeiten geratenen Unternehmer tun, wenn ich also ganz einfach den Konkurs der alten Firma angemeldet hätte, dann wären die Gläubiger allesamt da gestanden, hätten dumm aus der Wäsche geguckt und auf einen Schlag allen, aber restlos allen ihren Außenständen hinterhergegafft. Der Konkurs ist ja das normale Verfahren in solchen Situationen. Er bringt zwar viele andere Leute um viel Geld, manche kleinen Kunden macht er sogar bettelarm, aber er ist legal. Dem äußeren Anschein nach und für Leute, die nichts von Geld verstehen, ist der Konkurs eine Bankrotterklärung, in Wirklichkeit aber ist er die vorteilhafteste Maßnahme zur Gesundschrumpfung eines Unternehmens. Diese Spielregeln des Kapitalismus habe ich damals dummerweise nicht beachtet, einfach aus Eitelkeit. Die ganz private Eitelkeit hat mich für einige ökonomische Gesetze blind gemacht und blind gemacht für die legalen Mittel des Betrugs, des Betrugs z. B. an meinen Kunden, denen ich Geld schuldete. Die außergerichtlichen Moratorien, welche nur kurzfristige Vorteile hatten, waren dagegen kriminell, und der Staatsanwalt fing folglich an, in meinen Geschäften herumzuwühlen. Bei einem soliden Konkurs jedoch hätte sich der Staatsanwalt nur für meine Steuerhinterziehungen interessieren können, und dafür, ja mein Gott, dafür hätten sie mir vielleicht für ein gutes Jahr das Handwerk legen können, aber niemals gleich für volle acht Jahre. Doch was nützt mir heute »ich hätte, ich hätte«!

Ich frage Herrn G., Zechs heutigen Rechtsanwalt, ob er diese Version seines Mandanten bestätigen wolle. Herr G. meint, das seien zwar die Worte des Unternehmers, aber sachlich könne er die »Dummheit« nur bestätigen.

2

Bekanntlich ist die Dunkelziffer bei der Wirtschaftskriminalität sehr hoch. Nicht nur, weil bestimmte Delikte, durch Macht und Beziehungen vor dem Staatsanwalt abgeschirmt, erst gar nicht bekannt werden, sondern auch, weil die Behörden, wenn sie schon mal jemandem auf der Spur sind, sehr oft im Trüben fischen. Dazu kommt ein Drittes: gegen bestimmte Betrügereien wird, obwohl sie erwiesen sind, erst gar nicht verhandelt. Das gabs doch auch in Ihrem Fall?

Ja, das gab es und zwar in der Schweizer-Bank-Geschichte. Wenn ich den Betrug am Fiskus, an den Firmen, an den deutschen Banken usw. bilanziere, dann ging es in meinem Fall um kriminelles Geld in Höhe von 23 Millionen Mark. Der Kreditbetrug an der Schweizer Bank macht dabei also

etwa ein Viertel aus. Natürlich wollte mich der Staatsanwalt zuerst auch in dieser Kreditangelegenheit in die Pfanne hauen. Weil er aber damit rechnete, daß die Strafe gegen mich auch ohne diese Angelegenheit sehr hoch ausfallen würde, hat er auf die Durchführung dieses Verfahrens schließlich verzichtet.

Mit anderen Worten: die Tatsache, daß Sie die Bank um 6 Millionen betrogen haben, hat Ihnen keinen Pfennig Geldstrafe und keine Minute mehr Haft eingebracht.

So ist es. Die 8 Jahre wegen der anderen Delikte waren für sich genommen schon so eine Art Höchststrafe. Wäre auch der Bankbetrug verhandelt worden, dann hätte ich vielleicht noch ein halbes Jahr dazu gekriegt. Aber diese Kleinigkeit wurde dann niedergeschlagen. Denn wegen dieser sechs Monate extra einen Prozeß zu führen, der dann vielleicht ein paar Hunderttausend Mark gekostet hätte, war für den Fiskus schon allein aus ökonomischen Gründen nicht sehr attraktiv.

Was Sie als Unternehmer so alles auf die Beine gestellt haben, klingt für jemanden, der von der Oberwelt nur gerüchteweise weiß, wie social fiction. Und doch sind Ihre Methoden nur Ausdruck davon, daß Sie ein in Schwierigkeiten geratener mittelschwerer Boß mit einem mittelgroßen Unternehmen waren. Als Sie in der Klemme saßen, als also die Kunden weniger wurden und Ihr Marktanteil zusammenschrumpfte, mußten Sie sich gegen das Dilemma was einfallen lassen. Da das legal nicht hinhaute, haben Sie alles in Bewegung gesetzt, um es wenigstens auf halblegale oder illegale Weise zu schaffen. Sie haben mit unerlaubten Mitteln die Konkurrenz ausgeschaltet und haben mit unerlaubten Mitteln um relative Marktmacht gekämpft. Ein Riesenkonzern, und das ist für die gesellschaftliche Einordnung Ihrer Geschichte ja ganz aufschlußreich, aber kann auf diese Mittel getrost verzichten. Denn ihm stehen für dieselben Zwecke und für dieselben Ziele legale Mittel zur Verfügung.

Da ist schon was dran. Aber ich will meine Unternehmungen in keiner Weise entschuldigen, und ich bezahle im Knast ganz anständig dafür. Nur: im Grunde war ich mit meinen Millionen eine Art Störenfried. Mein Fehler bestand darin, große Unordnung in die Geldgeschäfte gebracht zu haben. Und ich will die Gelegenheit nutzen, darauf zurückzukommen, worüber wir irgendwann mal miteinander gesprochen haben: Wenn Toni Schmücker bei VW über 20 tausend Arbeitern aus Rationalisierungsgründen die Entlassung androht, dann ist das zwar bedauerlich, aber durchaus seriös. Kein Mensch wird auf die Idee kommen, Schmücker deshalb einen Kriminellen zu schimpfen, denn er entläßt ja legal, er beachtet dabei die Spielregeln, wie sich das für einen Ehrenmann gebührt. Oder wenn gewisse Regierungen Waffen an faschistische Regimes oder in Kriegsgebiete liefern: gut, dagegen läßt sich protestieren, so nach dem Motto: die einen verscherbeln Waffen, die anderen dürfen sagen, daß sie das nicht schön finden. Aber als kriminell gelten die staatlichen Waffenhändler darum noch lange nicht. Denn auch sie halten die Spielregeln ein. Oder, warum in die Ferne schweifen, sprechen wir von meiner Firma. Ich darf zwar keinen Bankdirektor mit peinlichen Fotos erpressen, dann steht sofort der Staatsanwalt vor der Tür, aber als ich

meine Lehrlinge mit Drecksarbeit beschäftigte und mich schwarz an ihnen verdiente, da kam kein Staatsanwalt. Denn über all das läßt sich zwar streiten, aber es ist bei weitem nicht kriminell. Es ist mit Einschränkungen sogar seriös. Mein Ansehen als Unternehmer hab ich seinerzeit jedenfalls nicht verloren, weil meine Arbeiter sich bei uns wie auch anderswo halb krumm schuften mußten, sondern wegen der illegalen Kapitaltransaktionen. Wie gesagt, das soll keine Entschuldigung sein, aber keiner soll glauben, daß meine alten Freunde, wenn sie sich da vor den Augen der Öffentlichkeit aufbauen, alle miteinander die feinsten Leute sind . . .

Nr. 51 – April '76: Redaktionskollektiv, „Schafft, zwei, drei, viele . . ." – Historische Perspektiven und aktuelles Dilemma des Internationalismus / Hellmut G. Hassis, Zur Verbindung von Betriebskämpfen und sozialen Kämpfen in Italien / Ingolf Ahlers, Das MFA – Kleinbürger in Uniform / ‚Dekolonialisation ist immer ein Phänomen der Gewalt' – Siedlerkolonialismus am Beispiel Angolas / Klassenkämpfe in Spanien: Comisiones Obreras – neue Arbeiterbewegung in Spanien

Nr. 52 – Juni '76: geplant ist eine Diskussion über die Möglichkeiten linker Gegenwelt angesichts zunehmender Repression: Schule und Universität, Anwaltspraxis, Landkommunen / Rekonstruktion der Kritik des Alltagslebens / Diskussion über Batailles ‚Aufhebung der Ökonomie' / Versuch über den Gebrauchswert / Zur weiblichen Produktivität / Rezension zu Duerr und Feyerabend

POLITIKON

Vertrieb: MALDOROR-Buchversand, 2 Hamburg 13, Postfach 132251 oder PROLIT-Buchvertrieb, 63 Gießen, Postfach 2969 – Einzelpreis DM 2,–

rororo aktuell – Die größte politische Taschenbuchreihe der Bundesrepublik – Herausgegeben von Freimut Duve – Bisher 170 Titel – Jeden Monat 2 neue Bände

Die neuen Bände

Kritische Texte

Mao Tse-tung
Das machen wir anders als Moskau! Kritik an der sowjetischen Politökonomie. Hg. von Helmut Martin (1940/DM 5,80)

Mansholt, Sicco
Die Krise Europa und die Grenzen des Wachstums (1823/DM 4,80)

Galtung, Johan
Kapitalistische Großmacht Europa oder Die Gemeinschaft der Konzerne? "A Superpower in the Making" (1651/DM 4,80)

Jahn, Egbert
Kommunismus – Und was dann? Zur Bürokratisierung und Militarisierung des Systems der Nationalstaaten (1653/DM 4,80)

Aktuelle Politik

Greiffenhagen, Martin/Scheer, Hermann (Hg.)
Die Gegenreform. Zur Frage der Reformierbarkeit von Staat und Gesellschaft (1943/DM 6,80)

Berger, Lieselotte/Bothmer, Lenelotte von/Schuchardt, Helga
Frauen ins Parlament? Von den Schwierigkeiten, gleichberechtigt zu sein (1946/DM 3,80)

Jugendarbeitslosigkeit
Materialien und Analysen zu einem neuen Problem. Hg von Sybille Laturner und Bernhard Schön (1941/DM 5,80)

Iring Fetscher/Horst E. Richter (Hg.)
Worte machen keine Politik. Beiträge zum Kampf um die politischen Begriffe (rororo aktuell 4005/ca. DM 4,80)

Liberalität

Duve, Freimut/Kopitsch, Wolfgang (Hg.)
Weimar ist kein Argument oder brachten Radikale im öffentlichen Dienst Hitler an die Macht? Texte zu einer gefährlichen Geschichtsdeutung (4002/DM 5,80)

Albertz, Heinrich
Dagegen gelebt – von den Schwierigkeiten, ein politischer Christ zu sein. Gespräche mit Gerhard Rein (4001/DM 3,80)

Albertz, Heinrich/Böll, Heinrich/Gollwitzer, Helmut u.a.
»Pfarrer, die dem Terror dienen«? Bischof Scharf und der Berliner Kirchenstreit 1974. Eine Dokumentation (1885/DM 4,80)

Frister, Erich/Jochimsen, Luc
Wie links dürfen Lehrer sein? Unsere Gesellschaft vor einer Grundsatzentscheidung (1555/DM 3,80)

Zülch, Tilman
Von denen keiner spricht. Kurden, Basken, Chicanos, Indios, Meschier (Sowjetunion) u.a. Unterdrückte Minderheiten – von der Friedenspolitik vergessen (1879/DM 5,80)

Industriekritik

Wustenhagen, Hans-Helmut
Bürger gegen Kernkraftwerke. Wyhl – der Anfang? (1949/DM 3,80)

Vilmar, Fritz (Hg.)
Industrielle Demokratie in Westeuropa. Menschenwürde im Betrieb II. (1711/DM 7,80)

Kasiske, Rolf (Hg.)
Gesundheit am Arbeitsplatz. Berichte und Analysen zu Belastungen und Gefahren im Betrieb (1876/DM 6,80)

Technologie und Politik

aktuell-Magazin – Herausgegeben von Freimut Duve. Ein kritisches, vierteljährlich erscheinendes Periodikum im Taschenbuchformat
Heft 3:
Welthungerkatastrophe und Agrarpolitik (1942/DM 6,80)

Internationales

Technologie und Politik, Heft 4:
Rüstungs-Technologie (1945/DM 6,80)

Regis Debray
Kritik der Waffen. Wohin geht die Revolution in Lateinamerika? (1950/DM 6,80)

Ulrich Albrecht/Dieter Ernst/Peter Lock/Herbert Wulf
Rüstung und Unterentwicklung. Iran, Indien, Griechenland/Türkei: die verschärfte Militarisierung (4004/DM 6,80)

Nicht mehr brandneu, aber immer noch hochaktuell:

Das erste feministische Manifest in deutscher Sprache und nicht übersetzt.

Frauen, am besten stellt Ihr Euch zwei Frauenjahrbücher ins Regal, es könnte ja mal eine Freundin (Mutter oder Tante oder so) vorbeikommen, die es noch nicht hat.

Es läßt sich auch im Grünen lesen, vorlesen, selberlesen, es läßt sich drin einiges nachlesen (wie war das, bevor es Frauenzentren gab, wo ist das Frauenzentrum in meinem Ferienort), es ist zwar dick aber nicht doof.

Ein Buch, um das es sich zu streiten lohnt. Worüber und wie streiten sich die Feministinnen untereinander? Im Anhang zur Neuauflage nehmen die Herausgeberinnen des Frauenjahrbuchs und die Frauen vom Frauenkalender 75 Stellung zu Angriffen aus der Bewegung.

Also Frauen: wenn Ihr ALLES wissen wollt, kauft das Frauenjahrbuch 1

312 Seiten, DM 10.-

Bitte fordern Sie unseren kostenlosen Almanach „Biecher" an!

Verlag Roter Stern
6 Frankfurt Postfach 18 0147

Reihe
UNSERE STIMME

LP
Textheft
US 18
18 Mark

Sparifankal – Bayernrock
Bayern-Rock mit Texten über das Leben heutzutage und morgen (nicht nur in Bayern).

2 LP's mit Textheft US 14 25 Mark

Die Songs aus den Stücken des bekannten Theaterkollektivs ROTE RÜBE:
Bravo, Bravo – Terror – Viva Italia – Frauenpower

Whyl 75

Single
US 16
5 Mark

Pass uff, daß man dich nit umdrillt
Bruckelied
Rudi Ratlos

Leben - Kämpfen - Solidarisieren

Live-Aufnahme der großen Spanien Solidaritätsveranstaltung in Offenbach im Herbst 75, zu der 5.000 Menschen kamen. Es singen: *Amparo, Biermann, Eck, El Camperol, Klaus der Fiedler und Toni, Mossmann, Tommi und Viglietti.* *Erich Fried* spricht Gedichte.

2 LP's mit Textheft US 12 25 Mark

Tommi, Sänger aus München, macht mit seinen radikalen Liedern keinen politischen Aufklärungsunterricht, sondern fordert zum Mitsingen, Provozieren, Selbermachen heraus. Seine Lieder sind Ausdruck von Ereignissen, Aktionen, allgemeinen und subjektiven Stimmungen und Alltagserlebnissen.
LP mit Textheft US 15 18 Mark

STRASSENMUSIK

Klaus der Fiedler und Toni

Klaus der Fiedler und Toni sind (vor allem) Straßenmusiker in Köln. In dieser Tradition stellen sie sich, mischen Volksmusik, Schlager, Gassenhauer mit eigener Musik. Lieder vom Leben, Freude und Leid, Unterdrückung und Widerstand in hochdeutsch oder Mundart oder einfach mit Instrumenten.
LP mit Textheft US 13 18 Mark

Ballade vom zufälligen Tod

Walter Mossmann:
Ballade vom zufälligen Tod
Ballade von Jaime
Single US 17 5 Mark

TRIKONT

JOSEPHSBURGSTR. 16 8 MÜNCHEN 80

Wolfgang Gabel
Der Boß

I.

Dr. Kurt Samuel Wallersteiner, Träger des Bundesverdienstkreuzes, mit Wohnsitzen in Frankfurt, London, Nassau/Bahamas, Inhaber von 64 Firmen, u. a. in Liechtenstein und Wien, in denen er zeitweise elf Mitarbeiter beschäftigt, deutscher und britischer Staatsbürger, war zur Untersuchungshaft zu bringen.

Er habe (Aktenzeichen 3 Gs 3281/70), so der Haftbefehl des Amtsgerichts Heilbronn vom 24. 6. 70, von Juli bis November 1968 in Heilbronn, Frankfurt und anderen Orten, gemeinschaftlich mit anderen »in zwei rechtlich selbständigen und fortgesetzten Handlungen jeweils in der Absicht, einem Dritten oder sich selbst einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu schaffen, das Vermögen eines anderen dadurch geschädigt, daß er durch Vorspiegelung falscher Tatsachen einen Irrtum erregte«.

1. Der Mitbeschuldigte G. bestellte bei der Firma Strojexport in Prag im August und September 68 Baumaschinen für insgesamt 7 449 908 Mark. G. trat, wie allen Beteiligten bekannt war, lediglich formell als Käufer auf. Abnehmer war in Wirklichkeit die Firma Eurocommerce, Oberursel, Parkhotel, deren Geschäftsführer der international bekannte Betrüger Bruno Przetak war. Auf dessen Anweisung wurden die gelieferten Baumaschinen nach Heilbronn geschickt, wo sich Dr. K. S. Wallersteiner mittlerweile in die vor dem Konkurs stehende Baufirma Class KG eingekauft hatte. Die Maschinen sollten bei Auslandsaufträgen eingesetzt werden, die Dr. Samuel Goldstein, Brüsseler Finanzier und Compagnon Wallersteiners, beschafft haben wollte. Auch Goldstein beteiligte sich über eine Schweizer Scheinfirma (Imotra AG, Vaduz) an der Baufirma Class.

Die Firma Eurocommerce, Oberursel, an der der Vizepräsident mehrerer Wallersteiner-Firmen ebenfalls beteiligt war, gründete in der Folge eine Zweigstelle in Zürich, die allerdings nur auf dem Papier bestand. Diese neugegründete Eurocommerce, Zürich, verpflichtete sich die Ostberliner Maschinenfabrik DIA zur Lieferung von Baumaschinen im Werte von 1,85 Millionen Mark.

2. Die Lieferfirmen DIA und Strojexport, Ostberlin und Prag, die über Liquidität und Zuverlässigkeit ihrer Abnehmer keine sicheren Informationen hatten, legten, angesichts auch der zu gewährenden langen Zahlungsziele, auf eine zusätzliche Absicherung ihrer Kaufpreisforderung entscheidenden Wert. Sie verlangten von der Eurocommerce Kreditversicherungspolicen. Die Käufer Wallersteiner, Goldstein und Przetak sicherten dies zu. In der Folge versicherte sich die Eurocommerce bei der Wallersteiner-Firma Investment Finance Corporation, Nassau/Bahamas, die sich wiederum auf Verlangen der Lieferfirmen bei einer anderen Gesellschaft rückversichern mußte. Diese Rückversicherung erfolgte sodann durch die andere Wallersteiner-Versicherungsgesellschaft, AEC, Nassau/Bahamas.

3. Den Lieferfirmen war bekannt, daß im Falle einer Zahlungsunfähigkeit der Eurocommerce GmbH die Versicherungen nur dann rechtswirksam sind, wenn die Versicherungsprämien

bezahlt worden sind. Mehrmals fragten die Firmen deshalb an, ob die Eurocommerce die Prämien bezahlt habe. Wallersteiner und Goldstein meldeten, die Prämien seien bezahlt, die Maschinen könnten unbedenklich ausgeliefert werden. Sie verschwiegen, daß die Prämien mit Wechseln bezahlt worden waren, die (was sie als Mitinhaber der mit einem Kapital von 20 000 Mark ausgestatteten Eurocommerce wissen mußten) faul waren.

4. Die Eurocommerce hatte den Lieferfirmen weitere Sicherheiten angedient. So legte sie das Gutachten eines Architekten Brenzke vor, wonach ein Gesellschafter der Eurocommerce, der Grieche Oikonomo (dessen Identität der ermittelnden Staatsanwaltschaft bis heute unbekannt geblieben ist) Landbesitz im Werte von 40 Millionen Mark grundbucheingetragen als Sicherheit anbiete. Dafür verlangte die Eurocommerce das Sicherungseigentum an den gelieferten Maschinen (für die bis dahin noch keine einzige Mark bezahlt worden war).
Przetak und Goldstein übertrugen sodann das Eigentum an den Maschinen auf die Wallersteiner-Firmen IFC und AEC.

5. Die Firma Class GmbH KG, Heilbronn, in die sich Wallersteiner und Goldstein kurz vor dem Kauf der Maschinen eingekauft hatten, wobei sie auf schnelle Lieferung drängten, weil die Firma, u. a. auf den Philippinen, Aufträge in Höhe von 140 Millionen Mark habe, ging am 6. 12. 68 in Konkurs. Die Überschuldung betrug mehr als 30 Millionen Mark.

6. Die Wechsel, mit denen die Eurocommerce die verlangten Kreditversicherungspolicen bezahlt hatte, gingen zu Protest.

7. Die von den Lieferfirmen verlangten dinglichen Sicherheiten (Grundschuldeintragung der Ländereien in Griechenland) waren nie existent. Das Gutachten des Architekten Brenzke, das zum Beweis des Vorhandenseins der Ländereien vorgelegt worden war, hatte bereits im Betrugsprozeß um Ferienhäuser (Vacanza-Skandal) seine Rolle gespielt.

8. Die Übertragung des Eigentums an den gelieferten Maschinen auf die Wallersteiner-Firmen durch die Eurocommerce ermöglichte es Wallersteiner, diese sofort nach ihrem Eintreffen in der Bundesrepublik an Banken und andere Geldgeber zur Sicherheit gegen Erhalt von Darlehen zu geben. Die so eingehenden Gelder verwendeten er und Goldstein für eigene Zwecke. Mehrere Bankhäuser wurden dadurch geschädigt; das Bankhaus Fasshold, Mannheim, ging in Konkurs.

Haftgrund: es besteht Fluchtgefahr. Anläßlich einer persönlichen Rücksprache bei der Staatsanwaltschaft Stuttgart hat der Verteidiger Wallersteiners am 18. 6. 70 mitgeteilt, daß Wallersteiner unter den gegebenen Umständen nicht bereit sei, ohne Zusicherung freien Geleits in die Bundesrepublik Deutschland zu kommen. Im Hinblick auf die zu erwartende empfindliche Strafe ist davon auszugehen, daß Wallersteiner versuchen wird, sich der Strafverfolgung zu entziehen.

II.

Natürlich spricht der Vollzugsbeamte den neueingelieferten Dr. K. S. Wallersteiner mit ›Herr‹ und Titel an.

Natürlich hat es sich in der Anstalt auch schon rumgesprochen, daß er Träger des Bundesverdienstkreuzes und Cadillac-Fahrer ist.

Natürlich ist auch der Anstaltsarzt Dr. med. Henck, Stuttgart-Stammheim, sofort der Meinung, daß Wallersteiner schwer unter seiner Inhaftierung zu leiden haben wird.

Er ordnet Maßnahmen an: der in der Zelle neun des Krankenreviers

untergebrachte Untersuchungsgefangene Kurt S., der wegen Mordes angeklagt ist, hat seine Zelle zu räumen und in den Gemeinschaftssaal umzuziehen.
Die mit der Reinigung des Krankenreviers beauftragten Gefangenen
Günter R., 26, vorbestraft, Einbruchsdiebstahl,
Herbert H., 48, vorbestraft, Hausfriedensbruch und Widerstand gegen die Staatsgewalt
und Paul G., vorbestraft, Betrug,
werden darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich Wallersteiner gegenüber korrekt und höflich zu benehmen haben.
Weiter ordnet der Anstaltsarzt an, daß Wallersteiners Zellentür entgegen den üblichen Vorschriften tagsüber geöffnet bleiben dürfe.
Wallersteiner lebt sich ein.
Täglich wird er anfangs zur Vernehmung im Landeskriminalamt abgeholt.
Täglich empfängt er Besuche seines Anwalts.
Täglich reinigt der Gefangene H. seine Zelle, wofür er von Wallersteiner die ausgelesenen Illustrierten bekommt.
Beim wöchentlichen Einkauf (die Gefangenen H., R. und S. verfügen über kein ›Eigengeld‹ und können von ihrem Arbeitsverdienst nur einmal im Monat einkaufen: für 15 Mark) zeigt sich Wallersteiner erkenntlich: er verschenkt Kaffee und Tabak und überzeugt seine Mitgefangenen, daß er unschuldig ist.
Jeden Nachmittag, gegen 16.00 Uhr, wenn er von den Vernehmungen zurückkommt, die er in Rede und Antwort ständig mitschreiben darf, begibt er sich in die Zelle der Reiniger, um sich Rat zu holen. Er erkundigt sich, wie man sich als Beschuldigter gegenüber Vernehmungsbeamten zu verhalten habe. Paul G., ebenfalls wegen Betruges einsitzend, gibt ihm den wichtigsten Rat: bei Betrugsvorwurf komme es darauf an, daß die Staatsanwaltschaft die Absicht beweise. Gegen die Staatsanwaltschaft könne man sich aber nicht immer mit der Wahrheit wehren; solle Wallersteiner im Falle einer Anklage und Verhandlung doch einfach behaupten, er habe gutgläubig gehandelt, alles seinem Geschäftsfreund Goldstein überlassen.
Zwei Tage später schreibt Wallersteiner erstmals an den Justizminister, erklärt diesem, daß er - wie im Dritten Reich - erneut rassisch verfolgt werde, denn einen Betrug habe er nie begangen; wenn, dann sei er der Betrogene, denn er habe gutgläubig gehandelt.
Paul G. lebt fortan gut. Wallersteiner kauft wöchentlich für ihn ein. Auch den Kollegen G.'s schenkt er Tabak und Kaffee. Sie säubern ihm dafür die Zelle, sagen ihm oft und laut und deutlich, daß er wirklich unschuldig und ein großer Mann sei. Dann erzählt Wallersteiner.
Wie er, was sogar im *Spiegel* gestanden hat, mit 40 Millionen biafranischen Dollars in Togo verhaftet und erst nach vier Monaten wieder freigelassen

worden sei, weil er doch den armen biafranischen Truppen Waffen beschaffen wollte, die er von O. Skozerny, mit dem er seit Jahren Geschäfte mache, auch bekommen habe. Und daß er die ersten Geschäfte mit Rotchina gemacht habe, in den USA deshalb sogar vor den McCarthy-Ausschuß zitiert worden sei. Was er als Chemiker könne, immerhin habe er da ein Vitaminpräparat ›Venicillin‹ auf den Markt gebracht.
Und Lüge sei es, daß er behauptet habe, das Bundesverdienstkreuz für die Mitentdeckung des Penicillins bekommen zu haben; das habe sich der *Spiegel* ausgedacht. Und schließlich sei es ihm egal, er gebe nichts auf Titel, ob nun die Staatsanwaltschaft Stuttgart ihn mit Doktor anrede oder nicht. Der Titel dieser angesehenen englischen Privatuniversität sei immerhin vom Kultusministerium des Landes Hessen anerkannt worden; in Hessen dürfe er sich Doktor nennen.
Solches Erzählen imponiert. Mehr aber noch gelten die Geschenke, die Wallersteiner macht. Er bestellt für seine Mithäftlinge Papier und Kaffee, Tabak und Toilettensachen. Er ist, was er draußen war: ein Boß.
Morgens läßt er sich die Zelle reinigen.
Günter R. bringt ihm jeden Morgen warmes Wasser, damit er sich nicht mit kaltem zu waschen braucht.
Paul G. wäscht sein Eßgeschirr ab.
Während der Freistunden verzichtet Herbert H. auf die Möglichkeit, Faustball zu spielen, und dreht mit Wallersteiner Runden.
Herbert H. ist sehr stolz, Wallersteiner Ratschläge geben zu können. Er weiß, daß ihn viele seiner Mitgefangenen beneiden. Er faucht jeden an, der sich während der Freistunde an Wallersteiner hängen will. Er prügelt sich mit einem Gefangenen, der Wallersteiner eine ›dreckige Judensau‹ genannt hat. Wallersteiner verspricht ihm eine Zukunft und gibt bei Herbert H. ein Ölbild in Auftrag.
H. malt in Öl. Deshalb ist er bei den Beamten auch beliebt. Er malt für sie oft den ›Hohen Göll‹ und ›Waldweg im Schatten‹.
Für Wallersteiner malt er schwarze Pferde auf einer roten Wiese. Den Tabak und Kaffee, den H. von Wallersteiner bekommt, hortet er. Er rechnet mit einer längeren Strafe und will Vorrat haben. Als Schnaps in der Anstalt aufgetaucht ist, holt er sich für einmal Zellenputzen von Wallersteiner sieben Päckchen Feinschnitt, um sich eine halbe Flasche leisten zu können.
Er gibt Paul G. nichts von dem Schnaps ab.
Paul G. ist wütend auf Wallersteiner. Er gibt ihm keinen Rat mehr, hört Wallersteiner nicht mehr zu, wenn der nach seinen Vernehmungen mit ihm die Vernehmungsprotokolle durchsprechen möchte.
Aber G. wagt es nicht, sich offen gegen Wallersteiner zu stellen. Wallersteiner könnte sich bei den Beamten beschweren.

Die Beamten behandeln Wallersteiner zuvorkommend. Noch immer reden sie ihn mit Herr an und auch mit Doktor, obwohl mittlerweile die Staatsanwaltschaft mitgeteilt hat, daß Wallersteiner seinen Titel nicht führen dürfe. Oft sitzen sie bei Wallersteiner in der Zelle. Wallersteiner bewundert sie laut und deutlich. Er anerkennt, daß die Beamten es doch immer mit schweren Jungs zu tun haben, und befürwortet die Gewalt, mit der manchmal andere, renitente Gefangene in die Beruhigungszelle gebracht werden müssen. Er lobt vor den Beamten besonders H., der ja als einziger auch tatkräftig mithelfe, so einen Schläger in die Beruhigungszelle zu prügeln.

Und er erzählt den Beamten von Weltreisen, die er gemacht hat. Berichtet von seinen weitverzweigten Firmen, sogar eine Film-Firma habe er, und die und den kenne er und mit jenem habe er schon oft zusammen gegessen.

Nur Paul G. macht ihm Sorgen.

G. hat sich mit H. geprügelt; er hat behauptet, was H. dem Wallersteiner empfehle, tauge nichts. H. sei ja nur ein kleiner Penner, der wegen Übertretung des Bahnhofverbots ständig rein und raus gehe. Für Betrüge müsse man schon intelligenter sein.

Paul G. ist intelligent.

Drei Tage später, G. hat die Vernehmungsprotokolle Wallersteiners durchgelesen und kommentiert, geht er zu Wallersteiner alleine in die Zelle und macht ihn auf Widersprüche aufmerksam, in die er sich bei seinen letzten Vernehmungen verwickelt habe. Wallersteiner erschrickt.

Wallersteiners Fragen kommen ängstlich und wollen wissen, ob man ihn nun überführen könne. Paul G. weiß Rat. Paul G. sagt, Wallersteiner solle sofort einen Brief an die Staatsanwaltschaft Stuttgart schreiben, in dem er klar mache, in welchem nervlichen Zustand er sich derzeit befinde.

Wallersteiner schreibt.

»An die Staatsanwaltschaft Stuttgart

. . . plötzlich bin ich ein Betrüger und sehe mich mit Vorwürfen konfrontiert, persönlich und in der Presse, die mich wirtschaftlich fast ruinierten und Erinnerungen an eine Vergangenheit wecken, wo Grundgesetze für Juden keine Geltung hatten. Und sich dann an ein Geschäft zurückerinnern müssen, das immer nur ein Geschäft gewesen war? Ich erinnere mich: da sagte ein Kripobeamter einmal zu einem anderen Gefangenen, als er dessen Feuerzeug sah, wo er es her habe und wo er die Rechnung für dieses Feuerzeug hätte. Der Gefangene hatte keine Rechnung mehr. Und der Kripobeamte sagte: dann ist es gestohlen. Er beschlagnahmte es.«

gez. Wallersteiner

Wallersteiner, dessen Vernehmungen nun abgeschlossen sind, akklimatisiert sich allmählich in Stuttgart-Stammheim. Tagsüber, wenn er sich im Krankenrevier aufzuhalten hat, sind ihm die Reiniger des Reviers noch immer wertvoll. Während der Hofstunden läuft er nun mit Baron G. im Kreis herum, der von sich reden gemacht hat, weil er im Gefängnis Baden-Baden von Beamten Ausgang und Zugang zu einer weiblichen

Gefangenen erkauft hatte. Baron G. macht Wallersteiner darauf aufmerksam, daß er von den anderen Gefangenen nur abgestaubt werde. Wallersteiners Geschenke werden kleiner. Nur noch Paul G. erhält in vollem Umfang Waren. Herbert H. und Günter R. werden mit Kleinigkeiten abgespeist. Beide bemühen sich, wieder bei Wallersteiner die Hauptrolle spielen zu dürfen. Wallersteiner genießt das Werben. Er benützt die beiden als Zuhörer, wenn er sprechen will, wenn er seine Geschichten erzählen will, wenn er hören will, daß er unschuldig und als rassisch Verfolgter einsitzt. Günter R. behauptet, ein Linker zu sein, bei Demonstrationen mitgemacht zu haben, als Wallersteiner angibt, er werde seit Jahren bereits vom BND verfolgt, da er als Kommunist gelte, weil er sich während des Dritten Reiches mit Kurt Hirsch in Stuttgart konspirativ getroffen habe.
Deshalb habe auch der Tschad ein Auslieferungsbegehren an die Bundesrepublik gestellt unter dem Vorwand, er habe auch dort betrogen. Und überhaupt sei er bald pleite, wenn er sich nicht um seine Geschäfte kümmern könne.
Wallersteiner erfährt, daß der Gefangene S. entlassen werden soll. Er bittet S., für ihn in Freiheit etwas zu erledigen. Eine Bezahlung für diese Hilfe würde S. von seiner Frankfurter Firma ›Westawa‹ erhalten. Er brauche nur einen Brief für ihn zu frankieren und einzuwerfen, von dem die alle Post zensierende Staatsanwaltschaft nichts zu wissen bräuchte. Es gehe um ein Geschäft im Tschad; dort habe ihn ein Geschäftspartner, dem er vertraut habe wie seinen ehemaligen Partnern Goldstein und Przetak, furchtbar aufs Kreuz gelegt.
Paul G., der bei diesem Gespräch dabei ist, macht den Vorschlag, für Tabak in der Anstalt Geld zu kaufen, damit S. sofort und gleich seine Auslagen ersetzt bekomme. Wallersteiner gibt Paul G. mehrere Päckchen Tabak. G. kauft einen Hundertmarkschein.
Wenige Tage später wird R. entlassen. Auch ihm gibt Wallersteiner einen Auftrag mit. R. verspricht pünktliche Erledigung, da ihm Wallersteiner eine Anstellung in einer seiner Firmen in Aussicht gestellt hat.
Nur noch Herbert H. und Paul G. bleiben als Reiniger im Krankenrevier. Herbert H., der aufgrund der Aktivitäten von Paul G. bei Wallersteiner ein bißchen in den Hintergrund geraten ist, atmet auf, als der Gefangene Wolfgang A. vom ›Rollkommando‹ der Anstalt ins Revier verbracht wird. Wenige Stunden später wird Wolfgang A. dem Anstaltsarzt vorgeführt, der darüber zu befinden hat, ob A. in die Beruhigungszelle gesteckt werden darf. Nach der ärztlichen Untersuchung soll A. zurück in seine Zelle gehen und die Tür hinter sich zuziehen, da der diensthabende und für den Zuschluß verantwortliche Beamte gerade im Hauptbau Tabletten austeilt. A., froh, mit jemandem sprechen zu können, setzt sich in die Zelle der Reiniger und unterhält sich dort mit Herbert H.

Später wird er vom Beamten angeschrien, er solle sofort in seiner Zelle verschwinden. A. wird wütend, er deutet auf Wallersteiner, der, angelockt vom Geschrei auf dem Flur, aus seiner Zelle getreten ist, und verlangt, daß auch für diesen ›Bonzen‹ keine Extrawurst gebraten werde. Wallersteiner erschrickt. A. macht Anstalten, sich auf Wallersteiner zu stürzen. Herbert H. stellt sich neben Wallersteiner.

Wolfgang A. schreit, nachdem er vom Beamten in seiner Zelle eingeschlossen wurde, er werde es allen zeigen und besonders ›dem Bonzen‹, der ja auch nur ein ganz normaler Ganove und nichts Besseres sei.

Wallersteiner und Herbert H. hören auf dem Flur zu. Herbert H. bietet Wallersteiner Schutz an und weist besonders auf die Tatsache hin, daß Wolfgang A., der wegen Raubes einsitze, als der gefährlichste Schläger in der Anstalt gelte, mit dem das letzte Mal sieben Beamte ihre Mühe gehabt hätten. Aber Wallersteiner lehnt Herbert H.'s Schutz ab. Er hat längst begriffen, worauf es in der Anstalt ankommt: seine Rolle konsequent spielen.

Er geht an die Zellentür von Wolfgang A., klopft, und will von A. wissen, ob er ihm helfen könne. A.'s Erregung hat sich gelegt. Er hat nichts zu rauchen. Wallersteiner öffnet mit einem abgebrochenen Löffel die Klappe in der Zellentür und reicht A. Tabak, Blättchen und Streichhölzer in die Zelle. A. bedankt sich knurrig. Kaffee, sagt er, habe er auch nicht. Wallersteiner bringt das Gewünschte.

Am nächsten Tag dreht Wallersteiner mit Wolfgang A. seine Runden im Hof. Er gibt A. recht: die Beamten seien alle Schleimscheißer, die Mitgefangenen lahme Typen, die den Beamten in den Arsch kröchen.

Er, A., werde eben seine sieben Jahre, die er bekommen hat, abreißen, basta. Wenn er nur jemand hätte, der ihm ab und zu schreiben würde. Wallersteiner verspricht A., sich mal umzuhören. Er kenne eine ganze Menge Leute, schließlich gehöre er der Liga für Menschenrechte und der Humanistischen Union an.

Solange Wolfgang A. im Krankenrevier liegt, haben Herbert H. und Paul G. das Nachsehen; Wolfgang A. sorgt für sich. Auch er beginnt, Wallersteiner Ratschläge zu erteilen, und empfiehlt ihm andere Anwälte, denn gute Anwälte hätten Wallersteiner bestimmt schon aus dem Knast herausgeholt. Paul G. habe schon recht gehabt: Wallersteiner solle überall hin schreiben, sonst vergessen die einen.

Wallersteiner findet immer mehr Gefallen an der Rolle, sich in Briefen und Petitionen an Justizminister und Bundespräsident als der rassisch und politisch Verfolgte darzustellen:

». . . ich kann nicht mehr danach trachten, in einem Prozeß freigesprochen zu werden. Das hält meine Gesundheit nicht mehr aus. Prozeß, Polemik, als Lügner und Betrüger hingestellt zu werden, auch für eine Presse, die den betrügerischen Juden sehen möchte, den Linken

vielleicht auch, den Rechten, der mit Skozerny Geschäfte machte, vielleicht auch. Ich beantrage Einstellung des Verfahrens. Ich möchte nämlich am Leben bleiben.«

gez.: Wallersteiner

In Gesprächen mit Beamten, besonders mit dem jungen Aufsichtsbeamten Jürgen B. betont er nicht allzusehr ›seinen‹ Juden; er hat gemerkt, daß die Beamten der festen Überzeugung sind, Rassenverfolgungen gebe es in der BRD nicht mehr. Um so mehr betont Wallersteiner seine politischen Aktivitäten; er zeigt Zeitungsausschnitte vor, in denen er als der erfolgreichste Osthändler bezeichnet wird. Auch bringt er, als die Beamten ihm immer noch nicht glauben wollen, eine Zeitung zum Vorschein, die einen antijüdischen Artikel über ihn gebracht hat. Er sagt nicht, daß er sich die Zeitungsseite mit diesem Artikel extra drucken ließ, obwohl ihm sein Anwalt davon abgeraten hatte.

Und er behauptet immer noch, unschuldig zu sein. An eine Einstellung seines Verfahrens glaubt er allerdings nicht, obwohl er mehrere Anträge stellt. So nimmt er sich besonders wieder den Ratschlag des Paul G. zu Herzen und verteidigt sich fortan:

Er habe Goldstein, Przetak und den Griechen Oikonomo und all seine anderen Geschäftsfreunde nur als ehrliche Leute gekannt und geschätzt. Er habe diesen Leuten vertraut, was immerhin durch die Tatsache bewiesen werde, daß er z. B. Goldstein als Vizepräsidenten mit alleiniger Zeichnungsvollmacht in mehreren seiner Firmen eingesetzt habe. Woher habe er denn wissen sollen, daß Goldstein ein als Betrüger erkannter Waffenhändler und unseriöser Kaufmann sei; auch habe er nicht wissen können, daß Bruno Przetak ein international gesuchter, oftmals pleite gegangener Hochstapler und Schwindler sei, obwohl die Illustrierte *Quick* eine Folge über die Erlebnisse des ›schönen Bruno‹ gebracht hatte. Und der Grieche Oikonomo habe Dokumente vorgelegt, von denen er habe annehmen müssen, daß sie echt seien. Wenn die Staatsanwaltschaft davon ausgehe, daß es einen Herrn Oikonomo nicht gebe, so gehe sie fehl. Leider habe er Oikonomos Anschrift nicht, obwohl er Geschäftspartner war und für ein 140-Millionen-Geschäft noch werden sollte. All diesen Leuten habe er vertraut. Gutgläubig habe er Unterschriften geleistet, die ihn nunmehr belasteten. Die Wechsel habe Goldstein ausgestellt; er, Wallersteiner, sei davon ausgegangen, daß diese Wechsel eingelöst werden würden, auch wenn das Eigenkapital der Eurocommerce, die eigens für dieses Geschäft gegründet worden ist, nicht ausgereicht habe. Und die ihm von Przetak übertragenen Eigentumsrechte an den Baumaschinen seien ihm in der Folge von Goldstein wieder gestohlen worden, *er* sei in Wirklichkeit der Betrogene, Geschädigte, Hintergangene.

Solche Aktivitäten Wallersteiners bringen seine Anwälte gegen ihn auf.

Am 12. 5. 71 schreibt sein Anwalt H. Vogel:

». . . ich weiß beim besten Willen nicht, wie ich Ihnen helfen soll, weil Sie sich überhaupt nicht helfen lassen wollen, und jeweils, zur Überraschung Ihrer Anwälte, eigene Schriftsätze anfertigen und diese einreichen, die inhaltlich aber auch nichts besagen, wo kein Beweismittel angeführt wird, wo Sie sich nur in allgemeinen Erklärungen verlieren, die zur Sache überhaupt nichts beitragen und meines Erachtens nur geeignet sind, daß die Staatsanwaltschaft erneut Fragen an Sie stellt, von denen ich nicht weiß, ob Sie diese so aus dem Handgelenk beantworten wollen . . .«

Aber zusammen mit Paul G. übt Wallersteiner das Beantworten von Fragen aus dem Handgelenk. Immer wieder sitzt er mit G. zusammen und geht die Vernehmungsprotokolle durch. G., aufgrund seines Vorlebens mit Vernehmungen vertraut, macht Wallersteiner auf Widersprüche und Möglichkeiten aufmerksam und bestärkt ihn im Briefeschreiben an alle möglichen Stellen. Wallersteiner bezahlt gut.
Und er freut sich, als der praktische Arzt Dr. med. U. eingeliefert wird, der wie er die Erlaubnis erhält, tagsüber seine Zellentür offenstehen zu lassen. U., der sofort vom Beamten eine Bibel verlangt, wird der Unzucht mit Kindern beschuldigt. Mit ihm wollen Herbert H. und Paul G. anfangs nichts zu tun haben. Wallersteiner jedoch beginnt mit U. über den Vollzug zu sprechen. U., der noch nicht einkaufen konnte, leiht sich von ihm neun Päckchen Tabak, um sich von Paul G. ein Pornoheft zu kaufen, das dieser, als er von der Tat U.'s gehört hatte, für ein Päckchen Tabak von einem anderen Gefangenen erstanden hatte. Wenige Tage später gibt er Wallersteiner zu verstehen, daß dieser sich vor U. in acht nehmen solle; er wisse es aus Erfahrung, solche Sittenstrolche steckten immer gleich mit den Beamten und der Staatsanwaltschaft unter einer Decke; außerdem seien solche Schweine gar nicht wert, daß man mit ihnen rede; erst machten sie sich an Kinder ran, was schließlich das Gemeinste sei, und dann hängten sie sich im Knast sofort an den Pfarrer. Wallersteiner folgt dem Rat, zumal er während der Hofstunde bemerken mußte, daß die meisten Gefangenen ihn nicht mehr höflich grüßten, seit U. neben ihm herläuft. Er ist froh, als U. in die Anstaltsbibliothek verlegt wird; Herbert H. trägt U.'s Wäsche. Er will U. darum bitten, für ihn in der Bibliothek nach Motiven »aus der Bergwelt« zu sehen.
Paul G. gibt Wallersteiner den Rat, Antrag auf Entlassung aus der Untersuchungshaft zu stellen; notfalls solle er eine Kaution anbieten.

III.

Der dritte Antrag auf Entlassung aus der Untersuchungshaft verspricht, erfolgreich zu sein. Das Landgericht Stuttgart verlangt eine Kaution in Höhe von 1,5 Millionen Mark. Wallersteiner erklärt sich außerstande, diesen Betrag aufzubringen. Infolge seiner Inhaftierung sei er wirtschaftlich

gänzlich ruiniert; es sei gar nicht abzusehen, was aus ihm würde, verlangten im Falle seiner Verurteilung die geschädigten Firmen Schadensersatz von ihm: er verfüge heute schon über keinerlei Vermögen mehr.
Auf den Ratschlag seiner Anwälte hin bittet er seine in Ulm lebende Mutter, diesen Betrag für ihn aufzubringen. Diese kann dem Gericht allerdings nur eine Kaution in Höhe von 750 000 Mark anbieten. Das Gericht ordnet einen Haftprüfungstermin an. Wallersteiner erfährt von seinem Anwalt, daß dieser in zehn Tagen stattfinden und wahrscheinlich für ihn erfreulich ausgehen wird.
Wallersteiner teilt es Paul G. und Herbert H. mit. Montags, beim Wocheneinkauf, erschrecken G. und H., weil Wallersteiner keine Einkäufe mehr tätigt; er rechnet, nun hat ers auch vom zweiten Anwalt schriftlich, mit seiner Entlassung. Auch H.'s Bitte, ihm wenigstens noch zwei Gläser Kaffee und ein bißchen Tabak zu kaufen, ignoriert er, obwohl er sehr bedauert, daß H. bei seiner Verhandlung zu einer höheren Strafe als erwartet verurteilt worden ist. Diese letzten Tage werden für Wallersteiner zur Hölle: niemand reinigt mehr seine Zelle, niemand bringt ihm mehr warmes Wasser zum Waschen, niemand will ihm noch zuhören. Zwei Tage vor dem Haftprüfungstermin nimmt er den Radioapparat, den er in seiner Zelle stehen hat, und bringt ihn zu Paul G., weil er wissen möchte, wie er sich beim Haftprüfungstermin zu verhalten habe. Paul G. nimmt den Radioapparat und empfiehlt Wallersteiner, den Mund zu halten. Herbert H. bittet Wallersteiner, ihm für seine Berufungsverhandlung einen Anwalt zu besorgen, wenn er draußen ist. Als er darauf anspielt, daß er ja immerhin allerhand wisse, von den rausgeschmuggelten Briefen z. B., lacht Wallersteiner, weil Paul G., froh über das Radio, ebenfalls lacht und behauptet, das müsse H. erst mal beweisen. Nach dem Haftprüfungstermin wird Wallersteiner entlassen.
Er habe sich jeden Montag bei der für ihn zuständigen Polizeiwache in Frankfurt zu melden, dürfe keine Auslandsreisen unternehmen, widrigenfalls verfalle die Kaution in Höhe von 750 000 Mark und der Haftbefehl werde wieder in Vollzug gesetzt.
Wallersteiner nützt seine Freiheit.
In seiner Firma, Westawa Handelsgesellschaft, Frankfurt, Alte Gasse 12-14, treffen so nach und nach Leute ein, alte Geschäftsfreunde eben, die sich dann auch bereit erklären, so nach und nach eidesstattliche Versicherungen abzugeben, die die Verteidigungsstellung Wallersteiners stützen sollen. So beeidet ein Dr. Baharav, der während der Abwicklung des Geschäftes mit DIA und Stroj von einem Beteiligten an diesem Geschäft Wallersteiner gegenüber als ein ›im Kaffeehaus sitzender Schwätzer‹ bezeichnet worden ist, daß er zugegen gewesen sei, als Bruno Przetak, als Bevollmächtigter des Griechen Oikonomo, formlos auf ein Stück Papier die Grundstücke des

Griechen im Werte von 132 Millionen Mark an Wallersteiner zur Sicherheit abgetreten habe. Bruno Przetak ist mittlerweile gestorben.
Selbst Wallersteiners Rechtsanwalt schreibt:

»... Sie haben verschiedene Unterlagen beigebracht, deren Wert ich schon bei der Vorlage mir gegenüber bezweifelt habe. Ich hatte darauf hingewiesen, daß diese eidesstattliche Erklärung zumindest des Herrn Baharav inhaltlich unschlüssig und somit nicht logisch, nicht überzeugend ist ...«

Dennoch erreicht Wallersteiner in der späteren Zeit, daß es ihm erlaubt wird, außer Landes zu gehen; er jettet ständig zwischen Frankfurt und London, Nassau und Zürich hin und her; Termine, die von Gerichts wegen angeordnet werden (Schlußgehör, psychiatrische Untersuchung), läßt er platzen, beweist mit ärztlichem Attest Verhandlungsunfähigkeit. Er macht Geschäfte wie früher, fährt Cadillac und Citroen, handelt mit Goldmünzen und Ferienhäusern.
Die kanadische Regierung stellt ein Rechtshilfeersuchen, da Wallersteiner nun auch in Kanada wegen Betrugsverdacht aufgefallen ist. Die Staatsanwaltschaft Frankfurt übernimmt den Fall, Schadenssumme ca. 1,5 Millionen Mark, und stellt im Laufe der Zeit die Ermittlungen ein, da eine Strafe in diesem Fall »angesichts der Straferwartung« in seinem Stuttgarter Verfahren »nicht ins Gewicht fallen würde«.
Vor der Eröffnung der Hauptverhandlung beantragt Wallersteiner Schlußgehör. Zu dem anberaumten Termin erscheint er wiederum nicht und entschuldigt sich mit ärztlichen Attesten.
Drei Jahre später, 1975, berichtet der *Stern* über zwei deutsche Fotomodelle, die in England wegen Devisenschmuggels aufgefallen und festgehalten worden sind. Die beiden Mädchen hätten im Auftrag eines Herrn Bauer (mit dem Wallersteiner in Irland Grundstückgeschäfte machte) und eines »Frankfurter Finanziers und Cadillacfahrers namens Wallersteiner«, der sogar das Bundesverdienstkreuz hat, Devisen geschmuggelt.

PS. Ein rechtskräftiges Urteil gegen Kurt S. Wallersteiner gibt es bis heute nicht. Laut Auskunft des Frankfurter Finanzmaklers Jolas spielte bei etlichen Wallersteiner-Geschäften schon wieder jenes bereits im Vacanza-Skandal-Prozeß verbrauchte, von Wallersteiner schon einmal benützte Gutachten über Landbesitz in Griechenland eine Rolle, obwohl feststeht, daß dieses Gutachten wertlos ist.
Wallersteiner hält die Behörden hin; in einem Telefongespräch erklärte er vor wenigen Tagen, daß er dennoch mit einem Prozeß rechne, der im Moment ruhe, da er politisch ungeheuer aktiv sei, zum Vizepräsidenten der Liga für Menschenrechte in Frankfurt gewählt worden sei, ständig Aktionen veranstalte und auch demonstriere.
Er wisse, in welchem faschistischen Staat er lebe, denn von Anfang an sei in

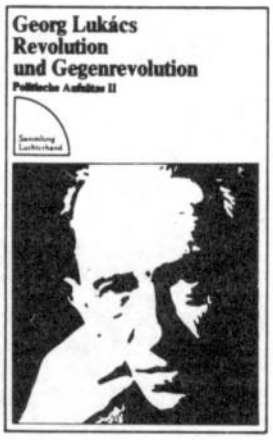
diesem Verfahren gegen ihn nie davon ausgegangen worden, daß er betrogen habe, sondern alles sei nur unternommen worden, um ihn mundtot zu machen, schließlich bekenne er sich zum Sozialismus.
Laut Auskunft des Frankfurters Jolas schuldet Wallersteiner der Witwe O. Skozernys noch mehrere Millionen Mark aus Waffengeschäften.

PS. PS.
Herbert H. ist nach Verbüßung seiner Strafe im Frühjahr 74 entlassen worden; mit einhundertzweiunddreißig Mark, dem Verdienst dieser zweieinhalb Jahre, versuchte er, ein neues Leben zu beginnen. Seit September 74 ist er wieder in Haft, als gefährlicher Gewohnheitsverbrecher verurteilt.
Günter R. konnte während seiner Haftzeit eine Briefpartnerin vermittelt werden. Er arbeitete längere Zeit in einer Druckerei und lebt heute in sogenannten geordneten Verhältnissen.
Wolfgang A. wurde wegen Raubes zu sieben Jahren Freiheitsstrafe verurteilt, die er derzeit noch verbüßt. Nach einer Zeit des ständigen Aufbegehrens gegenüber Beamten und Anstaltsleitung hat er nun in der Strafanstalt eine Lehre begonnen.
Paul G. wurde zu zweieinhalb Jahren Freiheitsstrafe verurteilt, die er teilweise verbüßte. Nach seiner Entlassung lebte er zuerst in Stuttgart.
Wallersteiner aber behauptet weiterhin, unschuldig zu sein. Acht Jahre nach der ihm angelasteten Tat läßt er keine Gelegenheit außer acht, Materialien beizuschaffen, die ihn in einem vielleicht doch noch stattfindenden Prozeß entlasten könnten. Mittlerweile hat er so das Gutachten eines Schiedsgerichts bei der Handelskammer London beigebracht, in dem die Herren Charles Wyn-Hope und Richard Crowott nicht nur Tatsachen feststellen, sondern auch, um Wallersteiners Unschuld zu beweisen, vollkommen neue Aspekte anführen; in seinem Schreiben an die Staatsanwaltschaft Stuttgart betont Wallersteiner ausdrücklich, daß zu diesem Schiedsgericht auch ein General gehört habe, der von 1956 bis 1957 die britische Militärmission beim sowjetischen Oberbefehlshaber in Ostberlin leitete.
Dieses Schiedsgericht habe u. a. festgestellt (notariell beglaubigte Fotokopie anbei):

». . . auf Befragen, warum die Lieferfirmen Stroj und DIA unter diesen Umständen und trotz dieser Warnungen (vor Betrügern durch eben den Entlastungszeugen Baharav) nicht die Maschinen zurückgerufen haben, verwies der Handlungsbevollmächtigte (Petrytyl) vor Zeugen auf eine Intervention der kommunistischen Partei. Dies scheint uns eine annehmbare Erklärung, da sie dort (Ostberlin/Prag) diese Angelegenheit vielleicht nicht vom rein kaufmännischen Standpunkt aus betrachten . . .«

Bd. 172. DM 8,80

Bd. 193. DM 12,80



Bd. 122. DM 16,80

Bd. 155. DM 8,80

Bd. 94. DM 5,80

Bd. 181. DM 9,80

Bd. 174. DM 7,80

Bd. 11. DM 12,80

Bd. 4. DM 9,80

Bd. 205. DM 13,80

Bd. 165. DM 12,80

Bd. 201. DM 12,80

Bd. 216. DM 16,80

Bd. 31. DM 8,80

Bd. 166. DM 9,80

»Unter den Kriminalromanen der Gegenwart... eine Sonderstellung. - Der Realismus als literarische Methode erlebt hier einen späten, aber nie altmodisch wirkenden Triumpf.« Die Zeit

Maj Sjöwall/Per Wahlöö

Die Tote im Götakanal
(2139/DM 3,80)

Der Mann, der sich in Luft auflöste
(2159/DM 3,80)

Der Mann auf dem Balkon
(2186/DM 3,80)

Endstation für neun
(2214/DM 4,80)

Alarm in Sköldgatan
(2235/DM 3,80)

Und die Großen läßt man laufen
(2264/DM 3,80)

Das Ekel aus Säffle
(2294/DM 3,80)

Verschlossen und verriegelt
(2345/DM 4,80)

Der Polizistenmörder
(2390/DM 4,80 – Sept. 76)

thriller rororo

Albert Soboul
Die Große Französische Revolution

Verbilligte Sonderausgabe in einem Band
Herausgegeben und übersetzt von Joachim Heilmann und Dietfrid Krause-Vilmar
608 Seiten, kart. 29,80 DM

Die Sozialgeschichte der Französischen Revolution von 1789 ist bis heute weitgehend ungeschrieben geblieben. Diese Lücke versucht Albert Soboul mit seiner umfassenden Darstellung zu schließen. Soboul, Professor an der Sorbonne und Direktor des Instituts d'Histoire de la Révolution francaise, gilt als einer der besten Kenner der Französischen Revolution. Die EVA legt jetzt diese verbilligte, einbändige Sonderausgabe seines vergriffenen Werkes vor. Sie ermöglicht es einem größeren Leserkreis, sich mit der deutschen Fassung des Gesamttextes vertraut zu machen.

EVA

Europäische Verlagsanstalt
Postfach 21 01 40 · 5 Köln 21

Peter-Paul Zahl
Die Zerstörung der Mitmenschlichkeit: Lumpen im Schließfach

1.

Im Dritten Reich wurde nicht nur die »klassische« Arbeiterbewegung zerstört. Zerschlagen und ausgelöscht wurden auch die organisierte Unterwelt und ihre Subkultur (z. B. Ring- und Sparvereine). Entgegen aller anderslautenden Propaganda aber sank die »Verbrechensquote« im Tausendjährigen Reich nicht: sie stieg, relativ und absolut. Der schöne Schein wurde durch Verschweigen in den Medien und durch Goebbels'sche Propaganda verbreitet.

Wie die klassische Arbeiterbewegung verlor das Lumpenproletariat sein kollektives Gedächtnis. Es ist nahezu geschichts- und traditionslos, unstrukturiert. Erst Ende der 60er Jahre eroberten Multis den Markt, vornehmlich in den Bereichen Rauschgift, Waffen, Antiquitätenhehlerei, Prostitutionskontrolle und racketeering. Ihre höheren Chargen und Manager sind in bundesdeutschen Knästen so gut wie nicht vertreten – sie haben gute Beziehungen zu Kapital und Staat, ausgezeichnete Rechtsanwälte und operieren transnational.

Nach der Schießerei in der Westberliner Bleibtreustraße (Volksmund: »Bleistreustraße«), wo es um die Kontrolle von zentralen Marktsektoren ging, erklärte der Berliner Polizeichef in einer Pressekonferenz: »Die Jungs haben es nicht so gemeint.« Diese unübliche Form des Konkurrenzkampfes wurde von den multinational organisierten Persern gewonnen, die zum Teil Mitglieder des persischen Geheimdienstes, SAVAK, sind. Der bundesdeutsche Markt ist regional aufgeteilt, Israelis, Perser, Libanesen, Franzosen und Amerikaner steckten ihre Claims ab. Sie arbeiten eng zusammen mit den im benachbarten Ausland operierenden Multis unter chinesischer (Amsterdam), korsischer (Marseille) oder italienischer Führung (Mafia mit italienischem und amerikanischem Flügel). Zitat: »Bei Ferry kannste alles kriegen.« Die Perserbande in Westberlin als KaDeWe der Unterwelt: von Marihuana über Heroin bis hin zu Bazookas – alles vorhanden, alles gegen Cash.

Exkurs 1

Waisenheim mit Fließbandabfertigung; Kindergärten mit 30 bis 40 Minimenschen auf einen weiblichen Feldwebel; überfüllte Schulklassen; unzureichend ausgestattete »Sonderschulen«; vollgepfropfte Erziehungsheime mit etwa 50 000 »Zöglingen«, von denen 50% zu »Verbrechern« erzogen werden; Lehrjahre mit 1 000 000 Verstößen gegen die Jugendarbeitsschutzge-

setze pro Jahr in der BRD (DGB-Schätzung); Bundeswehr; Trabantenstädte; Slums und Asyle; Wohnsilos; Fließbänder; Diskotheken; Löwenthal und William S. Schlamm; Pfaffe und BILD; Kleinstwohnungen als Familiengrüfte; Arbeitsämter; Sozialämter; Bullenreviere; überfüllte Knäste; Krematorien –: Sozialisationsagenturen.

2.

Eine typische Knastkarriere (Abschrift):

Ich, Herbert . . ., wurde am 24. März 1940 in Wilhelmshaven geboren. Mein Vater war der Elektriker Herbert . . ., meine Mutter ist die Serviererin Rosemarie . . ., geborene . . .

Ich wuchs ohne Mutter auf, da meine Mutter bis . . . in Mecklenburg/DDR lebte.

Mein Vater war arbeitslos. Er bezog bis 1958 Arbeitslosenunterstützung.

1946 wurde ich in die katholische Volksschule Wilhelmshaven eingeschult, blieb einmal sitzen und verließ die Schule nach der 7. Klasse.

Da die Arbeitsmarktlage in Wilhelmshaven zu der Zeit katastrophal war, riet mir das Arbeitsamt, eine Lehre im Ruhrbergbau zu machen. So kam ich dann 1954 nach Essen in ein Internat zur Bergbau-Vorschulung. Mein Vater mußte von seiner Arbeitslosenunterstützung die Kosten dazu tragen.

1956 wurde ich wegen Unfugs der Schule verwiesen, fuhr nach Wilhelmshaven zu meinem Vater und wurde zur Strafe in ein Erziehungsheim gesteckt. Es befand sich in Klausheide bei Paderborn, war katholisch und hieß »Salvator-Kolleg«.

Wegen der unhaltbaren Zustände dort versuchte ich mehrmals, mich dem Heim durch Flucht zu entziehen, beging 1956, im Alter von 16 Jahren, meinen ersten Diebstahl und erhielt meine erste Jugendstrafe: 6 Monate im Herforder Jugendgefängnis.

Danach kam ich wieder in ein Heim. Es befand sich in Wettring (Münster), war für »Schwer-Erziehbare« und befand sich unter der Leitung von Mönchen. Wir trugen die Woche über eine gestreifte Uniform. Arbeit wurde in der Landwirtschaft verrichtet, geprügelt wurde viel vom Personal. Nur am Wochenende bekamen wir Zivilkleidung.

Mit fünf anderen Jugendlichen unternahm ich einen Fluchtversuch. Wir begingen Einbrüche und stahlen.

So war ich kurz darauf wieder in U-Haft. Diesmal in Rheine.

Nach Verbüßung der Strafe sollte ich wieder in ein Heim. Ich weigerte mich strikt, dorthin zu gehen. So bekam ich zur Auflage, beim Bauern in der Landwirtschaft zu arbeiten. Dafür bekam ich DM 30,– in der Woche als Lohn. Davon bildeten allerdings 27,– DM die Rücklage. Das Taschengeld betrug nur 3,– DM wöchentlich. Mußten Einkäufe vom Eigengeld getätigt werden, bedurfte es der Erlaubnis eines Fürsorgers, der dafür aus Herford kam.

Nach der Volljährigkeit, 1961, verließ ich die Landwirtschaft bei Bad Lippspringe. Inzwischen war meine Mutter aus der DDR gekommen. Meine Eltern zogen nach Frechen bei Köln. Davon erfuhr ich durch das Jugendamt. Auf Wunsch meiner Mutter zog ich deshalb 1961 zu meinen Eltern und arbeitete bei der Firma Glas-V. im Gerüstbau. Immer wieder wurde ich straffällig und wurde mehrmals verurteilt. Die Strafen saß ich in Detmold, Aachen, Bonn, Köln, Rheinbach usw. ab. Die Akten befinden sich zumeist beim Landgericht Köln.
1961 lernte ich meine spätere Frau, Waltraud, geborene . . ., kennen.
1962 kam unser erster Sohn, Thomas, zur Welt.
1964 heirateten wir.
1965 wurde unser gemeinsamer zweiter Sohn, Ralph, geboren.
Später, als ich wieder in Aachen in Haft saß, ließ sich meine Frau von mir scheiden.
Sie ist inzwischen wieder verheiratet. Unterhaltspflichten habe ich nicht.
Bisher bin ich achtzehnmal vorbestraft, immer wegen Diebstahl. Seit dem 19. 7. 1973 befinde ich mich in Untersuchungshaft in der JVA Köln.

Exkurs 2:
Schläge, Vorwürfe, Keifen, Schreien, Tadeln, In-die-Ecke-Stellen, Betenlassen, Fesseln, Stubenarrest, Putzlappen-zählen-lassen, Prüfungen, Eignungstests, Zeugnisse, Ermahnungen, handgeschriebene Lebensläufe, Intelligenztests, Gutachten, Mahnungen, Zahlungsbefehle, Rechnungen, Prügel, Ratenverpflichtungen, verunglückte Interrupti, Aufgebote, Razzien, Prügel, Lebensversicherung, Rentenversicherung, Arbeitslosenversicherung, Haftpflichtversicherung, Niedrigerstufen, Versetzungen, Eliminierungen, Rationalisierungen, Sitzenbleiben, Vorstrafenregister, Arbeitslosigkeit, Vorstrafenregister, polizeiliche Führungszeugnisse, Arbeitsbescheinigungen, Mieterhöhungen, Akkord: Refa – MTM, Gewerkschaftsbeiträge, Kirchensteuer, Alimente, Gerichtskosten, Vorstrafen, Prügel, vorläufige Verhaftungen, fehlender Arbeitsschutz, fehlender Mietschutz, Urteile –: »Sachzwänge«, Sachen und Zwänge.

3.
Wenn ich einen meiner Brüder hier bitte, seinen Lebenslauf für mich aufzuschreiben, weigert er sich meistens. »Ich erzähl ihn dir, dann kannst du ja schreiben.« Den Lebenslauf von Herbert . . . schrieb ein anderer.
Beharrt man auf seinem Wunsch, dauert es sehr lange, bis man den zumeist sehr lakonisch-kurzen Bericht in Händen hält. Und auch dann wird man aufgefordert, ihn zu korrigieren, ihn auf keinen Fall in *der* Form zu übernehmen. »Die Schulbildung, weißt du.«
Das Erstaunlichste ist dann immer die *Form* der Aufzeichnung: habe ich den Bruder als talentierten Erzähler, großartigen Schilderer, komischen Interpreten kennengelernt, sind seine Aufzeichnungen im »amtlichen« Stil gehalten. Die Sprache hat sich völlig verändert. Der Lebenslauf ist übersetzt, frisiert. Er ist geschrieben – in der Sprache der Herrschenden.
So etwas wie Lebensläufe fordern Behörden, Richter, Gutachter an. Deren

Sprache will gelernt sein, wie Latein, Englisch, Kisuaheli. Ein Lebenslauf ist ein Dokument, ein verräterisches Stück Akte für die Justizmaschinerie. Die hinter der Barriere, die Justizpfaffen in Schwarz, diktieren, was geredet und geschrieben, wie geredet und geschrieben wird, ob der Unterworfene überhaupt reden darf.
Will er reden, hat er die Sprache der Anderen zu benutzen. Benutzt er die Sprache der Anderen, entfremdet er sich gegenüber sich selbst und seiner Klasse. Die Sprache der Anderen sprechen heißt: sich aufgeben. In der Sprache der Herrschenden in Schwarz existieren Worthülsen wie: »Kriminelle Energie . . . in dubio contra reum . . . Täter . . . eine fremde bewegliche Sache, in der Absicht . . . Strafprozeßordnung . . . widerrechtlich angeeignet . . . infam, tückisch, haltlos . . . Vorsatz, bedingter Vorsatz . . . psychiatrisches Gutachten . . . quid pro quo . . . empfindliche Strafe geeignet . . . keinerlei Einsicht« usw. usf.
Es ist die Sprache der Kolonialherren. Sie verlangen, daß die Eingeborenen ihre Sprache sprechen. Tun sie das nicht, werden Dolmetscher, Kapos und Hilfssheriffs (Pflichtverteidiger) beauftragt, die Interessen der Eingeborenen (Mandanten) zu vertreten.

Exkurs 3:
Wir sitzen alle in einem Boot; geht es der Wirtschaft schlecht, geht es uns allen schlecht; das tut man nicht; du kriegst gleich eine; frag nicht so viel/so blöd; so war es schon immer; stell dich nicht so bekloppt an; das wird sich nie ändern; der Mensch ist schlecht / des Menschen Wolf; die Kleinen sind immer die Angeschmierten; doof bleibt doof, da helfen keine Pillen; seid nett zueinander; du sollst nicht stehlen, ehebrechen, fluchen; Geld regiert die Welt; du sollst Vater und Mutter ehren; Geld arbeitet; tanz nicht aus der Rolle; wie siehst du denn wieder aus?; da kann man nichts machen; die machen sowieso, was sie wollen; Heil Hitler, grüß Gott, Mahlzeit; das können wir uns nicht leisten; immer schön bescheiden bleiben / in Reih und Glied; da kriegt man Rückenmarksschwund von; das ist pervers; das tut man nicht; du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Kind, Kuh, Esel, Fabrik, Mercedes, Swimming-pool; lieber tot als rot; immer auf dem Boden der Tatsachen bleiben / auf dem Boden der fdGO; mach keine Zicken; hast du was, bist du was; paß auf bei den Katzelmachern; Itaker klauen; alle Türken haben Messer; die wollen uns bloß die Arbeitsplätze wegnehmen; die wollen alles zerstören, was wir nach dem Krieg aufgebaut haben; die sollen studieren und nicht demonstrieren; du hast Recht, und ich hab meine Ruh; unsereins zahlt immer drauf; geh mal zum Frisör; selbst bei den Graugänsen ist das so; für Kaiser/Führer, Gott und Vaterland, für die freiheitlich-demokratische; es wird immer ein Oben und ein Unten geben; bei deinen Schulden würd ich aber nicht so die Schnauze aufreißen; was willst du eigentlich, uns geht's doch gut; die gehören alle ins KZ/Arbeitshaus/Lager; davon verstehst du nix; nun halt mal endlich deine Schnauze –: Sprüche.

4.
Knast: die kapitalistische Gesellschaft im Kleinen.
Knast: Hauptkampflinie an der Inneren Abwehrfront.
Knast im Imperialismus: in Beton gegossene Gigantomanie, Kulturdenkmal, Stein gewordene Isolierung, Schließfach auf Schließfach, Schließfach

neben Schließfach – architektonische Selbstdarstellung der Konkurrenz-Bourgeoisie.
Knast heute: ist Hegel hoch drei, Leibniz hoch vier, ist die beste, die genaueste aller möglichen (Kauf- und Verkaufs-)Welten.
Knast heute: von perversen Architekten ins Gelände vor den Toren der Städte gekotzte Verdinglichung.
Knast: Sichtbares Symbol der Zwei Ehernen Gesetze:
Mehrwert schaffen und Eigentum achten!

Exkurs 4:
Theo Rasehorn ist Vorsitzender Richter am Oberlandesgericht Frankfurt/M. Hier werden Auszüge aus seinem in *vorgänge* 1/73 erschienenen Aufsatz zitiert:
»Rechtlosigkeit als Klassenschicksal . . . 99% der Angeklagten kommen aus der unteren Unterschicht . . . 96% haben nur eine Volks- oder Sonderschule besucht . . . In dem grobmaschigen Netz der Strafverfolgung bleibt nicht der Gesellschaftsschädlichste, sondern derjenige hängen, dem es an Intelligenz, Geschick und Einfluß mangelt, der arme Mann, der aus der Unterschicht. Selbst der Richter selektiert noch . . . Das Ausgeliefertsein des Verfahrensbeteiligten verstärkt sich noch im Gerichtssaal . . . Ein Rechtssystem wie das moderne deutsche, das sich nicht mit der Gerechtigkeit, und also mit dem Schutz der Schwachen assoziiert, sondern mit der Ordnung . . . Symptomatisch ist, daß der Pflegesatz für den Wachhund der Strafanstalten höher liegt als für den Gefangenen . . . 91% der Richter entstammen der Mittelschicht, nur 1% der unteren Unterschicht . . .«

5.
Die von numerus clausus, Berufsverbot, Hochschulrahmengesetz, Maulkorbgesetz, grandioser Perfektionierung der Unterdrückungsmaschinerie gelähmte, entsetzlich schnell gealterte Neue Linke hockt hinter den Schreibtischen und baut ihre Popanze auf, setzt auf Mythen: »das« Proletariat – das wahlweise aus Facharbeiterschaft oder mobilem Massenarbeiter besteht –, »die« revolutionären Portugiesen oder gar »den« Lumpen. »Der . . . das . . . den« gibt es nicht, gab es nie. Klassen konstituieren sich im Kampf. In einem Marxismus, der wieder zu Theologie degenerierte, wird Klassenanalyse entweder zum Wunschdenken oder zum platten Objektivismus.
Arbeitsteilung in Fabrik, Universität, Stadtteil und Knast ist unaufgebrochen – Voraussetzung der Vorherrschaft des Kapitalverhältnisses: Heterogenität. Wir finden vor: Technologen, Angestellte, Ingenieure, Meister, Vorarbeiter, Facharbeiter, Fachhilfsarbeiter, dann die Mülleimer, und hinter den Mülleimern Frauen, unqualifizierte Jugendliche, die Nigger aus Anatolien, dem Mezzogiorno, Andalusien. Im Knast finden wir: rebellische Lumpenbourgeoisie, angepaßte Lumpenbourgeoisie, entwurzelte Arbeiter, von zyklischen Krisen kriminalisierte Kleinbürger, deklassiertes Proletariat – und die Nigger unter den Knackis, jene, die von ihrer Klassengeschichte her noch nie in den Produktionsprozeß eingegliedert waren, jene fünfzig

Prozent der Heimkinder, deren Sozialisationsprozeß Verbrechen ist und »Verbrecher« macht. Ulrike Meinhof: »Hier hat der Staat Erziehungsmonopol. Hier redet ihm keiner bei der Erziehung drein. Hier zeigt er, wie er sich Erziehung vorstellt.«
Es sind die letzten, die immer wieder beschworen werden, sie sind der »Bodensatz« mit seiner »Arbeitsscheu«, nichtsdestotrotz aber voller »krimineller Energie«, die Heim, Knast, Heim, Knast kriegen, Monate, Jahre, Jahrzehnte, Sicherungsverwahrung, deren Jahre »draußen« auf Dauer weniger ausmachen als die Jahre in Lager, Heim, Asyl, Knast, KZ.
Die »Rückfallquote« des BRD-Vollzugs beträgt zwischen 80 und 90%. »Resozialisierung . . . Rehabilitation . . . Wiedereingliederung« – Gewäsch, Propaganda, Augenwischerei. Der moderne Vollzug in der Bundesrepublik orientiert sich an den USA, nicht an Schweden – abgesehen davon, daß die Gehirnwäsche und deren Propagierung in Schweden zum Ausgefeiltesten zählt, was es auf diesem Gebiet gibt.
Die Zukunft des Vollzugs in der BRD heißt: Attica.

Exkurs 5:
»Durch meine Unterschrift bestätige ich, daß ich von untenstehenden Punkten Kenntnis erhalten habe:
Der Gefangene hat sich der Anstalts*gewalt* zu *fügen* und den Anstaltsbediensteten mit Achtung zu begegnen.
Die Anordnungen sind zu *befolgen*, auch wenn er sich durch sie beschwert fühlt. Dienstliche Fragen sind wahrheitsgemäß zu beantworten.
Zur *Anstaltszucht* gehört ein Benehmen, wie es von jedem anständigen Bürger des Staates zu erwarten ist. Er hat auch die Bediensteten zu grüßen.
Betritt ein Bediensteter den Haftraum, so hat der Gefangene sich zu *erheben* und eine *ordentliche Haltung* anzunehmen.
Wegen versuchten oder vollendeten Verstoßes gegen die *Hausordnung* wird mit einer *Hausstrafe* bestraft:
(. . .) 3. wer die *Ruhe* in der Anstalt *unbefugt stört* (z. B. durch Rufen, *Singen*, Klopfen, *Pfeifen* usw.),
4. wer *Verbindung* mit der Außenwelt aufnimmt (z. B. durch *Sprechen*, Schreiben oder Zeichen) oder wer sich mit anderen Gefangenen von Fenster zu Fenster *unterhält*,
5. wer Gegenstände – auch Geld – in Besitz hat . . . und wer *Geschäfte* (z. B. Kauf, Tausch, *Schenkung*) mit anderen Gefangenen oder Außenstehenden vornimmt, (. . .),
7. wer Briefe oder Kassiber aus oder innerhalb der Anstalt schmuggelt oder andere Gefangene dazu veranlaßt; wer für Mitgefangene *Schriftsätze verfaßt*,
8. wer *Bücher*, *Zeitungen* oder *Zeitschriften weitergibt*, (. . .),
10. wer beim Antreten oder auf dem Wege zur Arbeit, zur Freistunde oder Kirche sich mit anderen Gefangenen *unterhält* oder *auf sie wartet* . . . oder Rauchwaren *mitnimmt* . . .
Köln, den . . . 197 . . . Unterschrift des Gefangenen«
(Hausordnung der JVA Köln-Ossendorf, Auszüge; Hervorhebungen von mir.)

Kommunikation, Interaktion, gegenseitige Hilfe, Solidarität: strafbar. Formeln wie »der große bunte Knast« oder »Knast, Fabrik . . . Schule . . . Uni« werden makaber, bedenkt man, daß der Knast keine Ausweichmöglichkei-

ten kennt, keine Reproduktionssphäre, in der man »unter sich« ist, sich entspannt, organisiert, schult, zusammentut.
Um im Knast überleben zu können, entwickelten die Knackis in Jahrhunderten ihre Kultur. Und weil sie unterhalb der »Gesellschaft« ansässig sind, heißt ihre Kultur »Subkultur«. Diese Kultur entwickelte die zum *Über*-Leben notwendigen Formen des »*Unter*-Lebens«. (Siehe dazu erschöpfend: Goffman, *Asyle*, ed. suhrkamp.) Der Knast spiegelte in verzerrter, aber wahrhaftiger Form die Gesellschaft wider, ihre Arbeitsteilung, ihre Hierarchie, ihre Laster, Tugenden, ihre Entfremdung und Verdinglichung. Er spiegelte sie wider – und wies über sie hinaus: Knast war die auf den Begriff gebrachte, ihrer Ideologien beraubte Gesellschaft. Knast: Dritte Welt in den Metropolen. Das Leben eines Knackis ist einen Dreck wert – er schafft keinen Mehrwert, oder wenigstens so wenig, daß sein Leben durch den Schornstein gejagt werden kann, erfüllt es gewisse Minima nicht – es gibt ja genug von ihnen. Dritte Welt in der Ersten Welt bedeutet: pure Unterdrükkung in tausenderlei Formen, vorkapitalistische Befehlsstrukturen, Dressur, Verachtung, Heranziehung eines beliebig austauschbaren, angepaßten, schleimigen Menschentypus': des Uncle Tom. Das Versagen der »Resozialisations«-Agenturen seit Jahrzehnten bedeutet, daß der Strafzweck, die Züchtung einer des Rückgrats beraubten, kriechenden Rasse, nicht erreicht wurde, nicht erreicht werden kann. Sie *wird nie* erreicht, nicht in Kumla, Schweden, der völligen Antizipation des Großen Bruders, wo sich Überleben nur noch auf Monitoren abspielt, nicht in San Quentin oder Attica, nicht in Carabanchel, nicht in Ossendorf, Bruchsal, Werl, Preungesheim, Stammheim, Stadelheim. Die verschiedenen Formen der Resozialisierung sind lediglich verschiedene Formen des Genozids.
Im Knast sein – und überleben wollen, bedeutet, solange die Herrschenden nicht fortgejagt sind, physisch und psychisch schlichtweg: sich anpassen. Sich-Anpassen bedeutet *nicht* »Opportunismus« (der wird hier *auch* hervorgebracht), kann nicht moralisch gepackt, qualifiziert werden. Wenn du im Schließfach vegetierst, dein Leben immer einen Dreck wert war, wert ist, mußt du mit dem Rücken zur Wand kämpfen, lächeln, heucheln, knicksen, deinen Diener machen. Die in der bürgerlichen Gesellschaft herrschende Vereinzelung wird im Knast von den Herrschenden in zunehmendem Maße strategisch und taktisch auf den Begriff gebracht: die Betonzelle (genormt) plus Differenzierung der »Behandlung« gemäß den Anleitungen des menschenfeindlichsten Behaviorismus. In der Sicht der Herrschenden muß der Knacki eine durch ein Labyrinth hetzende, adrenalinverseuchte Ratte sein. Irgendwo, am Ende der Irrgänge aus Willkür, Brutalität, Zynismus, Unlogik und Menschenhaß, winkt die »Freiheit«: die Anpassung an die Maloche am Band.
Unterwirf dich oder verreck! Du hast die Wahl zwischen Valium und

monitorüberwachter B(eruhigungs)-zelle, zwischen Angeschnalltwerden und Schlagstock. Ohne das Maschinengewehr, den Karabiner, die Arsenale, ohne militärtaktische- und strategische Begriffe läßt sich ein Knast nicht *denken,* ohne sie ist er absolut unglaubwürdig.
Man verfeinert zur Zeit nur das Instrumentarium: heutige Rollkommandos beherrschen das Zusammenschlagen der in ihren Stahlbetonschließfächern Wehrlosen *ohne* Zurücklassen von Spuren: Taek-won-do, beidhändig auf die Ohren, seitlich an Hals, Innenseiten der Oberschenkel und -arme, Leber, Milz etc. Stellungnahme des Bundesrates zu den geplanten Strafvollzugsgesetzen: Vorschlag, statt der Knüppel die Spritze zu nehmen. Überschrift: Humanität. Realität: höhere Effizienz, weniger Aufsehen.
Andere Lähmungsschläge: Versagen von »Beschäftigung« oder »Privilegien«, Kronzeugenpraktiken – die angewandt wurden und werden, schon lange bevor man das dazu passende Gesetz schmierte –, Aussicht auf Halbstrafe, Zweidrittelstrafe, Bewährung, Angst vor Sicherungsverwahrung (einer Einrichtung aus dem 3. Reich, die nur zu gern beibehalten wurde und bei weitem schlimmer ist als die alte, hohe, aber zeitlich begrenzte Zuchthausstrafe).
Von Amerika und Schweden übernahm man nur das Übelste, Menschenfeindlichste. Die »Knastexotik« schwindet. Unterleben der Gefangenen wird immer unmöglicher gemacht: die Stationen oder Häuser der neuen Lager sind abgeschottet, das Leben ist bis ins letzte reglementiert. Jahrhundertealte Gewohnheitsrechte von Knackis – des »lieben Friedens willen« von Kommandanturen früher oft großzügig übersehen, gewährt, manchmal gar gefördert – werden gekappt und liquidiert, die Repression ist wissenschaftlich verfeinert: statt Inquisitionsjustiz Isolationsfolter, statt offenem Totschlag das Treiben in den »Selbst«-mord. Anfang 1973 machten in Ossendorf sechs Knackis Suizid. Das erspart die Liquidation. Gefoltert wird nicht aus Lust oder Spaß – Lust ist strafbar, der Sadist aus Anlage kommt selber hinter Gitter! –, sondern maschinell, institutionell.
Das prägt die Umgangsformen: die Isolation des Einzelnen führt zur Paranoia. Kamera, Monitoren, Kalfaktoren, Spitzel werden aufeinander abgestellt. Das von frühester Jugend an natürliche Verhältnis zur Gewalt, zur Abreaktion von Aggressionen – auch und gerade untereinander – wird vorsätzlich und kalt zerstört. Konnte man sich früher noch mit Wärtern oder Mitgefangenen keilen – es ist keine Schande, von sechs bis zehn Grünen mit Knüppeln zusammengewichst zu werden!, »aber so zwei, drei nehm' ich mit!« –, kommt man heute vor den Richter: Widerstand gegen die Staatsgewalt. Das eskaliert sich, gibt Stempel in den Akten, führt bald zur Sicherungsverwahrung . . . Früher gingst du so oft du konntest zum Arzt, zum Zahnarzt, zum Friseur, zum Fürsorger, zum Pfaffen, in die Kirche – dort waren die Informations- und Warenbörsen, wurde gemaggelt

und gemauschelt, wurden Pornos und Tabak»koffer« getauscht, wurden Tips gegeben, Zeugen auf- oder abgebaut, Verteidigungsstrategien entwikkelt, Streiks und Bambulen geplant: das ist vorbei. Die »Vorführungen« finden in kleinstem Kreise statt, die Gänge und Galerien sind zu räumen, die toten Ecken und stillen Winkel sind inzwischen überwacht, und in der Kirche sitzt du vereinzelt mit drei Mann auf einer riesigen Betbank, mißtrauisch von lauter Grünen belauert . . .

»Papillon« ist tot. Die »Verrohung des Franz Blum« ist Exotik, die im Schwinden begriffen ist. Heute liest der goldrandbrillenbewaffnete Lagerkommandant (Verwaltungsjurist) schmunzelnd Fallada und »Franz Blum« oder Charrières Eskapaden – und läßt denjenigen, der noch auf Flucht sinnt, jahrelang in den Tigerkäfig, die Isolationsfolter, die Spezial-Stahl-Beton-rundumverglaste Zelle stecken . . .

Der Knast des Spätkapitalismus räumt zügig mit der »Exotik« auf. Aus dem Zuchthaus wird die »Vollzugsanstalt«, aus der mosaischen Rache wird die »Behandlung«, aus dem efeu-überwucherten, düsteren Backsteinbau, sternförmig angelegt, wird das klinisch saubere Abbild der Trabantenstadt: der Betonkoloß. An die Stelle des Schlags aus dem Handgelenk mit dem Schlüsselbund wurde der Becher Knastkaffee mit einem winzigen Tropfen der pharmazeutischen Industrie. Aus dem uniformierten, angesoffenen Sadisten wird der penible Weißkittel, der seinen »Probanden« betrachtet wie ein Insekt unter dem Mikroskop. Der Knast von 1974 und danach rottet Sprache, Kommunikation, Interaktion, Solidarität aus. Er ist die Vorwegnahme des Großen Bruders für die Gesamtgesellschaft. 1984 aber, und das ist das Beruhigende, ist gleichzeitig auch vorkapitalistisch, feudal, mittelalterlich. Produktivkräfte und Herrschaftsform fallen auseinander. 1984 dauert nicht lange.

6.

Exkurs 6

. . . Wenn die Herrschenden nicht mehr so können, die Beherrschten nicht mehr so wollen – Vorzeichen: Schwund der Massenloyalität, Ansteigen der Kriminalität. Feuer, Terror, Alarm! Polizeiiiii!

Da brechen welche aus. Da machen welche nicht mehr mit. Da werden Gesetze gebrochen. Tabus werden zunehmend gebrochen. Vor der Revolte die Phase des Kannibalismus: die untersten Klassen und Schichten fallen übereinander her.

Reichtum, immer öffentlicher sichtbar, verliert seinen protestantisch-metaphysischen Charakter. Hinlangen. Sich seinen Teil holen. (»Die Deutschen, ein Volk der Vorbestraften?«) Über siebzig Prozent der Knackis sitzen wegen Diebstahl und ähnlichem.

Die Lumpen, so die Herren Marxisten, sind keine Bündnispartner. Abschaum, fehlendes Klassenbewußtsein. »Lumpenproletarischer Strich statt proletarischer Linie« (Berliner Extra-Dienst). Die Spaltung der Beherrschten durch die Herrschenden wird vertieft und verinnerlicht. Man spaltet, statt zu einen. Der Proletarier und sein in Akademikergehirne exiliertes Bewußtsein: edel, hilfreich und gut. Schiller, nicht Marx. Merken nicht, wie versumpft, wie

bürgerlich sie geworden sind. Lenins Vorwurf gegenüber Sozialdämokratie, Hort der Arbeiteraristokraten zu sein, trifft nun Neo-Leninisten. Fleißig, ehrlich, markig (blond-blauäugig . . .). Edelkommunisten und Edelkapitalisten und Edeljournalisten in einer Front.
Die Vulgärmurxisten – man fischt immer nur *die* Zitate aus den Blauen Bänden, die einem ins Konzept passen – : »Lumpen werden in Krisenzeiten gegen das Proletariat eingesetzt.« Wessen Söhne aber die Offiziere, Unteroffiziere, Zeitsoldaten in Bundeswehr, Grenzschutz, Polizei? Wessen Söhne die Zeitnehmer, die REFAschisten, die Streikbrecher, die Werkschützer, die Verfasser der Lehrbücher? Die SA – eine Lumpen-Organisation? Die GSG 9 – alles ehemalige Obdachlose?
Wer macht die Krise, und wer arbeitet mit ihr? Wer treibt die von ihr Betroffenen zu Hitler, Mussolini, Filbinger, Dregger? Wer lernt nicht dazu – 1932 in Berlin, Anfang der Siebziger in Reggio, Calabria?
Diebe, Mörder, Betrüger, Räuber? Die Herren Vulgärmurxisten besitzen die Chuzpe, nach *unten* zu gucken, suchen sie welche. Statt nach oben. Die Geschichte der klassischen Arbeiterbewegung ist die Geschichte ihrer Mythen. 1933 war die Märchenstunde vorbei.
Und nimmt man ihn zur Kenntnis, den Lumpen, den Erniedrigten und Beleidigten, den Deklassierten, denjenigen, den man mit Karabinerkolben in die Produktion trieb und treibt, den *Nigger* in seiner ständigen – und stummen! – Revolte, dann braucht er »Führung«. Durch wen? Durch die Partei der Arbeiterklasse. Merke: ein Mob von Lumpen mit einem Politologen an der Spitze ist kein Mob mehr. Ein Mob von Deklassierten in der Revolte, mit sanfter Hand auf harmlose Abwege, in Reformsackgassen, geleitet, durch eine andere Partei der Arrrrbeiterklasse, ist kein Mob mehr. Sondern eine Gruppe »empörter Bürger und Demokraten«. So einfach ist das. Die *Massen* von Lumpen auf dem Friedhof Père Lachaise, 1871, von Spanien 1936, von Chile in den poblaciones, sie haben keine Geschichtsschreiber. Die Geschichte der Beziehungen des Proletariats und seiner Organisationen zum Lumpenproletariat ist die Geschichte der Mythen. Und der Instrumentalisierung. Die Vertreter von Lohnarbeit und Kapital stecken in *einem* System. Kapitalismus – das bedeutet immer *Selektion*, sei es an der Rampe in Auschwitz, sei es mit Zeugnisnoten. Bei den Aufständen des deutschen Proletariats blieben die Zuchthaustore geschlossen. Das Prinzip der Selektion blieb undurchbrochen. Wer nur »Freiheit für alle *politischen* Gefangenen!« fordert, selektiert, hat das Gesicht seiner Gegner angenommen.
Marx: »Je größer der gesellschaftliche Reichtum, das funktionierende Kapital, Umfang und Energie seines Wachstums, also auch die absolute Größe des Proletariats und die Produktivkraft seiner Arbeit, desto größer die industrielle Reservearmee . . . Die verhältnismäßige Größe der industriellen Reservearmee wächst also mit den Potenzen des Reichtums« (*Kapital*, I). Die Aufhebung der Spaltung der Beherrschten kann somit keine taktische Frage sein, sondern ist Voraussetzung und Bestandteil revolutionärer Strategie.

Im Knast duzen wir uns.
Auch im Knast »gesellt sich gleich und gleich«: beim »Hofgang« und in der Freizeit tun sich Junkies mit Junkies zusammen, die Penner mit den Pennern, die Türken mit den Türken, die tätowierten Villenmarder mit den tätowierten Villenmardern, die Langhaarigen mit den Langhaarigen usf. *Aber:* allein durch räumliche Nähe, Drohung durch »Sicherheit und Ordnung«, die *Kasernierung*, mischen sich die Gefangenengruppen. Die hergebrachte Subkultur weicht auf und macht einer anderen, neuen Platz. Das zumeist aus dem Jiddischen stammende Rotwelsch der alten Knastologen verarmt, einerseits, wird andererseits durch Vokabeln aus der Rauschgift-

und Politszene angereichert. Das Klopfalphabet kennt fast keiner mehr. Dafür aber kennen heute die Einbrecher und Diebe die Wirkung von Spasmo-Cibalgin (fünf Zäpfchen gleichzeitig in den Arsch schieben und »Abfahrt!«), von Valium und Dope. Karten- und Glücksspiele (z. B. das typische »Klammern« oder »Klabberjass«) haben nicht mehr die hohen Einsätze wie früher. In den neuen Lagern zerbricht die alte Hackordnung; die Hierarchie der Knackis zerfällt zunehmend. Zinssätze bei Verleihgeschäften sinken. Die Ausplünderung der Ärmsten durch die Armen vermindert sich, die terms of trade, die Regeln des »Maggelns« werden fairer.
Viele trauern den »guten alten Zuchthäusern« nach. In Lagern wie Ossendorf verzichten viele auf Rechtsmittel wie Berufung oder Revision, um der tödlichen Zermürbung durch Beton & klinische Sauberkeit & Sicherheit und Ordnung zu entkommen.
»Lieber scheiß ich im alten ›Klingelpütz‹ auf'n Kübel, als hier vor de Hunde zu gehen . . .«.
Der Isolierung wird immer mehr eine *politisch* begriffene Solidarität entgegengesetzt: Hungerstreiks in Preungesheim und Tegel, Bruchsal und Butzbach, Ossendorf und Mannheim erkämpfen manchmal winzige Zugeständnisse. Der Reform der Arbeitsorganisation in einigen Lagern – Einführung von Stempeluhr und Stundenlohn (zwischen 28 und 58 Pfennig!) – entspricht ein neuer Gefangenentypus: wer den Knast zur Fabrik macht, macht die Gefangenen zur *Klasse*, die sich organisiert, zu sich findet, die Kampfformen des Proletariats entdeckt: Streik, Boykott, Sabotage.
Mit dem Ethos des Facharbeiters, der domestizierten und in Reformparteien organisierten Arbeiteraristokratie, hat man nicht viel am Hut. Die Kämpfe des kasernierten und nicht-kasernierten Lumpenproletariats werden militanter sein als die des mobilen Massenarbeiters. Nicht aus »Vergnügen«, sondern aus Wut. Wem sozialer Aufstieg versperrt ist, kommt (praktisch) nicht dazu, ihn mit Emanzipation zu verwechseln. Wer die Gesetze des Dschungels in ihrer totalen Härte kennengelernt hat, wird die Härte des Dschungels in den Kampf tragen.
Berufsverbot? Man hatte nie einen Beruf. Oder wenn man einen hatte, war er es nicht wert, ihn zu verteidigen. »Kampf dem Abbau der demokratischen Grundrechte«? Man besaß nie welche, die »Demokratie war noch nie zu uns heruntergestiegen« (Gefangenenrat).
Unterdrückung, Repression, Tränengas, Minenwerfer, Polizei, Grenzschutz? *Klassen*-Erfahrungen, seit man aus dem Mutterleib kam.
Keine andere Klasse wird sich für die Zerstörung von Reformillusionen derart hart rächen wie die der Lumpen. In keiner anderen Klasse waren Reformversprechen auf einen solchen *Hunger* auf Reformen gestoßen. Die Klasse, die wirklich nur noch ihre »*Ketten* zu verlieren« hat, wird immer größer. In den Metropolen, diesmal. Die herrschende Klasse führte gegen

die Lumpen schon immer *Krieg*. »Das Lumpenproletariat, diese Horde von Ausgehungerten . . . bildet eine der spontansten und radikalsten unter den revolutionären Kräften eines kolonisierten Volkes« (Fanon). Die Verschärfung der Krisen des Weltkapitalismus führt zwangsläufig zu einer immer größer werdenden Kolonisierung des Volkes – in den Metropolen.
Die Vertiefung der Spaltung zwischen den Triebkräften der Sozialen Revolution durch eine elitäre Ideologie jedoch treibt die Lumpen dazu, Handlanger der Konterrevolution zu werden.
»Marxisten mögt ihr sein. Aber keine Revolutionäre«, schleuderte der Frankfurter Gefangenenrat den theoretischen Saubermännern in der Linken entgegen. Die Einigung der Volkskräfte und die praktische Anwendung der Solidarität sind *Prozesse*. In widersprüchlichen Lernprozessen vollzieht sich zur Zeit, langsam, aber stetig, die Bewußtwerdung der Lumpen in den modernen bundesrepublikanischen Zwangslagern. Wer diese Prozesse stört, hilft den Herrschenden. Wer Solidarität instrumentalisiert, besorgt das Geschäft der Kolonialherren. Solidarität ist unteilbar, oder sie ist nicht. Der sich entwickelnde Kampf der Lumpen zum Klassenkampf hin macht Solidarität *sinnlich* erfahrbar – und setzt sie voraus. Aktiv werden heißt für die Lumpen, das »einzige Mittel zu ergreifen, um vom tierischen Zustand zum menschlichen Zustand zu gelangen«, heißt »nicht, Politik machen« (Fanon). Die aktive und solidarische Unterstützung des Kampfes der Lumpen ist für andere Teile des revolutionären Subjekts, des Gesamtarbeiters (Marx), unabdingbar und lebenswichtig.
Eine »Gewaltfrage« gibt es für die internierte Klasse nicht. Gewalt ist absolute Praxis, Klassenerfahrung, Klassenalltag. Mehr als alle anderen Klassen weiß das Lumpenproletariat, daß »zwischen Unterdrückern und Unterdrückten keine Frage gelöst wird, es sei denn durch Gewalt« (Fanon). Wer sich nicht die Hände schmutzig machen will, hat gar nicht erst vor anzufangen. Die Lumpen gehören nicht zu denen, die vor Dreck Angst haben. Ihre Perspektive kann auch nicht mehr sein, individuell befreite Sklaven, Freigelassene zu werden. Da hat das Kapital die Schranke gesetzt. Das Lumpenproletariat braucht keine »Führer« aus anderen Klassen, es braucht auch keine Sprüche oder weisen Ratschläge. Es braucht unabdingbar die Solidarität, die organisierte Hilfe jener, die an einer völligen Umwälzung der Welt interessiert sind. Um das »Gewaltverhältnis« umzudrehen, bedarf es praktischer Mittel. *Dann* »kommandiert Freitag, und Robinson muß schanzen« (Engels). Die ständige »Frontexistenz« (Marx) des Lumpenproletariats lehrt es, welcher Mittel es bedarf. Darüber hat es keine Illusionen. Das unterscheidet Lumpenproletariat von der Lumpenbourgeoisie. Solidarität *lernen* müssen wir alle.
Knast bedeutet: Hegel hoch drei, Leibniz hoch vier, stellt die genaueste aller möglichen besten (Kauf- und Verkaufs-)Welten dar. Wer im Knast ist,

hat gegen die Ehernen Gesetze verstoßen: Mehrwert schaffen und Eigentum achten! Individuell verstoßen. Diesen individuellen, bewußtlosen Protest organisatorisch auf den Begriff zu bringen, am *Wesen* zu rütteln, statt an den Symptomen, dies ist ein langer, ungemein harter Lernprozeß. Alles muß getan werden, diesen Prozeß vorbehaltlos zu unterstützen, »drinnen« wie »draußen«.

Wir nennen uns »Bruder« hier, nicht »Genosse«. Das rührt daher, daß zwischen Elbe und Wladiwostok das gleiche Knastsystem herrscht – und die Schließer und Kommandanten sich dort »Genossen« nennen.

Noch ist die Brüderlichkeit im Knast unterentwickelt. Knackis können und müssen von weiblichen Gefangenen lernen, deren Schwesterlichkeit weiter entwickelt ist – und sich nicht am Geschlecht festmacht. (Die Schließerinnen sind auch Frauen . . .)

Die Zukunft des Vollzugs in der Bundesrepublik und Westberlin: Attica. *Alles* muß getan werden, die Opfer, die es in Attica gab, hier zu verhindern. Nicht dadurch, daß weniger oder gar nicht gekämpft wird, sondern dadurch, daß *mehr* und umsichtiger, illusionsloser gekämpft wird. Dazu ist es notwendig, daß alle Knast- und »Resozialisierungsgruppen« der Linken sich bemühen, in ihrer Arbeit den *Klassenzusammenhang* der Knackis zu berücksichtigen, helfen, ihn wieder herzustellen. Fabrik, Uni, Stadtteil, Knast: *eine* Front. Der Gesamtarbeiter darf nicht dort kämpfen, wo der Klassengegner das Schlachtfeld lokalisiert. Krieg herrscht da, wo man ihn hinträgt. Aufbrechen heißt: heute aufbrechen. Nicht erst dann, wenn man Verlierer ist. Aufbrechen heißt: heute aufklären, miteinander reden, den Aufstand planen, schreien, nicht dann, wenn einem die Stimmbänder schon durchgeschnitten sind. Das Ziel setzt die Moral. Und:

»Moralist sein heißt für den Kolonisierten etwas Handfestes: es heißt, den Dünkel des Kolonialherren zum Schweigen zu bringen, seine offene Gewalt brechen, mit einem Wort: ihn rundweg von der Bildfläche vertreiben.« (Fanon)

Die BRD sei nicht Dritte Welt? Der Kapitalismus nicht mit dem Kolonialsystem zu vergleichen? Die Knastkommandantur mit ihren Bütteln nicht mit der Fremdenlegion? Dann komm doch mal her. Oder bleib da, wo du bist – Mannheim und Stammheim in Potenz, Sétif, kommen bald zu dir. Was in Ossendorf, Santa Fu, Stammheim, Mannheim, Bruchsal vorgeht, ist nur Antizipation dessen, was außerhalb von Ossendorf, Santa Fu, Stammheim, Mannheim und Bruchsal vorgehen wird.

Hier kommt man uns, wie man den Massen in der Dritten Welt schon lange kommt. Italienische Arbeiter im »Heißen Herbst« 1969 hängten bei FIAT dies Plakat auf: »Agnelli! Vietnam ist hier, in deiner Fabrik!«

Schaffen wir zwei, drei, viele Vietnam . . .!

AutorenEdition Richard Hey

Ein Mord am Lietzensee
230 Seiten, 18,– DM

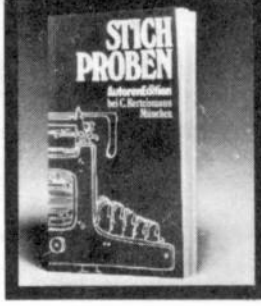
Engelmacher & Co.
190 Seiten, 24,– DM

Was Heys Krimis – hoffentlich folgen noch weitere – auszeichnet, ist ihr Mut, aktuelle politische Fragen nicht außen vorzulassen, was sonst in diesem Genre oft genug der Fall ist. Es ist außerdem ihr dramaturgisches Kalkül: Hey narrt seine Leser mit dramatischen Szenen, die unerwartet leerlaufen, mit betulichen, die schlagartig umkippen, und dann wieder mit dramatischen, die auch wirklich dramatisch verlaufen.«

FAZ / Volker Hage

»Richard Hey kennt, beherrscht und gebraucht das Strickmuster des Kriminalromans, variiert es aber geradezu innovativ mit zahlreichen linken Maschen. »Engelmacher & Co.«, sein zweiter Thriller, spielt im Berliner Bonzen- und Gangstermilieu und ist wieder prall gefüllt mit aktuellen Themen.«

DIE TAT / Andreas Rossmann



...kostenlos anfordern.

Postkarte genügt!
An: C. Bertelsmann/München
Steinhauser Straße 1
8000 München 80

Rotbuch 102.
160 Seiten. 10 Mark.

Drei Jahre lang versuchte der Siemens-Konzern diese unerbetene Festschrift auszulöschen. Gelungen ist es ihm nicht. Im Gegenteil. Mit dem Prozeß wurde allerdings der Verlag in den ökonomischen Schwitzkasten genommen. 37 000 Mark Prozeßkosten, die der Rotbuch Verlag, der als Kollektivverlag keine Profite, aber billige Bücher macht, ohne Ihre Unterstützung nicht aufbringen kann.

Wir bitten Sie deshalb diese Neuausgabe zu kaufen. Für sich, Freundinnen, Freunde. Ja, verschenken Sie doch mal – statt roter Rosen z. B. (teuer und vergänglich!) – das eine oder viele andere Rotbücher (billig und haltbar!).

Dafür danken wir.
Rotbuch-Verlagskollektiv.

Falco Werkentin
Jenseits der Kriminalstatistik

Überlegungen zur zunehmenden Gefährdung unserer inneren Sicherheit

I

Sich auf Interpretationen der Kriminalstatistiken einzulassen, bedeutet allemal, sich einem vordefinierten Kriminalitäts- bzw. Verbrechensbegriff zu unterwerfen, dem man sich nur noch rhetorisch in der Form einer ständigen Distanzierung von den Interpretationsergebnissen entziehen kann.

Denn was als Tatbestände in die polizeiliche Kriminalstatistik oder in die Strafverfolgungsstatistik eingeht und mit entsprechenden präzisen Angaben über die Häufigkeit einzelner Delikte versehen ist, mag zwar was hergeben, um den Ruf nach law and order, den polizeilichen Todesschuß und Milliardeninvestitionen für Maschinenpistolen, gepanzerte Polizeifahrzeuge, chemical mace etc. öffentlich zu legitimieren. Wertlos dagegen sind diese Statistiken (ob die aus der Bundesrepublik oder den Vereinigten Staaten, von Interpol oder den Vereinten Nationen) für denjenigen, der nicht um des voyeuristischen Gruseleffekts oder apologetischer Klopffechterei wegen sie sich anschaut, sondern der sich ein Bild machen möchte, in welchem Umfang in der BRD oder weltweit »aus Habgier oder sonst aus niedrigen Beweggründen, heimtückisch oder grausam oder mit gemeingefährlichen Mitteln« menschliches Leben vernichtet wurde (§ 211 StGB – Mord), systematisch die physische und psychische Gesundheit zerstört oder Menschen »mit Gewalt oder durch Drohung mit einem empfindlichen Übel zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung« genötigt wurden (§ 240 StGB – Nötigung).

Wer sich vergegenwärtigen will, wie konkret die Gefährdung des eigenen wie fremden Lebens, der körperlichen Integrität, der Selbstbestimmung und Freiheit etc. geworden ist, wird sehr schnell merken, daß nicht »Unsere Unterwelt« ihn existenziell bedroht, also die in den Kriminalstatistiken erfaßten Formen klassischer Kriminalität. Er wird darauf stoßen, daß es Formen der Bedrohung, Lebensvernichtung, Nötigung und Erpressung gab und gibt, die gerade unter dem legitimatorischen Deckmantel des Rufes nach law and order, unter dem Schutz von Maschinenpistolen in den Händen staatlicher Organe zur Durchsetzung des Rechtsfriedens existieren.

Ein Aspekt, der sehr eng mit dem Ruf nach law and order zusammenhängt, ist die Rechtsentwicklung des letzten Jahrzehnts auf dem Gebiet der »Inneren Sicherheit«. Die zunehmende

Einengung bürgerlich-demokratischer Grundrechte zugunsten eines »starken Staates« begann mit der Verabschiedung der Notstandsverfassung 1968, die u. a. den Einsatz der Bundeswehr im Innern regelt. Gleichzeitig wurde ein »Gesetz zur Beschränkung des Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnisses« in Kraft gesetzt. Die Novellierung des »Gesetzes über die Zusammenarbeit des Bundes und der Länder in Angelegenheiten des Verfassungsschutzes« vom 7. 8. 1972 erweiterte die Rechtsgrundlagen für das Tätigkeitsfeld dieser Behörde. Im selben Jahr wurde durch Änderung des Artikels 35, Abs. 2 Grundgesetz und durch ein neues Bundesgrenzschutzgesetz der Einsatz dieser paramilitärischen Truppe zur Unterstützung der Polizei der Länder im Innern in »Normalzeiten« geregelt. Mit der am 22. Juni 1972 verabschiedeten Haftrechtsnovelle wurde der Haftgrund der Wiederholungsgefahr (»Vorbeugehaft«) erneut eingeführt, das verschärfte Strafverfahrensrecht ab 1. Januar 1975 sieht den Ausschluß von Verteidigern und Hauptverhandlungen in Abwesenheit nicht verhandlungsfähiger Angeklagter vor. Der zur Zeit noch diskutierte »Musterentwurf für ein einheitliches Polizeigesetz« schließlich soll den gezielten Todesschuß, bisher über juristisch angreifbare legitimatorische Krücken gedeckt und schon praktiziert, auf rechtstechnisch legalere Beine stellen.[1]

Wenn auch mit einigem Vorbehalt, so liefert doch die Tagespresse im politischen und Wirtschaftsteil sehr viel mehr Belege für die Gefährdung der eigenen Sicherheit und des »Inneren Friedens« als jede Kriminalstatistik.

Das *hier* angesprochene Problem des Aussagewerts von Kriminalstatistiken liegt *nicht* auf der Ebene der Dunkelfeldproblematik von Kriminalstatistiken, d. h. der Tatsache, daß der Polizei und den Strafverfolgungsbehörden nicht alle Fälle der Tötung menschlichen Lebens, der Gefährdung und Zerstörung der physischen und psychischen Gesundheit etc. bekannt werden. Schließlich lesen auch Staatsanwälte, Richter, Polizisten und Verfassungsschützer den politischen und Wirtschaftsteil des *Tagesspiegels,* der *Frankfurter Rundschau,* des *Spiegels.* Das Problem liegt darin, daß die polizeiliche Kriminalstatistik wie die Strafverfolgungsstatistik nur jene sozialschädlichen Handlungen erfassen, die als *rechtswidrige* Formen der Vernichtung fremden Lebens gewürdigt werden; die *juristisch* als Formen der Nötigung und Erpressung bestimmt sind; die *in Gerichtsverhandlungen eine Chance haben,* als Diebstahl oder Unterschlagung bewertet zu werden.

Noch deutlicher: man wird kaum auf Widerspruch stoßen, wenn man darauf verweist, daß ein Vergleich der polizeilichen Kriminalstatistik des deutschen Faschismus mit der aus der Zeit der Bundesrepublik deshalb scheitern muß, weil die Statistik des Dritten Reiches z. B. Erpressung und Nötigung, Mord und Totschlag gegenüber jüdischen Bürgern, da sowohl unter dem Schutz staatlicher Organe wie direkt durch staatliche Organe betrieben, nicht erfaßt hat. Daß es Verbrechen gab, die zeitweilig staatlich gedeckt wurden, muß von der Justiz unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung nicht zuletzt deshalb anerkannt werden, weil dieses Phänomen als juristische Krücke herhalten mußte, um die entsprechenden Erpresser, Diebe, Mörder und Totschläger freizusprechen. Da bestimmte Formen

dieser Verbrechen staatlich gefördert und gedeckt wurden, konnten diese Täter – so die juristisch-dogmatische Argumentation – kein Unrechtsbewußtsein entwickeln, handelten mithin subjektiv nicht schuldhaft, da für sie der Verbotsirrtum als Schuldausschließungsgrund geltend gemacht werden könne.

Z. B. der Fall des »Blutrichters« Rehse: er war als Kammergerichtsrat unter Freisler am Volksgerichtshof von 1941 bis 1945 tätig und beteiligt an 231 Verurteilungen zum Tode, u. a. für das Erzählen politischer Witze. Nach mehreren Instanzen wurde Rehse im Dezember 1968 vom Landgericht Berlin freigesprochen. Schwurgerichtsvorsitzender Oske erklärte u. a. in der Urteilsbegründung, der »NS-Staat habe mit seiner Gesetzgebung lediglich zu seiner Selbstbehauptung gehandelt, weshalb auch Rehse kein schlechtes Gewissen nachzuweisen sei«. Da Rehse, so eine weitere Argumentation, eine rechtswidrige Verordnung, nach der ein Jude wegen Überschreitung der Ausgangssperre zum Tode verurteilt wurde, für verbindlich hielt, sei Rechtsblindheit zu konstatieren, also der zur Verurteilung notwendige Schuldvorwurf nicht zu erheben.[2]

Halten wir fest: im breiten politischen Spektrum von links bis konservativ wird es keinen Widerspruch gegen die These geben, daß zeitweilig bestimmte Erscheinungsformen von Mord, Erpressung und Ausbeutung nicht als Verbrechen erfaßt und verfolgt wurden. Also Einigkeit bei Geschehnissen, die 1976 nur noch als Anekdote der Vergangenheit sich darstellen? Mitnichten; im Bereich der Hochverrats- und Staatsschutzdelikte scheint ein Vergleich der Kriminalitätsentwicklung von 1933 bis zur Gegenwart anhand der polizeilichen Kriminalstatistik – begründet durch teilweise gleichgebliebene Zuordnungskriterien – durchaus noch möglich – nicht für Linke, aber zum Beispiel für den Bundesgerichtshof.

Als die Tochter des 1935 von Nazi-Richtern zum Tode verurteilten Kommunisten Fietje Schulze (damalige Anklage: Vorbereitung zum Hochverrat und Anstiftung zum Mord) 1974 bis zum Bundesgerichtshof ging, um sich dagegen zu wehren, daß ihr Vater von der rechtsradikalen *Deutschen Nationalzeitung* als Mörder bezeichnet werden konnte, gab der BGH dem Faschistenblatt recht (aus der Urteilsbegründung von *1935:* Die Weltanschauung des Kommunismus müsse aufs Schärfste bekämpft werden).[3]

Der Kontinuität des Feindbildes korrespondiert kaum zufällig, auf jeden Fall denunzierend die Kontinuität auf Seiten der obersten Bundesrichter, von denen einige bereits im Faschismus darüber entscheiden durften, was im Namen des Volkes rechtens und wer zu verfolgen sei.

Jüngstes bekanntgewordenes Beispiel ist der Bundesrichter Dr. de Chapeaurouge, der 1939 als Beisitzender Richter einen Juden wegen Rassenschande zu einer Zuchthausstrafe von 2 Jahren mitverurteilte und 1975 als Berichterstatter des II. Senats des Bundesverwaltungsgerichts an den Berufsverbotsurteilen gegen die DKP-Mitglieder Anne Lehnhart und Claudia Eisinger beteiligt war. Ein Befangenheitsantrag gegen den II. Senat des BVG mit der Begründung, daß zwei Mitglieder durch ihre Tätigkeit in der NS-Zeit belastet seien, stieß auf Ablehnung.[4]

Immerhin: in der BRD verliert keiner seinen Kopf wegen staatsabträglicher Erklärungen, und Rassenverfolgung ist sogar als Verbrechen ins Strafgesetzbuch aufgenommen worden.

Dennoch bleibt die Frage, ob auch aus gegenwärtigen Kriminalstatistiken Handlungen herausfallen, die ohne juristische Rechtfertigungs- und Schuldausschließungsgründe, gleichsam aus der Perspektive naiven Rechtsempfindens als Verbrechen mitzuzählen wären. Anders formuliert: verdeckt die Monstrosität der im Faschismus anerkanntermaßen begangenen und nicht statistisch erfaßten Verbrechen die Tatsache, daß die heute strafrechtlich verfolgten nur dilettantische, im Gefährlichkeitsgrad lächerliche Karikaturen von Handlungen sind, die, auf dem Hintergrund entsprechender materieller, damit auch juristischer wie politischer Möglichkeiten ausgeführt, ein Bundesverdienstkreuz mit Blumenduft und Schulterspange einbringen? Dabei bleibt die Frage, ob die im folgenden aufgeführten Beispiele auch als Verbrechen bezeichnet werden sollten, zweitrangig gegenüber der, ob diese nicht sanktionierten Handlungen unser Leben, unsere Gesundheit und unsere menschlichen Entfaltungsmöglichkeiten so beängstigend gefährden und einengen, daß ihre Bekämpfung sich als unvergleichbar wichtiger darstellt als alle Anstrengungen zur Verhinderung des Gattenmordes und des Autodiebstahls.

II

> »Das Kapital hat einen Horror vor Abwesenheit von Profit, wie die Natur vor der Leere. Mit entsprechendem Profit wird Kapital kühn. Zehn Prozent sicher, und man kann es überall anwenden; 20 Prozent, es wird lebhaft; 50 Prozent, positiv waghalsig; für 100 Prozent stampft es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; 300 Prozent, und existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert . . .«[1]

Die Tatbestände des StGB beschreiben im Regelfall recht tauglich sozialschädliche und gemeingefährliche Situationen, wenngleich dieselben Paragraphen durch den Katalog der Rechtfertigungs- und Schuldausschließungsgründe wie der herrschenden Rechtslehre die legitimatorischen Argumente liefern, um in praktikabler Weise bestimmte Dimensionen der existenziellen Bedrohung und Ausbeutung nicht zum Gegenstand der Strafverfolgung machen zu müssen.
Die Straftatbestände des StGB dienen hier als Gliederungsschema in einer von höchstrichterlichen Revisionsinstanzen unbeeinträchtigten Subsumtion (juristischer Fachausdruck für die Einordnung sozialer Situationen unter die Straftatsbestände). Unsere Subsumtion widerspricht in jedem Fall der herrschenden Rechtsordnung und ihrer Rechtsprechung, Lehre und Meinung. Ein beamteter Richter würde sich damit den Vorwurf völlig abwegiger Rechtsanwendung und die Gefahr psychiatrischer Überprüfung einhandeln.

Hierzu gehört u. a. § 105 StGB mit dem redaktionellen Titel: Nötigung von Verfassungsorganen:

»Wer
1. ein Gesetzgebungsorgan des Bundes oder eines Landes oder einen seiner Ausschüsse,
2. die Bundesversammlung oder einen ihrer Ausschüsse oder
3. die Regierung oder das Verfassungsgericht des Bundes oder eines Landes rechtswidrig mit Gewalt oder durch Drohung mit Gewalt nötigt, ihre Befugnisse nicht oder in einem bestimmten Sinne auszuüben, wird mit Freiheitsstrafe von einem Jahr bis zu zehn Jahren bestraft.«

Ein Blick in die polizeiliche Kriminalstatistik zeigt, daß in den letzten Jahren dieses Verbrechen den Strafverfolgungsbehörden nicht mehr bekannt geworden ist. Die Tagespresse berichtete hingegen zur selben Zeit wiederholt davon, daß Einzelunternehmer und Spitzenverbände der Wirtschaft (ob es sich hier um kriminelle Vereinigungen im Sinne des § 129 StGB handelt, mögen Juristen entscheiden) durch die Drohung der Zurückhaltung von Ausbildungsplätzen die von der Bundesregierung geplante Ausbildungsreform für Lehrlinge verhindern wollten.[6] Nun muß zur Anwendung des § 105 StGB zwar das Kriterium der Gewalt erfüllt sein. Aber hier hilft uns ausnahmsweise die höchstrichterliche Rechtssprechung. Nach der Definition des Bundesgerichtshofes (Urteil vom 8. 8. 1969) in einem Demonstrationsverfahren wird das Tatbestandsmerkmal der Nötigung mit Gewalt schon erfüllt, wenn »psychischer Zwang ausgeübt« wird.[7] Läge es mithin nicht sehr nahe für unsere Verfassungsschutz- und Staatsschutzorgane, sich die Unternehmerverbände aus der Perspektive des § 105 genauer anzuschauen, sie zumindest zu observieren?
In diesem Zusammenhang wäre auch zu prüfen, inwieweit das Baden-Württembergische Kultusministerium sich ein Amtsdelikt (§ 331-358 StGB) zuschulden kommen ließ, als es mit einem Erlaß die Berufsschulpflicht für arbeitslose Jugendliche ohne Ausbildung, die das 17. Lebensjahr vollendet haben, aufhob unter der Voraussetzung »daß die Jugendlichen eine Bescheinigung des Arbeitgebers vorlegen, aus der sich ergibt, daß dieser sie nur unter der Voraussetzung einstellt, daß ein Berufsschulbesuch nicht erfolgen muß«.[8] Daß die Tatsache der Nicht-Sühnung von Verbrechen auf potentielle Täter ermutigend wirkt, ist unter Kriminologen ein Gemeinplatz. Daß dies auch für Staatsschutzdelikte gilt, zeigt eine Notiz vom 13. März dieses Jahres in der *Frankfurter Rundschau,* nach der erneut mit der Aufforderung, keine Lehrlinge mehr einzustellen, in diesem Fall das neue Jugendarbeitsschutzgesetz verhindert werden soll.[9] Um den angesichts der Jugendarbeitslosigkeit unverständlichen Hunger der Arbeitgeber nach unverbrauchten Muskeln und Nerven zu stillen, hat das Bundesland

Baden-Württemberg – hier schon als Wiederholungs- oder Hangtäter – erneut der Erpressung nachgegeben und im Bundesrat durchgesetzt, daß Jugendliche nach einem fünfstündigen Berufsschulunterricht wieder an den Ausbildungsplatz zu schicken sind. Über die Freigabe von Kindern unter 15 für gewerbliche Arbeit, über die teilweise Aufhebung des Verbots der Nacht- und Schichtarbeit wie der Akkord- und Fließbandarbeit für Jugendliche wird noch geschachert.[10]

Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit

Hierunter fallen u. a. die §§ 180a (Förderung der Prostitution) und 181a (Zuhälterei), deren Neuformulierung im November 1973 zu einem Phänomen geführt hat, das in der Volkswirtschaftslehre als »Verdrängungskonkurrenz« bekannt ist.
Zwanzig Prozent Rendite sicher durch Beteiligung an Immobilien bietet seit 1972 eine »Annabella-Liegenschaften-GmbH und Co-KG«, die mit der Errichtung von »Eros-Centern« sich der zeitgemäßen Vermarktung weiblicher Geschlechtsorgane einschließlich des Imports exotischen Fleisches gewidmet hat. »Da der Aktienmarkt mit seinem Auf und Ab und der Rentenmarkt – der ja voll dem Inflationsverlust unterliegt – allein nicht mehr geeignet sind, Geld werterhaltend und rentabel anzulegen« – so in einem vertraulichen Informationsbrief ein Anlagenberater – sei es logisch, »daß solche attraktiven Immobilien schnell vergriffen sind, da sie mit behördlicher Duldung und Genehmigung betrieben werden«[11]. Bereits 1973 – so im selben Rundbrief – profitierten 350 Gesellschafter als Eigentümer von den Leistungen der angemieteten bzw. sich einmietenden 240 Mädchen. Obwohl die *Welt* und *Der Spiegel, Stern*[12] und weitere Presseorgane ausführlich berichteten, sind die Herren des gerade für organisiertes Verbrechertum zuständigen Bundeskriminalamts – wie die jüngste Veröffentlichung aus der Schriftenreihe des BKA mit dem Titel »Das Bild des Zuhälters in der Gegenwart« (Wiesbaden 1975/1) zeigt – bisher nicht auf das Unternehmen »Annabella« gestoßen. Juristisch wurde das Tor geöffnet für die Erfassung auch der Prostitution durch den Konzentrationsprozeß der kapitalistischen Wirtschaft mit dem vierten Strafrechtsreformgesetz vom November 1973.

Bis 1973 war unter Strafandrohung gestellt, »wer gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet« (Kuppelei, § 180 StGB) und als »männliche Person, welche von einer Frau, die gewerbsmäßige Unzucht treibt, unter Ausbeutung ihres unsittlichen Erwerbs ganz oder teilweise den Lebensunterhalt bezieht« (Zuhälterei, § 181a). Die neue Regelung stellt nicht mehr den gewerbsmäßigen Betrieb eines Bordells an sich unter Strafandrohung, sondern nur noch den Tatbestand, daß Prostituierte »in persönlicher oder wirtschaftlicher Abhängigkeit gehalten werden«.

Nach dieser Fassung kommt nur noch der kleine Zuhälter in den Knast, der mangels Kapitals sich nicht bei der Firma »Annabella GmbH und Co-KG« einkaufen kann und deshalb direkte, außerökonomische Gewalt anwenden muß, um durchsetzen zu können, daß bestimmte Mädchen und Frauen Teile ihres Lohnes an ihn abführen. So wie historisch direkte staatliche Gewalt ein wichtiger Hebel war, um den Konzentrationsprozeß des Kapitals zu beschleunigen, so wirkt auch das liberalisierte Sexualstrafrecht mit § 180 und § 181a durch die ausschließliche Sanktionierung überholter Kleinerwerbsbetriebe in diese Richtung. Die Förderung der Prostitution in Tateinheit mit Zuhälterei durch eine ins Firmenregister eingetragene Gesellschaft mit beschränkter Haftung kann allerdings in Anspruch nehmen, endlich durchsetzen zu können, was bisher der Polizei und den Ordnungsbehörden nicht gelungen war: die Aufhebung von Ausbeutungsverhältnissen, die durch direkte Herrschaftsbeziehungen sich begründeten, und ihre Ersetzung durch freie Lohnarbeit.

Verbrechen und Vergehen wider das Leben

Zu den grauenhaftesten und vom Umfang her massivsten Formen des Mordens, des Quälens und der Vergewaltigung der Nachkriegsgeschichte zählt der Vietnam-Krieg. Für ihn trifft ein Paragraph zu, der ursprünglich unter dem Eindruck faschistischer Verbrechen formuliert worden war:

§ 220a (Völkermord)
»Wer in der Absicht, eine nationale, rassische, religiöse oder durch ihr Volkstum bestimmte Gruppe als solche ganz oder teilweise zu zerstören,
1. Mitglieder der Gruppe tötet,
2. Mitgliedern der Gruppe schwere körperliche oder seelische Schäden . . . zufügt,
3. die Gruppe unter Lebensbedingungen stellt, die geeignet sind, deren körperliche Zerstörung ganz oder teilweise herbeizuführen,
4. Maßregeln verhängt, die Geburten innerhalb der Gruppe verhindern sollen,
5. Kinder der Gruppe in eine andere Gruppe gewaltsam überführt,
wird mit lebenslanger Freiheitsstrafe bestraft.«
Nach § 78 StGB ist dies das einzige Verbrechen aus dem Katalog der Straftatsbestände, das nicht verjährt.

Wie in fast allen bisher beschriebenen Situationen wurde auch dieses Verbrechen in Tateinheit mit einer anderen Handlung betrieben, die, wenn wir einige rechtfertigende Begriffe weglassen, das deutsche Strafrecht erfaßt hat:

§ 127 (Bildung bewaffneter Haufen)
»Wer . . . einen bewaffneten Haufen bildet oder befehligt oder eine Mannschaft . . . mit Waffen oder Kriegsbedürfnissen versieht, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.«

Daß in der Kriminalstatistik des Bundeskriminalamtes kein Fall von Völkermord ausgewiesen ist, mag ein rechtsunkundiger Leser sich damit erklären, daß schließlich deutsches Strafrecht nicht für Auslandstaten gilt – aber gefehlt. Zur Verteidigung internationaler Rechtsgüter muß auch der im Ausland begangene Völkermord (einschlägig § 6 StGB) von deutschen Behörden verfolgt werden. Nicht einmal über den Schuldausschließungsgrund des Verbotsirrtums, der oben schon am Beispiel des Freispruchs faschistischer Verbrecher vorgestellt wurde, läßt sich erklären, daß der Völkermord in Vietnam bisher von deutschen Behörden nicht sanktioniert wurde, obwohl Täter genug in Kasernen auf deutschem Boden stationiert sind.
Der Grund liegt darin, daß dieses Morden, bei dem Millionen Zivilisten in entsetzlicher Art und Weise ihr Leben verloren haben, durchaus nicht vom Motiv des Völkermords her erklärt wird. Die richtige – und hier einschlägige – Antwort findet sich bereits 1954 in der *Parole*, dem offiziösen Organ des Bundesinnenministeriums für den Bundesgrenzschutz. In einer Stellungnahme zum damals von der französischen Armee geführten und bereits von den USA mitfinanzierten Indochina-Krieg wurde den jungen BGS-Beamten erklärt, daß dieser Krieg geführt würde, um zu verhindern, »daß mit Indochina ganz Ostasien mit seinen unentbehrlichen Rohstoffen in die Hände der Kommunisten fällt«.[13] Der Vollständigkeit halber soll nicht unerwähnt bleiben, daß 1968 in der BRD ein Prozeß geführt wurde, bei dem es um den Völkermord in Vietnam ging, obwohl er in der Strafverfolgungsstatistik des Jahres 1968 unter Beleidigungsdelikte gezählt wurde. Ein Journalist wurde in jenem Jahr in Frankfurt/Main wegen Beleidigung des Bundeskanzlers Kiesinger zu einer Geldstrafe verurteilt, weil er in einem »als Steckbrief aufgemachten politischen Plakat den amerikanischen Präsidenten Johnson des Völkermordes bezichtigt hatte«.[14]

Verbrechen und Vergehen wider die persönliche Freiheit

In schweren Fällen sogar als Verbrechen geahndet wird ein Delikt, das in den letzten Jahren unübersehbar geworden ist.

§ 241a (Politische Verdächtigung):
»Wer einen anderen durch eine Anzeige oder eine Verdächtigung der Gefahr aussetzt, aus politischen Gründen verfolgt zu werden und hierbei im Widerspruch zu rechtsstaatlichen Grundsätzen durch Gewalt- oder Willkürmaßnahmen Schaden an Leib oder Leben zu erleiden, der Freiheit beraubt oder in seiner beruflichen oder wirtschaftlichen Stellung empfindlich beeinträchtigt zu werden, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.«

Da dieser uns unter dem Stichwort »Berufsverbote« so geläufige Tatbestand entscheidend durch eine darauf spezialisierte und rechtsstaatlichen Kon-

trollverfahren enthobene Institution, die ihre Anzeigen oder Verdächtigungen unter dem Begriff »Erkenntnisse« feilbietet, mitgetragen wird, ist in der Regel dieses Delikt in Tateinheit mit § 129 (Bildung krimineller Vereinigungen) zu sehen. Inwieweit unmittelbare Täter aus dem Kreis der ca. 3600 Vollbeschäftigten und der 30 000 V-Männer dieser Organisation sich darauf berufen können, einem Verbotsirrtum zu unterliegen, hängt von dem Ergebnis einer weiteren Prüfung ab. Ihr oberster Dienstherr, ein liberaler Professor der Rechte, erklärte unlängst: »Dabei könnten gewaltlose Extremisten gefährlicher sein als die, die ihre Ziele mit Gewalt erreichen wollten . . . Gewaltlose Verfassungsfeinde dürften keinen ›demokratischen Persilschein‹ bekommen«.[15]
Sollte sich hier der oberste Dienstherr der Anstiftung schuldig gemacht haben? Liegt etwa bei den unteren Chargen ein Befehlsnotstand vor?
Wie dem auch sei, die Szenarien sind zu gegenwärtig, als daß es noch einzelner Beispiele bedürfte. Die Zahl unmittelbarer Opfer geht in die Hunderte, die Zahl der mittelbar Betroffenen und Eingeschüchterten in die Zehntausende.

Sachbeschädigung

Diese Überschrift des 26. Abschnitts unseres StGBs weckt die Assoziation, daß unser Strafgesetzbuch Sanktionen zum Schutz von Gebrauchswerten enthalte. Dennoch gibt es ein Phänomen, das allen Bürgern der Bundesrepublik vertraut ist und zeitweilig zu unübersehbaren Protesten geführt hat, *ohne* daß die größere Tätergruppe jemals in den Genuß strafrechtlicher Betreuung kam. Ihre Handlungen faßt der § 305 StGB (Zerstörung von Bauwerken):

»Wer rechtswidrig ein Gebäude, ein Schiff, eine Brücke, einen Damm, eine gebaute Straße, eine Eisenbahn oder ein anderes Bauwerk, welche fremdes Eigentum sind, ganz oder teilweise zerstört, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.«

Nun besteht sicher Übereinstimmung darin, daß man Randalierern, die Licht- und Wasserleitung aus einem Haus herausreißen, Heizkörper zerschlagen, Fensterscheiben und Türen einschlagen, obwohl der Gebrauchswert dieser Gebäude für Wohnzwecke noch voll erhalten war, Einhalt gebieten muß. Und obwohl dieses Geschehen auch in der Kriminalstatistik auftaucht und manch ein Rocker sich vor dem Gericht wegen entsprechender Handlungen verantworten mußte, wurde es in Frankfurt am Main zeitweilig zur Tagespraxis, daß mehrere Hundertschaften der Bereitschaftspolizei aufmarschierten, um die vorsätzliche Zerstörung von bewohnbaren Gebäuden nicht etwa zu verhindern, sondern zu garantieren. Wieviel Wohnsubstanz mag wohl durch Rocker, wieviel durch Bauspekulanten zerstört worden sein?

Hartherzige Halunken, die sich durch außergewöhnlich große kriminelle Energie auszeichnen, kämpfen weltweit um die Ausdehnung und Belieferung des Drogen- und Suchtmittelmarktes. Ihnen das international betriebene Handwerk zu legen, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Bundeskriminalamtes, liest man. Der Strafrechtsteil des Betäubungsmittelgesetzes sieht Freiheitsstrafen bis zu zehn Jahren vor, um den Bürger vor schweren gesundheitlichen Schäden durch Rauschgifte und Suchtmittel zu schützen. Der gewerbs- und bandenmäßige Handel in der Absicht, »aus der Wiederholung von Tathandlungen einen fortgesetzten, auf bestimmte Zeit vorgesehenen Gewinn zu erzielen und sich so eine fortgesetzte Einnahmequelle von einiger Dauer und einigem Umfang zu schaffen«[16], wurde sogar als eigenständiger Tatbestand gefaßt. Knapp 27 000 Rauschgiftdelikte sind allein 1974 der Polizei bekannt geworden. Neben der Beschaffung und dem Handel haben die internationalen Rauschgifthaie auch die Bedarfsweckung marktstrategisch organisiert. Geschickte Anzeigenkampagnen sind dabei ein wichtiges Mittel:

»Geben Sie der Lebensfreude eine Chance – Denn das Leben kann so schön sein! mct-Psycho-Dragées schaffen Zuversicht, frischen Lebensmut, Energie, Arbeitslust und verhelfen zu einer positiven Lebenseinstellung – mct-Psycho-Dragées nur in Apotheken, rezeptfrei.«
(Diese Anzeige war nicht etwa in einer nur unter dem Ladentisch gehandelten und so vor den argwöhnischen Augen der Strafverfolgungsorgane versteckten Zeitung plaziert, sondern in Deutschlands auflagenstärkster Tageszeitung *Bild* (29. 1. 1975); die Titelüberschrift eines redaktionellen Beitrags auf derselben Seite: »Wie Ehefrauen ihren arbeitslosen Männern helfen können«.)

Für den Bereich Nordrhein-Westfalens kürzlich vorgelegte Zahlen verweisen darauf, daß knapp 60% der den Gesundheitsämtern bekanntgewordenen Süchtigen von rezeptpflichtigen Substanzen abhängig sind.[17] Nicht die in Büstenhaltern, Autoreifen oder leergeschabten Kokosnüssen nächtens von bewaffneten Banden über Grenzen geschmuggelten Drogen entwickeln sich so zur größten Gefahr – womit ihre Gefährlichkeit nicht verniedlicht werden soll –, sondern die von seriösen Weltfirmen der Arzneimittelbranche produzierten und über das Vertriebsnetz der Apotheken bereitgestellten Psychopharmaka, die teilweise Gewinn-Spannen realisieren lassen, die denen im Heroin-Handel der Unterwelt nicht nachstehen. »So kosteten z. B. die für die Herstellung erforderlichen Wirkstoffe bei Valium 80 bis 90 DM und bei Librium rund 40 DM. Für dieselbe Substanz wird als Medikament verpackt 22 000 bzw. 5000 DM je kg erlöst.«[18] Welcher Werbeaufwand betrieben wird, um Psychopharmaka auf dem Markt zu plazieren, verrät ein Blick in jede beliebige medizinische Fachzeitschrift. Auch hier ist die Unterwelt allemal unterlegen. Anders als im Drogengeschäft der Unter-

welt, bei dem es aufwendiger Ermittlungsverfahren bedarf, bis die Strafverfolgungsbehörden Produzenten und Händler packen können, genügt beim legalen Geschäft mit der Droge wieder der Blick in die Tageszeitung. Im Mai 1972 berichtete die *FAZ* ausführlich über die zunehmende Verwendung des rezeptfreien Weckamins »AN 1« als Rauschmittel, im Oktober 1972 zog *Die Zeit* mit einem ausführlichen Artikel nach.[19] Obwohl durchaus »Gefahr im Verzuge«, wartete man vergeblich auf einen schnellen Zugriff durch die Rauschgift-Dezernate der Landeskriminalämter.

III

Hier soll unsere durch keine höchstrichterlichen Revisionsinstanzen kontrollierbare und sanktionierbare freie Subsumtion abbrechen. Fälle gibt es genug. Vielleicht sind Leser angeregt worden, ihrerseits mit dem StGB in der Hand den politischen und Wirtschaftsteil der Tagespresse zu lesen.
Abschließend wollen wir uns der Frage zuwenden, was denn nun das Gemeinsame, was aber auch das Trennende jener sozialen Situationen ist, die einerseits vom Strafgesetzbuch als kriminelle Delikte erfaßt und vom innerstaatlichen Gewaltapparat verfolgt werden, andererseits aber Anerkennung und Bundesverdienstkreuze einbringen.
Ein erster Blick in die polizeiliche Kriminalstatistik zeigt, daß Verstöße gegen die Eigentumsnorm (Diebstahl, Betrug, Unterschlagung, Hehlerei, Raub, Erpressung, Sachbeschädigung etc.) zumindest quantitativ das Kriminalitätsproblem ausmachen. Addiert man die prozentualen Anteile der Eigentumsdelikte an der Gesamtkriminalität, so kommt man 1974 auf 83,2%.

Dies gilt nicht nur für die BRD: »Nach Clinard hatten Bereicherungsdelikte 1962 in den USA einen Anteil von 91,7% an allen der Polizei bekanntgewordenen Straftaten. Eine Vergleichsuntersuchung von R. Holle zeigte für West-Europa ähnlich hohe Anteile: England und Wales 95%, Dänemark 92%, Schweden 78% . . .«[20]

Zwar nimmt sich das Eigentumsdelikt niedlich aus im Vergleich mit dem Tötungsdelikt, der Einbruch im Vergleich mit der Körperverletzung. Dies täuscht aber nur darüber hinweg, daß ein großer Teil weiterer Delikte – wie Körperverletzung, Mord und Totschlag, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Urkundenfälschung etc. –, die in der polizeilichen Kriminalstatistik als eigenständige Delikte gefaßt sind, in vielen Fällen nur *Begleit- und Folgedelikte* des Grunddelikts Eigentums- oder Bereicherungskriminalität sind.

So ist Brandstiftung häufig ein Mittel des Versicherungsbetruges oder der Spurenverwischung. Urkundenfälschung ist häufig ein Mittel, um Voraussetzungen für Betrugsdelikte zu schaffen

oder um Fluchtbedingungen nach vorangegangenen Eigentumsstraftaten zu verbessern. Widerstand gegen die Staatsgewalt ist häufig ein Versuch, sich der Verhaftung zu entziehen. Als Sittlichkeitsdelikte werden kommerziell betriebener Porno-Handel, Striptease, Strichjungentätigkeit, Zuhälterei und Prostitution gefaßt. Im Sektor strafrechtlicher Nebengesetze wie dem Wirtschaftsstrafrecht oder dem Betäubungsmittelgesetz sind Verstöße gegen diese Gesetze gleichfalls überwiegend vom Motiv der Bereicherung bestimmt.

Ohne daß man sich die Mühe machen muß, auch noch den Gattenmord und Formen der Vergewaltigung über verschiedene Vermittlungsebenen auf die Kategorie Eigentum zu beziehen, wird schon deutlich, daß vom Kriminalitätsproblem kaum noch etwas übrig bleibt, wenn man sich die Kategorie Eigentum »wegdenkt«. Soweit zur klassischen Kriminalität.
Noch deutlicher wird die Bedeutung der Kategorie »Eigentum«, wenn man an die im zweiten Abschnitt subsumierten Situationen denkt. Mord, Totschlag, Nötigung, die Gefährdung der physischen und psychischen Gesundheit, die Verfolgung politischer Gegner etc. sind hier ausschließlich *Mittel* unmittelbarer Profitmacherei und der Sicherstellung der Voraussetzungen kapitalistischer Profitmacherei (Vietnam-Völkermord, Verfolgung politischer Gegner). Nur mag ein ITT-Manager, der den Staatsstreich in Chile mit vorbereitet hat, dies rationaler und leidenschaftsloser betrieben haben als ein kleiner Raubmörder, der nicht durch die Anonymität seiner Rolle in einem an Profitmacherei orientierten Wirtschaftssystem gedeckt ist und sich nicht des kapitalistischen Staatsapparates bedienen kann.
Das Trennende liegt aber nicht auf der Ebene der Leidenschaft. Für den klassischen Kriminellen, d. h. den eigentumslosen Eigentumstäter ist Kriminalität der Potenz nach immer der Versuch, sich vom Zwang zur Lohnarbeit in deformierter Form zu emanzipieren, gezwungenermaßen als *Karikatur* die Perspektive eines kapitalistischen Aktienkupon-Abschneiders für sich zu verwirklichen. Durch die Nicht-Verfügung über Produktionsmittel genötigt, dies durch Eingriffe im Sektor der Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums zu versuchen, stellen seine Handlungen sich als rechtswidrige dar, orientiert an wie immer auch gesellschaftlich pervertierten Bedürfnissen.
Rechtskonforme kapitalistische Profitmacherei, die sich als historisch höchste Form der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen frei gemacht hat von allen Schranken, die durch Bedürfnisse gesetzt sind, und deren Ziel und Zweck die Akkumulation abstrakten Reichtums ist, hat zur Voraussetzung gerade die Garantie bürgerlichen Rechtsfriedens. Die Sicherstellung von formaler Freiheit und Gleichheit, die prinzipielle Garantie des Eigentums wie die strafrechtliche Verfolgung *direkter persönlicher Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse* (also insgesamt der Schutz des Katalogs der »Rechtsgüter« unserer Rechtsordnung) sind strukturelle Voraussetzungen des Funktionierens dieses Systems.

Das, was heute unter dem Stichwort »Wirtschaftskriminalität« diskutiert wird und in Formen von Subventionsbetrug, Steuerhinterziehung, Kartellabsprachen und betrügerischer Konkurs bekannt wird, ist *systematisch* selbst noch ein Verstoß gegen grundlegende Bedingungen kapitalistischer Profitmacherei. Es sind Formen der Übertölpelung der Mitkonkurrenten, Verstöße gegen die unabdingbare Notwendigkeit gleicher Konkurrenzbedingungen durch Formen der Extra-Profitmacherei *außerhalb* der Produktionssphäre, also Eingriffe – wie beim klassischen Eigentumskriminellen – in den Bereich der *Verteilung* des gesellschaftlichen Reichtums.

Ein Zeuge, dem mit dem Vorwurf linker Demagogie nicht beizukommen ist, Max Weber, hat in seinem Hauptwerk *Wirtschaft und Gesellschaft* konstitutive Merkmale der kapitalistischen Form der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen beschrieben, kontrapunktisch gesetzt gegen die Nachteile feudaler, durch direkte Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse bestimmter Formen der Mehrarbeit.

»Bei der Lohnarbeitermiete ist
a) das Kapitalrisiko (in bezug auf das Menschenkapitalrisiko der Sklavenhaltung) und der Kapitalaufwand (der erforderliche, in Menschenbesitz anzulegende Kapitalbedarf für Anschaffung und Fütterung der Sklaven) geringer, –
b) die Reproduktion und Kinderaufzucht ganz dem Arbeiter überlassen, dessen Frau und Kinder ihrerseits Arbeit ›suchen‹ müssen (demgegenüber war die Sklavenverwendung im Falle der Zulassung von Sklavenfamilien belastet mit Unterbringungskosten, vor allem aber mit den Kosten der Fütterung der Frauen und der Aufzucht der Kinder, für welche nicht schon an sich eine ökonomisch rationale Verwertung als Arbeitskräfte gegeben war), –
c) ermöglicht deshalb die Kündigungsgefahr die Herausholung des Leistungsoptimums, –
d) besteht Auslese nach der Leistungsfähigkeit und -willigkeit (Engagement nach Probe an der Maschine und Entlassung bei Konjunkturschwankungen oder Verbrauchtheit) . . .«[21]

Wer unser Strafgesetzbuch kennt und noch einen Rest an naivem Rechtsgefühl retten konnte, wird sich des § 240 StGB (Nötigung) erinnern:

§ 240 (Nötigung)
1. Wer einen anderen rechtswidrig mit Gewalt oder durch Drohung mit einem empfindlichen Übel zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nötigt, wird wegen Nötigung mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe, in besonders schweren Fällen mit Freiheitsstrafe von sechs Monaten bis zu fünf Jahren bestraft.
2. Rechtswidrig ist die Tat, wenn die Anwendung der Gewalt oder die Androhung des Übels zu dem angestrebten Zweck als verwerflich anzusehen ist.
3. Der Versuch ist strafbar.

Was das Lohnarbeit-Kapitalverhältnis von feudalen Ausbeutungsformen unterscheidet und damit die strafrechtliche Verfolgung dieses Grundverhältnisses der bürgerlich-demokratischen Gesellschaftsordnung, legitimiert durch den § 240 StGB, *ausschließt*, ist die Ersetzung unmittelbarer Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse durch den Zwang ökonomischer Abhängigkeitsverhältnisse. Das Lohnarbeit-Kapitalverhältnis mit der Chance, zwischen verschiedenen Nachfragern nach der Ware Arbeitskraft zu wählen, verdeckt, daß in jedem Fall die Erlaubnis, für die eigene

Existenz zu arbeiten, erkauft wird mit der Notwendigkeit, für die Existenz des Anwenders der Ware Arbeitskraft mehr Arbeit zu leisten, als zur Sicherstellung (zur Reproduktion) der eigenen Existenz notwendig ist.

Anmerkungen

1 Ausführlich zu dieser Entwicklung: *links*, Nr. 73, Januar 1976.
2 Vgl. *Der Spiegel*, Nr. 50/1968, S. 82; *Vorgänge* Nr. 1/1969, S. 3-5.
3 Vgl. *Der Spiegel*, Nr. 24/1974, S. 30 f.
4 Vgl. *Der Spiegel*, Nr. 32/1975, S. 32.
5 Ein englischer Gewerkschaftssekretär im 19. Jahrhundert, hier zitiert nach K. Marx, *Das Kapital I* (MEW 23), S. 788.
6 Vgl. *Frankfurter Rundschau*, 17. 1. 1975 u. 18. 1. 1975.
7 Vgl. *NJW* 1969, Heft 40, S. 1770 ff.
8 Zitiert nach *Frankfurter Rundschau*, 2. 11. 1975.
9 Vgl. *Frankfurter Rundschau*, 13. 3. 1976.
10 Ebda.
11 Aus einem Schreiben des Geldanlagenbetreuers Manfred H. Hübner, 1 Berlin 31, vom 8. 3. 1973.
12 *Der Spiegel*, Nr. 13/73, S. 78-82; *Die Welt*, 7. 2. 1973; *Stern*, Nr. 40/1973, S. 70.
13 *Die Parole*, Heft 4/1954.
14 Vgl. *Vorgänge*, Heft 11/1968, S. 408.
15 Zitiert nach *Woche im Bundestag*, Ausgabe 14, 17. Juli 1974, S. 13.
16 Hier zitiert nach H. Ellinger, *Betäubungsmittel und Strafbarkeit*, Wiesbaden 1974, Schriftenreihe des Bundeskriminalamtes, S. 108.
17 Vgl. *Frankfurter Rundschau*, 5. 2. 1976, S. 20.
18 Angabe aus H. Uhlmann, »Inflation in Arzneien«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 22. 11. 1975, S. 23.
19 Vgl. E. Greiser »Bei Drogensüchtigen allzu beliebt«, in: *Die Zeit*, 6. 10. 1972.
20 Zitiert nach Autorenkollektiv *Gefesselte Jugend*, Frankfurt 1970, S. 80.
21 M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Köln-Berlin 1964, S. 122 f.

WAGENBACHS

Peter Brückner
„. . . bewahre uns Gott in Deutschland vor irgendeiner Revolution!"
1819. Die Ermordung des Staatsrats v. Kotzebue durch den Studenten Sand. Über Hochschulreformen.
WaT 6. 128 Seiten. DM 5,50

Auf dem Langen Marsch
Die Wende in der chinesischen Revolution, von Teilnehmern erzählt. Hrsg. von Dietmar Albrecht und Dirk Betke.
WaT 7. 160 Seiten. DM 7.-

Die Geschichte des Docktor FRANKENSTEIN
und seines Mord-Monsters oder Die Allgewalt der Liebe. Zusammengeschnitten und hrsg. v. Susanne Foerster.
WaT 8. 128 Seiten. DM 5,-

Babeuf. Der Krieg zwischen Reich und Arm
Artikel, Reden, Briefe von Gracchus Babeuf. Herausgegeben v. Peter Fischer.
WaT 9. 128 Seiten. DM 6,-

William Beckford: Die Geschichte des Kalifen VATHEK
Ein Schauerroman aus dem britischen Empire. Kommentare v. Gisela Dischner.
WaT 10. 192 Seiten. DM 7,50

1886, Haymarket
Die deutschen Anarchisten von Chicago. Lebensläufe und Reden. Herausgegeben v. Horst Karasek.
WaT 11. 192 Seiten. DM 7,50

Versuch, das Holstentor zu Lübeck im Geiste etwas anzuheben.
Zur Natur des Bürgertums. Von Jonas Geist
WaT 12. 144 Seiten. DM 6,50

Die Schlacht unter dem Regenbogen
Frankenhausen 1525, ein Lehrstück aus dem Bauernkrieg. Von Ludwig Fischer.
WaT 13. 192 Seiten. DM 7,50

Zapata
Barbara Beck und Horst Kurnitzky: Bilder aus der mexikanischen Revolution.
WaT 14. 160 Seiten. DM 6,50

Jean Chesneaux Weißer Lotus, Rote Bärte
Die Geheimgesellschaften in China. Zur Vorgeschichte der Revolution. Übersetzt u. herausgegeben von Walle Bengs und Uli Laukat.
WaT 15. 192 Seiten. DM 8,-

Peter O. Chotjewitz Die Briganten
Aus dem Leben süditalienischer Rebellen. Mit Bildern.
WaT 19. 192 Seiten. DM 7,50

Hans Christoph Buch Die Scheidung von Santo Domingo
Wie die Negersklaven von Haiti Robespierre beim Wort nahmen. Mit vielen Abb.
WaT 20. 192 Seiten. DM 8,-

Neuauflagen *der Taschenbücher 1-5*

Franz Kafka In der Strafkolonie
WaT 1. 96 Seiten. DM 4,-

FAUST Ein Deutscher Mann
WaT 2. 192 Seiten. DM 6,50

1848/49: Bürgerkrieg in Baden
WaT 3. 160 Seiten. DM 6,-

Länderkunde: Indonesien
WaT 4. 128 Seiten. DM 5,50

Schlaraffenland, nimms in die Hand!
Kochbuch für Gesellschaften
WaT 5. 192 Seiten. DM 7,50

TASCHENBÜCHEREI

Ralf Thenior, geboren 1945, seit 1947 Gedicht- und Prosaveröffentlichungen, lebt als Lyriker in Hamburg, bewegt sich als aktiver Teilnehmer in der neuen Hamburger Literaturszene (Kneipenlesungen, Literaturstammtisch, geplant: ein Lyrikfestival im Frühjahr 1977); studiert Germanistik und Philosophie.

Werner Mathes, geboren 1954, Offsetdrucker, Redakteur, gibt heute die Zeitschrift *Avant Garde – Zeitschrift für Kunst & Kommunikation* im eigenen Verlag heraus.

Knut Engelhardt, geboren 1947, Jurist, promovierte 1976 in Frankfurt mit der Arbeit »Psychoanalyse der strafenden Gesellschaft«; arbeitet z. Z. als Gerichtsreferendar und studiert Philosophie, Soziologie, Psychologie. Publikationen auf kriminologischem Gebiet, u. a. in der Zeitschrift *Kritische Justiz*.

Wolfgang Gabel, 1942 in Kaliningrad geboren, schrieb Hörspiele, Filme, Features u. a., arbeitet für verschiedene Zeitungen als Autor und Kritiker. Bücher: *Orte außerhalb*, 1972; *Valentins Traum*, 1975; *Aufstieg der Familie Kohlbrenner*, 1976; *Der Anfang vom Ende*, 1976.

Peter-Paul Zahl, geboren 1944, Offsetdrucker und Schriftsteller, ist am 12. 3. 1976 von einem Düsseldorfer Schwurgericht wegen »zweifachen Mordversuchs in Tateinheit mit besonders schwerem Widerstand« zu 15 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt worden. Zahl erhielt die Höchststrafe, weil er nach Ansicht des Schwurgerichts »ein Gegner des Staates ist und die Notwendigkeit der speziellen Abschreckung besteht«. Zur Verhandlung standen die Vorgänge bei Zahls Festnahme im Dezember 1972. Bei einer polizeilichen Kontrolle in der Düsseldorfer Innenstadt hatte Zahl zu flüchten versucht. Zwei Beamte hatten ihn verfolgt und 12 Schüsse auf ihn abgegeben. Zahl, der an beiden Armen verletzt wurde, hatte im Laufen viermal zurückgeschossen und dabei einen Polizeibeamten schwer verletzt. In der ersten Instanz war Zahl zu 4 Jahren Freiheitsentzug wegen »gefährlicher Körperverletzung und Widerstand« verurteilt worden. Im zweiten Verfahren versuchte die Staatsanwaltschaft, Zahl »Tötungsabsichten« zu unterstellen nach dem Muster: Zahl ist ein Linker – Linke schießen auf Polizisten – also ist Zahl ein Mörder. Wer Peter-Paul Zahl wirklich ist, läßt sich seinen Büchern – Gedichten, Prosa, Aufsätzen – entnehmen (u. a. im Karl Rauch Verlag, Verlag etcetera, Verlag Freie Gesellschaft, Verlag Neue Kritik, Rotbuch Verlag). Die Knastadresse von Peter-Paul Zahl ist: Rochusstraße 350, 500 Köln 30.

Falco Werkentin, geboren 1945, Soziologe, ist zur Zeit Mitarbeiter des Projekts »Zur Struktur innerer Gewalt« der Berliner Berghofstiftung für Konfliktforschung.

Kursbuch 45 *Wir Kleinbürger* September 1976

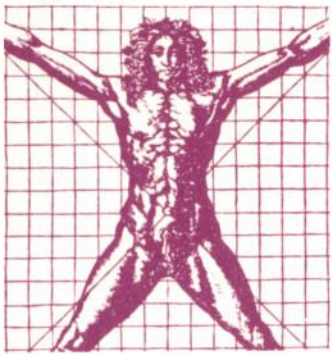
Kursbuch 46 *Volksfront in Europa?* Dezember 1976

Kann ein Bündnis der Linken, das Teile der Bourgeoisie integriert, auf Dauer seine sozialistischen Ziele verteidigen? / Volksfront: Erbe des Marxismus oder Produkt der Niederlagen der Arbeiterbewegung? Aktuelle Situation in Spanien, Frankreich, Italien, Portugal, Skandinavien / Wie verhält sich die Mao-Diplomatie gegenüber der Volksfront? / Ist der ›Eurokommunismus‹ stark genug, die sowjetische Hegemonie über die kommunistischen Parteien Westeuropas zu lockern? / Wie wird die NATO das Trauma kommunistischer Regierungsbeteiligung in ihrem Einflußbereich verarbeiten?

Lieferbare Kursbücher:

Kursbuch 44:
Unsere Unterwelt

Kursbuch 43:
Arbeitsorganisation – Ende des Taylorismus?



Kursbuch 42:
Unsere Bourgeoisie

Kursbuch 41:
Alltag

Kursbuch 40:
Beruf:
Langer oder kurzer Marsch?

Kursbuch 39:
Provinz

Kursbuch 38:
Lohnarbeit

Kursbuch 37:
Verkehrsformen II Emanzipation in der Gruppe

Kursbuch 36:
Geld

Kursbuch 35:
Verkehrsformen I Frauen Männer Linke

Kursbuch 34:
Kinder

Kursbuch 33:
Ökologie und Politik oder Die Zukunft der Industrialisierung

Kursbuch 32:
Folter in der BRD

Kursbuch 31:
Staatsgewalt und Reformismus

Kursbuch 30:
Der Sozialismus als Staatsmacht

Kursbuch 29:
Das Elend mit der Psyche II Psychoanalyse

Kursbuch 28:
Das Elend mit der Psyche I Psychiatrie

Kursbuch 27:
Planen Bauen Wohnen

Kursbuch 26:
Klassenkämpfe in Italien

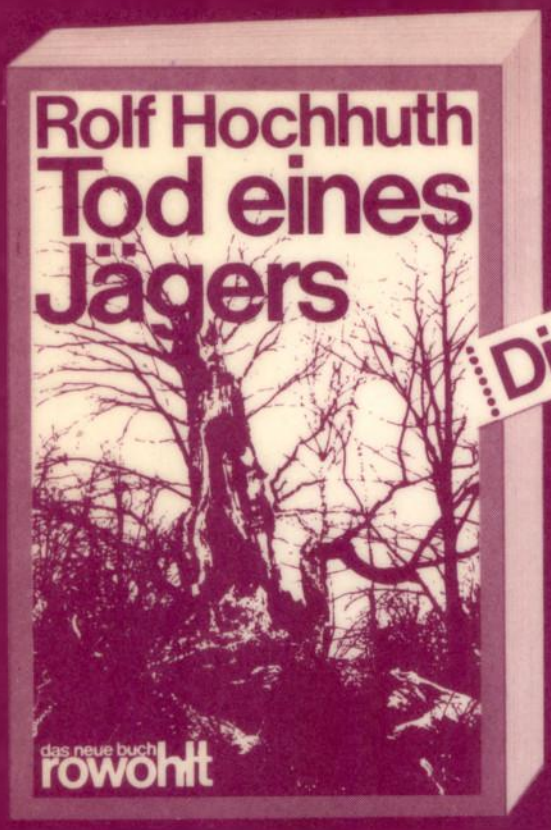
Kursbuch 24:
Schule Schulung Unterricht

Kursbuch 23:
Übergänge zum Sozialismus

Kursbuch 21:
Kapitalismus in der BRD

Jährlich erscheinen vier Kursbücher.
Mit einem Umfang von jeweils 192 Seiten.
Fast alle Kursbücher enthalten eine Plakatbeilage – den Kursbogen.
Einzeln kostet das Kursbuch 8 Mark (21–38 nur 7 Mark).
Im Jahresabonnement kostet das Kursbuch 6 Mark (21–38 für Neu-Abonnenten im Nachbezug nur 5 Mark)
Vergriffen sind die Kursbücher 1–20, 22 und 25.
Ausführliche Informationen über neue und alte Kursbücher enthält »Das kleine Rotbuch«. Schreiben Sie uns eine Karte – Sie erhalten es kostenlos!

Rotbuch Verlag
Potsdamer Straße 98
1 Berlin 30



Die neuen Titel

» Sonntagfrüh, am 2. Juli 1961 «, so beginnt Rolf Hochhuth seinen dramatischen Monolog »Tod eines Jägers«, der – als literarische Fiktion – Ernest Hemingways letzte Stunden vor seinem Selbstmord zum Inhalt hat.
Dem selbstgewählten Tod voraus geht der Versuch, Bilanz zu ziehen, Einsicht zu gewinnen in die inneren Antriebe seines Schaffens, in die Abhängigkeiten und Zeitbezogenheiten seiner Existenz als Schriftsteller.
(das neue buch 68 / DM 8,–)

weitere Neuerscheinungen:

Jan Christ
Asphaltgründe. Erzählungen
(das neue buch 70 / DM 8,–)

Kenneth Koch
Vielen Dank. Gedichte und Spiele
(das neue buch 73 / ca. DM 10,–)

Literaturmagazin 5
Das Vergehen von Hören und Sehen
Aspekte der Kulturvernichtung
Herausgegeben von Hermann Peter Piwitt und Peter Rühmkorf
(das neue buch 72 / ca. DM 12,–)

Harold Pinter
Niemandsland/Monolog/ Die Geburtstagsfeier/ Der Hausmeister/Heimkehr
Fünf Theaterstücke
(das neue buch 69 / DM 12,–)

Hermann Peter Piwitt
Boccherini und andere Bürgerpflichten. Essays
(das neue buch 71 / ca. DM 12,–)

Johannes Schenk
Jona
(das neue buch 67 / DM 8,–)

das neue buch rowohlt die Reihe mit dem leuchtroten Rahmen. Herausgegeben von Jürgen Manthey